VADIAN

UND SEINE STADT ST. GALLEN



VADIAN 1540

WERNER NÄF

VADIAN

UND SEINE STADT ST. GALLEN

ERSTER BAND: BIS 1518

HUMANIST IN WIEN



FEHR'SCHE BUCHHANDLUNG ST. GALLEN

(1944)



SATZ UND DRUCK: BUCHDRUCKEREI H. TSCHUDY & CO. ST. GALLEN
PRINTED IN SWITZERLAND

Inhalt

Verzeichnis der Tafeln

Erläuterungen zu den Bildtafeln siehe Seite 361

Zur Einführung

Wege der Vadianforschung

Zwei Namen bezeichnen den *einen* Mann: Joachim von Watt und Vadianus. Den ersteren hatte er durch Geburt und Taufe erhalten und trug ihn als St.Galler, als Spross seines altbürgerlichen Geschlechtes, als Bürgermeister, der seine Stadt ein Menschenalter lang leitete, bildete, erzog. Den andern hatte er sich als Student zurechtgemacht, um ihm als Professor der Wiener Universität, als lateinischer Schriftsteller, Redner und Poet in der humanistischen Gelehrtenrepublik Klang und Glanz zu geben. *Dieser* ist sein historischer Eigenname geworden; mit ihm lebt und wirkt er fort, auch bei seinen st.gallischen Mitbürgern aller Generationen. Den Humanistennamen allein trägt, neben den Daten seiner Lebensspanne 1484 bis 1551, sein Standbild auf dem Markte zu St.Gallen. Vadiana heisst die von ihm begründete Stadtbibliothek, von der Stadt Vadians spricht man, nicht ohne inneres Recht, bis auf den heutigen Tag. Wer Joachim von Watt gewesen, wissen nur die Geschichtskundigen, Vadian ist — freilich in st.gallischer Aussprache und Betonung des fremden Namens — volkstümlich.

Und doch kannte die lebendige Tradition und selbst die Geschichtsschreibung im Grunde nur Joachim von Watt, das heisst den St. Galler Bürgermeister und Reformator, Stadtarzt und Geschichtsschreiber, nicht aber Vadianus, den Humanisten. Wohl sah man in ihm den Liebhaber der Bücher und der Wissenschaften, den gelehrten Arzt, Staatsmann, Kirchenmann, die harmonische Persönlichkeit, in der humanistische Bildung als humane Gesinnung segensreich wirksam wurde. Aber seine allgemeine geistesgeschichtliche Bedeutung blieb unbestimmt. Man wusste: er war Professor in Wien; aber man wusste nicht, was und wie er gelehrt hatte. Man wusste: er hatte lateinische Werke geschrieben, und man kannte ihre Titel; aber sie blieben ungelesen. Man wusste: er war vom Kaiser zum Dichter gekrönt worden; aber man hatte kaum eine Vorstellung von Art und Umfang seines poetischen Schaffens. Nur im st. gallischen Rahmen

gewann seine Gestalt Relief, leibhaftig schritt er nur durch die st. gallischen Gassen. Von den sechzehn Wiener Jahren bewahrte die Erinnerung nur ein stark nachgedunkeltes Bild, und die Wissenschaft bemühte sich kaum, es aufzuhellen.

Vadian wurde und blieb, für die biographische Darstellung, ein fast ausschliesslich lokalhistorisches Thema. Dies hatte seinen inneren Grund. In einem bestimmten, kleinen Lebenskreis wurde er die unvergleichliche, die ausschlaggebende geschichtliche Macht. Er hat die geschlossene heimische Gemeinschaft seiner Stadt mit seinem Geiste so völlig durchdrungen, dass St.Gallen fortan in ihm und er in St.Gallen lebte, dass die Nachfahren alle sich ihm verbunden und verpflichtet wussten. Hier blieb Vadian dem Lebensgefühl gegenwärtig. Der Humanist dagegen hatte im grossen Chor nur e i n e Stimme geführt; er hatte einen bemerkenswerten Abschnitt in einem Kapitel deutscher Geistesgeschichte geschrieben, in jenem Humanistenkapitel, das sich einer fremden Sprache bediente, dessen Schrift bald verblasste und schwer leserlich wurde, und unter das die weit mächtigere Reformation früh einen Schlußstrich zog. Ihm konnte sich nur wissenschaftliches, nur historisches Interesse zuwenden.

Und auch dieses historische Interesse blieb lange aus. Vadians Lebenslenkung selbst hat dies veranlasst. Er verliess Wien mit 34 Jahren; seine humanistische Wirksamkeit blieb kurz; er selbst hat ihr keinen lauten Nachhall gegeben. Er setzte von 1518 an das volle Gewicht seiner Persönlichkeit in St.Gallen ein, für Gegenwart und Zukunft seiner Stadt. Er entschwand der allgemeinen Gelehrtengeschichte, der allgemeinen Literaturgeschichte, weil er in St.Gallen und von da aus in der Ostschweiz tätig wurde, — in begrenzter Weite, aber in die Tiefe, wohl mit geistiger Kraft, aber durch politische Tat, wohl auch noch als Schriftsteller, aber mit deutscher Feder, um Vergangenes zu Gegenwartswirkung zu bringen, um den religiösen und politischen Stand seiner Stadt zu umreissen, und um vorzuzeichnen, was sie sein und werden sollte.

So haben die Geschichtsschreiber der Universität Wien und ihrer Bibliotheken, der deutschen Wissenschafts- und Literaturentwicklung, die Herausgeber humanistischer Werke und Briefe, die Biographen humanistischer Gelehrter wohl auf ihren Bahnen dann und wann die Gestalt Vadians angetroffen, und immer wieder spüren wir, dass sie den Eindruck einer bedeutsamen Begegnung hatten. Aber was sie im Vorbeigehen von Lebensdaten anmerkten oder aus seinen Schriften charakterisierend zu-

sammenstellten, blieb unvollständig und auffallend stark der Unsicherheit und dem Irrtum ausgesetzt. Gegenstand eingehender, auf ihn gerichteter Untersuchungen wurde Vadian nicht. Erst in den letzten Jahrzehnten wurde die Humanismus-Forschung stärker auf ihn aufmerksam. Josef Nadler hatte, als Professor im schweizerischen Freiburg, das europäische Format von Vadians Erscheinung erkannt und ging ihr in Wien weiter nach, insbesondere die literarischen Schriften — Gallus pugnans und vor allem De Poetica — ins Licht hebend und in seine Literaturgeschichten einordnend. Nach und neben Nadler bringt Hans Rupprich in Wien, Herausgeber von Konrad Celtis' Briefwechsel, Vadian sein Interesse entgegen.

Vadians Humanismus könnte nirgends vollständiger erfasst und nirgends allseitiger in Vergleichung gesetzt werden als in Wien; schwerlich aber konnten die Wiener Literarhistoriker sich zu Joachim von Watt hingezogen fühlen. Er ist von St.Gallen aus zu sehen. Doch so oft in st. gallischer Forschung oder ihr zur Seite sein Leben — sei es auch als das Leben Vadians — beschrieben wurde, blieben die anderthalb Wiener Jahrzehnte dem Verständnis schwer zugänglich, ja auch der Anteilnahme eher nebensächlich. Die sieben vom 16. bis zum 20. Jahrhundert, von Johannes Kessler bis Johannes Ninck, selbständig erschienenen Biographien sind, mit einer Ausnahme (Pressel) von St. Gallen ausgegangen und dem grossen St.Galler gewidmet, und allen steht eines zentral: das Interesse für den Reformator. Ihre Verfasser sind Theologen: Johannes Kessler (1502/3—1574), Freund und reformatorischer Mitstreiter Vadians, Haupt der erneuerten st.gallischen Kirche, — Christian Huber (1627—1697), V. D. M., Rektor des Gymnasiums, später Stadtpfarrer und Dekan, — J. M. Fels (1761—1833), Professor der Theologie am Kollegium zu St. Gallen, — Theodor Pressel, Kirchenhistoriker, gestorben 1877 als Dekan in Schorndorf, — Johannes Ninck (1863—1939), Pfarrer und Lehrer der alten Sprachen in Winterthur; oder sie stellten ihre Lebensbilder in den Zusammenhang reformatorischer Schriften und religiös gestimmter Vorträge: der Germanist Ernst Götzinger schrieb über den Reformator und Geschichtsschreiber von St.Gallen in den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte (1895), der Historiker Wilhelm Ehrenzeller gab 1924 einen in der Freien Protestantischen Vereinigung St. Gallen gehaltenen Vortrag in erweiterter Form heraus. Die Einführung und Behauptung der Reformation in St. Gallen, die Organisation der st. gallischen Kirche, die reformatorischen Schriften stehen im Zentrum; Vadians Tätigkeit und

Stellung im Rat, seine Politik, die Tendenz seiner Chronikwerke werden von da aus betrachet und gewertet. Die Biographen geben dem Charakterbild des Reformators lebendige Züge und Farben, sie stellen den Stadtarzt daneben, lassen den Politiker dagegen eher unbestimmt; Vadians deutsche, st.gallische Geschichtsschreibung interessierte Götzinger in hohem Masse; die Zeit vor 1518 aber nimmt überall einen kleinen Raum ein, — Vorstufe späterer, st. gallischer, reformatorischer Lebensleistung, für sich selbst nicht aufgenommen, nicht erforscht, kaum über äusserliche und vielfach fragwürdige Andeutungen hinausgeführt.

Hier stellte sich einer wissenschaftlichen Gesamtdarstellung die erste, ungemein reizvolle, noch nie vorweggenommene Aufgabe.

Grundlage aller biographischen Vadianforschung ist bis heute die Vita Vadiani, die Johannes Kessler wenige Jahre nach Vadians Tode verfasste[1]. Geschrieben von dem Manne, der Vadian während der drei letzten Lebensjahrzehnte menschlich-freundschaftlich und in der Führung der religiös-geistigen Angelegenheiten der Stadt unentwegt nahestand, hat diese Vita wohl den Charakter des rühmenden Nachrufs. Aber wenn panegyrische Töne anklingen, so ergibt sich dies wesentlich aus der konventionellen lateinischen Stilisierung. Der wahre Wert dieser Vita liegt darin, dass Kessler Vadians Leben und Wesen wie kein zweiter kannte, dass er sichere biographische Angaben und wohl überlegte Charakterisierungen zu geben vermochte. Aus Vadians Munde und aus Vadians Schriften, so belegt er selbst[2], sammelte er den biographischen Stoff. Die knappen Lebensdaten sind richtig, das Vadianbild ist aus echter Verehrung kräftig gezeichnet. Wohl steht vor Kesslers Auge die Altersgestalt Vadians; von ergreifender Unmittelbarkeit ist die Schilderung seines Todes, bis zu den Anfängen der Reformation reicht Kesslers eigene Erinnerung zurück; die frühen Zeiten dagegen hat er, der fast zwanzig Jahre Jüngere, nicht begleitet, und hier sind es denn anekdotische Szenen, nachträglich eingesetzte Motive, die das dürftige Jugendporträt beleben sollen und es in diesem Bestreben eher verzeichnen. Kesslers Charakterisierung fasst Vadians

---

[1] Ioachimi Vadiani Vita per Ioannem Kesslerum Sangallensem conscripta (ediert in Johannes Kesslers Sabbata mit kleineren Schriften und Briefen, unter Mitwirkung von *E. Egli* und *R. Schoch* hsg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen, St. Gallen 1902, S. 601 ff, 9 Seiten).

[2] Kessler an Konrad Lykostenes (Wolfhart) in Basel (gest. 1561), vgl. Briefwechsel (in Johannes Kesslers Sabbata), Nr. 68.

Persönlichkeit auf, wie sie in reifer, ausgeglichener Vollendung nach schwungvoller Jugend und kämpferischen Mannesjahren im Greis zur Abklärung gekommen war. Aber kein wesentlicher Zug ist falsch; was Kessler Vadian zuspricht, macht seine ideale Gestalt, der er im realen Leben erstaunlich nahekam, aus: die Milde und Güte, die Gerechtigkeit und Leutseligkeit, die Vorsicht und Weisheit, die Menschen- und Vaterlandsliebe. Aber Kessler gibt, an jeder charakterisierenden Stelle, die das apollinische Bild zu irdischer Männlichkeit lebensnah ergänzenden Züge: die kräftige, gewichtige Leiblichkeit, den festen, tätigen, beständigen Willen. Pie et constanter wurde dieses Leben geführt.

Als fünfviertel Jahrhunderte später Christian Huber sein Ehren-Gedechtnus Joachim von Watts veröffentlichte[1], erschien die Auffassung von Vadians Persönlichkeit bereits einigermassen erweicht, und je höher er seine Lobeserhebungen steigerte, um so nüchterner und kleinbürgerlicher machte er seinen Helden. Huber schreibt Kessler aus, bringt schildernde und preisende Zeugnisse aus Briefen von Zeitgenossen bei; er gelangt stofflich kaum weiter, richtet jedoch seinen Blick vom natürlichen Vadian auf ein retouchiertes Bild, das zum Ruhm und zur Nacheiferung vor die st.gallischen Nachfahren gestellt wird: ein rechter Vater des Vaterlandes, eine wahre Krone der löblichen Eidgenossenschaft, eine schöne Zierde der ganzen Christenheit. Vadian wird der fromme Reformator, der auf Wohlfahrt eingestellte Politiker, der fleissige Beamte, der hilfreiche und herablassende Mitbürger.

Auf dieser Bahn ging, abermals 135 Jahre später, J. M. Fels weiter[2], — so radikal er die »Erbärmlichkeit« von Hubers Ehren-Gedechtnus verwarf und Kessler der Einseitigkeit zieh, und so entschieden er seinen Vorgängern an Kenntnis des Vadianischen Nachlasses tatsächlich überlegen war[3].

---

[1] Ehren-Gedechtnus dess hochgeachten, woledlen, vesten, hochgelehrten, fürnemen, fürsichtigen, frommen und wolweisen Herren Hrn. Joachim von Watt, medic. Doct. gewesenen Burgermeisters und Reformatoris der Statt und Kirchen S. Gallen ... von *Christian Huber,* V. D. M. und derzeit Rectore des Gymnasii daselbst, St. Gallen 1683, 85 Seiten.

[2] Denkmal schweizerischer Reformatoren. Ein Beytrag zur Feyer des Jubiläums von der höhern Lehranstalt der Stadt St.Gallen. In Vorlesungen von *J. M. Fels,* Professor der Theologie, III, Joachim von Watt, genannt Vadianus, St.Gallen 1819, 104 Seiten.

[3] Er hätte die handschriftlichen Werke Vadians abgeschrieben und ausgezogen (Der Geist aller handschriftlichen Werke des Dr. Joachim von Watt von *J. M. Fels,* Ms. in der Stadtbibliothek St.Gallen).

Seine Lebensskizze Vadians umfasst allerdings nur zwanzig Seiten; sie hat Berichtigungen bringen wollen, im einzelnen auch gebracht und durch die angefügte Analyse der Schrift Vadians gegen Schwenckfeld die Erforschung seiner theologischen Einstellung in die Wege geleitet. Sie hat aber Verwirrung in das ganze Konzept getragen, indem sie Vadians Leben völlig der theologischen Motivierung und einer moralisierenden Beurteilung auslieferte, indem sie Vadian zum theologischen und politischen Aufklärer machte. Fels antizipiert Vadians reformatorische Absichten: schon in Wien habe dieser Luthers Schriften kennen gelernt und aus ihnen heilsame Belehrung und wahre Erbauung geschöpft; ja schon vorher habe er, »durch Geistesverwandtschaft mit den Freunden des Lichts, in einem damals für die gute Sache der Aufklärung durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit entscheidenden, schönen Bunde gegen mönchische Dummheit und blinden Köhlerglauben« gestanden; er sei von Wien nach St. Gallen zurückgekehrt, um »daselbst für die Verbreitung des Lichts evangelischer Wahrheit gedeihlich wirken zu können«. Und dann leuchtete er in Sankt Gallen durch alle Tugenden: Milde, Wahrhaftigkeit, Leutseligkeit, Freigebigkeit, Vaterlandsliebe, Gastfreundschaft, Uneigennützigkeit, Versöhnlichkeit, Anmut, Freundlichkeit, Bescheidenheit, Festigkeit, Mut, Sanftmut, Grossmut, Gleichmut, Weisheit, Beredsamkeit, Gerechtigkeit, Fleiss, Geist, Kraft, Würde, Güte.

Von solcher Betrachtungsart kam auch Theodor Pressel, Archidiaconus in Tübingen, wie er sich im Titel seiner Schrift[1] nennt, nicht los. Nicht patriotische, sondern konfessionelle Verwandtschaft führte ihn zur Beschäftigung mit Vadian; seine Biographie möge »sich würdig anschliessen der Reihe der edlen Bilder, mit denen der Ahnensaal der reformierten Kirche billig geschmückt wird«. Zwar erwähnt er als erster ausdrücklich die Eigenart Vadians unter den Reformatoren: er wurde vom Humanisten zum Reformator, ohne vorher theologische Studien — »weder priesterliche noch klösterliche Vor- oder Verbildung« — durchgemacht zu haben, und als Reformator eignete er »theologisches Wissen sich erst nach Bedarf« an. Aber auch Pressel ist der Kampf für die evangelische Wahrheit Ziel und Sinn dieses Lebens. Der unreligiöse Humanismus von Vadians erster Wiener Zeit gilt Pressel als eine »gefährliche Krisis«, und indem Vadian

[1] Joachim Vadian. Nach handschriftlichen und gleichzeitigen Quellen von Dr. *Theodor Pressel*... (Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der reformierten Kirche), Elberfeld 1861, VI und 103 Seiten.

sie überwand, fasste er den Entschluss, »seinem Gott und seiner Vaterstadt das grösste Opfer zu bringen«, zu Gottes Ehre und als »biederer Schweizerbürger« heimzukehren, um zum Reformator zu werden. Wegleitend ist der religiöse Antrieb; Vadians Persönlichkeitswirkung aber führt Pressel auf seine demokratische Art zurück: Vadian wollte die Stimme des Volkes sein und trat mit seiner Person bescheiden zurück.

Pressels Darstellung gewinnt einen gewissen wissenschaftlichen Wert dadurch, dass er Quellen heranzieht: die handschriftliche Briefsammlung der Stadtbibliothek, Kesslers Vita und Sabbata, Fels' Auszüge. Aber er baut die Biographie doch nicht von den Quellen aus auf; er macht sie, mit reinem Sinn, aber mit einseitig eingestelltem Blick, zur Illustration seiner These nutzbar[1].

Weitere Ausblicke eröffnete Ernst Götzinger in seiner 1895 erschienenen Schrift Joachim Vadian, der Reformator und Geschichtsschreiber von St.Gallen[2]. Der doppelte Reiz der Biographie Vadians liege darin, dass sie einen Reformator zeige, der nie dem geistlichen Stande angehörte, sondern voller humanistischer Lehrer und Gelehrter war, und dass Vadian einzuordnen sei, als Staatsmann und Geschichtsschreiber, in die Auseinandersetzung zwischen dem Kloster und der zur Reformation übergehenden Stadt St.Gallen. Götzinger wertet die humanistische Seite seiner Interessen positiver; er rollt die politischen Hintergründe auf. Aber er hat sich in seiner biographischen Schrift für die Humanistenzeit Vadians doch mit Kesslers Ausführungen, die er abdruckte, zufrieden gegeben und sie als die »Jugendzeit des Reformators« bezeichnet, für die »wir einzig auf die kurze Biographie angewiesen sind, die Johannes Kessler verfasst hat«. Er verzichtete also darauf, sie selbständig zu untersuchen, indem er die Erkenntnisgrundlage aus den Quellen — die Briefsammlung der Huma-

---

[1] *R. Stähelins* Abhandlung Die reformatorische Wirksamkeit des St.Galler Humanisten Vadian (Beiträge zur vaterländischen Geschichte, hsg. von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft in Basel XI, S. 191—262, Basel 1882) gibt nicht eine biographische Darstellung, sondern aus nun erschlossenen Quellen (*Stricklers* Actensammlung zur schweizerischen Reformationsgeschichte, 1878—1881, *Götzingers* Erstausgabe der Vita 1863, der Sabbata 1866/68, der Deutschen Historischen Schriften 1875—1879) eine eingehende Erörterung von Vadians reformatorischem Werk und Charakter. Sie bietet das Beste, was über diese Seite des Vadianischen Wirkens bisher gesagt worden ist.

[2] Joachim Vadian, der Reformator und Geschichtsschreiber von St.Gallen von *Ernst Götzinger* (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Nr. 50), Halle 1895, IV und 73 Seiten.

nistenjahre lag bereits gedruckt vor — gewann oder auswertete[1]. Neben dem Reformator machte Götzinger, der zwanzig Jahre zuvor Vadians deutsche historische Schriften herausgegeben hatte, vor allem den Geschichtsschreiber sichtbar.

Ernst Götzinger hat gleichzeitig mit seiner Vadianbiographie Kesslers Vita Vadiani ins Deutsche übertragen[2]. Er machte damit dieses unschätzbare originale Vadianbild seiner Zeit neu zugänglich, aber er hat es, modernisierend und liberalisierend, übermalt: Der milde, friedfertige, duldsame Vadian blickt aus ihm. Kessler hatte diese unverkennbar vorhandenen Züge mit dem Ferment bewusster Festigkeit versehen und so den Gesamtausdruck nicht allzu traulich werden lassen. Götzingers Deutsch schwächte eben diese Stellen in Kesslers Latein ab: »Pie et constanter«, gottesfürchtig und ohne Wanken, so sagt Kessler, habe Vadian im Rat die Sache der gereinigten Glaubensauffassung vertreten, »pro singulari sua gratia, qua a Deo donatus«, »kraft der von Gott verliehenen besonderen Gnade«[3]. »Mild und fest«, »mit der ihm von Gott geschenkten lieblichen Art«, übersetzt und verzärtlicht Götzinger diese Aussagen, indem er die Sprache der Vita in eine andere Tonart transponiert. »Humanitas«, das entgegenkommende Verständnis für alles Menschliche, ist ihm abermals Milde, »tolerantia«, das geduldige Eingehen auf andere, ist ihm Duldsamkeit und klingt an den religiös-moralischen Toleranzbegriff des 19. Jahrhunderts an. Die Nuancen erscheinen gering; sie zeichnen Vadians Charakter im ganzen doch einen deutlichen Grad zu sanft, verschieben auch seine staatsmännisch-konziliante Art zur persönlichen Nachgiebigkeit. Was Vadian getan und bewirkt hat, kann mit solcher ungekörnten Wesenszartheit nicht völlig in Übereinstimmung gebracht werden.

Das erste Gesamtlebensbild von modern wissenschaftlichem Zuschnitt hat Wilhelm Ehrenzeller geschaffen[4]. Er ging von den Quellen aus, den Briefen, den Chroniken, der Sabbata, die ihm, seither gedruckt, leichter zugänglich waren; er vermochte Sonderuntersuchungen, wie diejenige E. Eglis über die St.Galler Täufer mit ihren Notizen zu Vadians Früh-

---

[1] Dass Götzinger dieses Thema hätte aufnehmen können, zeigen die verhältnismässig ausführlichen und präzisen Angaben, die er über den Humanisten Vadian in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Band 41, S. 239—241 (244) gemacht hat.

[2] St.Galler-Blätter 1895, Nr. 34—39.

[3] So die Übertragung bei *Stähelin*, S. 213.

[4] Joachim Vadian. Sein Leben und seine Bedeutung von *W. Ehrenzeller*, St.Gallen 1924, 54 Seiten.

zeit[1], G. Geilfus' über Vadian als geographischer Schriftsteller[2], R. Stähelins über die reformatorische Wirksamkeit Vadians, fruchtbar zu machen; ihm waren die Stadtgeschichte und die schweizerische Reformationsgeschichte wohl vertraut. Aber Anlass und Umfang seiner Schrift — ein auf fünfzig Druckseiten erweiterter Vortrag — verwehrten eine allseitige Erfassung und ausführliche Darlegung des Stoffes, und auch bei Ehrenzeller treten die Wiener Periode, das humanistische Werk, der akademische Gelehrte hinter den Reformator, Politiker, Historiker zurück. Das Dunkel, das über der Frühzeit lag, wurde nicht gelichtet.

Schliesslich hat Johannes Ninck die wissenschaftlichen Bahnen, die Ehrenzeller verfolgte, wieder verlassen, um den Vadianischen Stoff, wohl bereichert, nicht geläutert, zur erbaulichen Lebensgeschichte zu gestalten[3]. Er will in populärer Darstellung ein Vorbild des Glaubens und der Menschenliebe schildern, und er gewinnt, namentlich aus der Briefsammlung, manchen anschaulichen Zug. Aber er verliert sich phantasierend im Unbeweisbaren und im nachweisbar Unrichtigen und vermag Vadians Gestalt auch nicht in die klare Atmosphäre ihrer Zeit zu setzen. Das mit Anteilnahme und unbeschwerter Gewandtheit geschriebene Buch hat sich nicht wissenschaftliche Ziele gesetzt und darum auch keinen gesicherten wissenschaftlichen Fortschritt erreicht.

Unterdessen wurde auf Veranlassung des Historischen Vereins in St.Gallen viel Vadianisches Material erschlossen. 1875 bis 1879 waren durch Ernst Götzinger die deutschen historischen Schriften Vadians publiziert worden[4]; 1902 folgte eine neue Ausgabe von Johannes Kesslers Sabbata durch E. Egli und R. Schoch; 1913 schloss E. Arbenz die Edition der Vadianischen Briefsammlung ab[5]. Aus den Briefen teilte der Herausgeber mehrmals anregende Einzelheiten mit[6]. Stadtbibliothekar T. Schiess verlor die Vadianischen Studien nie aus den Augen.

---

[1] *E. Egli,* Die St.Galler Täufer (m. Anhang: Beiträge zur Vita Vadiani), Zürich 1887.

[2] Joachim von Watt, genannt Vadianus, als geographischer Schriftsteller von *Georg Geilfus,* Winterthur 1865.

[3] Arzt und Reformator Vadian. Ein Charakterbild aus grosser Zeit nach den Quellen entworfen von *Johannes Ninck,* St.Gallen 1936, 255 Seiten.

[4] Joachim von Watt (Vadian), Deutsche Historische Schriften, hsg. von *E. Götzinger,* 3 Bände, St.Gallen 1875—1879.

[5] Die Vadianische Briefsammlung der Stadtbibliothek St.Gallen, hsg. von *E. Arbenz* (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte, hsg. vom Historischen Verein St.Gallen, Bände XXIV, XXV, XXVII — XXX a), St.Gallen 1890—1913.

[6] In den Neujahrsblättern, hsg. vom Histor. Verein St.Gallen 1886, 1895, 1905, 1910.

Vadians Gestalt wurde in St.Gallen dauernd umkreist, — soweit von St.Gallen aus der Kreis gespannt werden konnte; Wien lag weit ausserhalb seiner Peripherie, und selbst Nadlers helle Begeisterung zündete nicht. Die wissenschaftliche Vadianbiographie blieb ungeschrieben.

Es war Traugott Schiess, der vor mehr als zwanzig Jahren die Aufgabe, sie zu schaffen, an den herantrug, der heute diese Zeilen schreibt. Sie war lockend, sie drängte sich auf, — dem St. Galler und dem der Allgemeinen Geschichte zugewandten Historiker zugleich. In St. Gallen lebte die Vadianische Tradition weiter; Vadians Denkmal stand nicht nur auf dem Markt, sondern auch in den Herzen, ein grosser, verehrter Name, mit dem sich nicht ganz klare Vorstellungen verbanden. Die Stadtbibliothek hütete den Nachlass und brachte Teile davon ans Licht, ohne den Umfang der sie begründenden Vadianischen Büchersammlung und Bücherschenkung genau zu kennen. Das Vadianhaus in Hinterlauben schmückte — und schmückt — eine Tafel, die einen biographischen Irrtum verewigt. Das protestantische St.Gallen verehrte Vadian dankbar als seinen Reformator und seinen Bürgermeister; theologische Schriftsteller reihten ihn zu den bedeutenden schweizerischen Erneuerern; Literarhistoriker blickten von ferne auf ihn. Aber der Standpunkt war noch nicht gefunden, von dem aus Vadian ganz gesehen werden konnte, an dem sein Leben gleichsam vorüberzog, vom st. gallischen Ursprung zur Wiener Schule, ins Reich der Gelehrtenrepublik, zurück nach St. Gallen und dort ins Rathaus, in die Kirche, an den Schreibtisch, ans Krankenbett, ins Bürgerhaus. Und wessen biographische Feder es unternehmen wollte, diesen Gang nachzuzeichnen, dessen Sinn und Verständnis musste vertraut sein mit den Gassen der Stadt und ihrer geschichtlichen Lebensluft, mit der alt-st.gallischen, alt-kirchlichen Welt, aus der Vadian stammte, eingeführt ins Universitätsleben des beginnenden 16. Jahrhunderts, der Orientierung fähig im humanistischen Schrifttum vom Gedicht zum philosophischen Werk, von der Philologie zu Geographie und Medizin, beschlagen in st. gallischer und schweizerischer Politik, Reformationsgeschichte, Historiographie, zuhause im Klosterbereich wie bei Marktständen und Leinwandbänken der Stadt, bewandert in den äbtischen Lehenbüchern wie in Ratsprotokollen und Steuerlisten, bekannt mit Eltern und Lehrern, Kollegen und Schülern, Mitbürgern und Miteidgenossen, Freunden und Gegnern. Denn die eigenartige Grösse der Persönlichkeit Vadians liegt in der Vielfältigkeit der Anregungen, die sie aufnahm, der Wirkungen, die

sie aussandte und die sie in *einem* Geist und Willen zur Einheit vereinigte.

Dem war schwer zu genügen, unmöglich vielleicht, — auch wenn die Teilnahme des Herzens und die Bereitschaft zu allseitigem Verständnis nicht fehlten. Es war nötig, das was Vadianische Forschung bisher zutage gebracht, was sich aber auch in Jahrhunderten willkürlich und unwillkürlich verändert und verengt hatte, was vom aufklärerisch-theologischen oder protestantisch-parteilichen Blickpunkt aus einseitig beleuchtet worden oder schriftstellerisch glatter, als es die echte Überlieferung erlaubte, zusammengestellt worden war, zur Kenntnis zu nehmen und dann vorerst beiseitezulegen, um die Resultate, auch das scheinbar Bekannte, neu aus den Quellen zu schöpfen und auf alles zu verzichten, was sich nicht aus ihnen gewinnen liess.

Die erste Anstrengung musste darauf gerichtet werden, Vadians Lebenslinien der ersten Lebenshälfte zu ermitteln. Alle bisherigen biographischen Versuche krankten daran, dass ihnen die Basis fehlte, dass Keim und Wurzel der Persönlichkeit verborgen blieben, unerfühlt das Klima ihrer ersten Entfaltung, ja die Anschauung ihrer Frühlingsblüte, deren üppiger, leuchtender, fruchtbringender Flor wohl geahnt, noch nie aber sichtbar gemacht worden war. Der Stadtgeschichte musste zunächst das Interesse gelten; denn so fest gefügt stand in ihrem historischen Rahmen die Gemeinde der st.gallischen Bürgerschaft, dass sie jeden Einzelnen, und den Bedeutenden erst recht, in seinem individuellen Wesen unweigerlich vorbestimmte. St. Gallische Politik, st. gallische Verfassung, st. gallische Wirtschaft waren in neuester Zeit von Johannes Häne, Wilhelm Ehrenzeller, Carl Moser-Nef, Hektor Ammann und anderen energisch und mit schönsten Ergebnissen durchforscht worden, — jeder Bereich aber doch für sich, und der Kosmos dieser spätmittelalterlichen Stadt war in neuem und möglichst allseitigem Nachleben erst zu umspannen. So bedeutsam — für sich selbst und für den einen Mann, den es verstehend zu schildern galt — hoben sich diese Vorstudien allmählich heraus, dass sie als Bestandteile des Werkes aufgenommen werden mussten, — Vadian und seine Stadt St. Gallen: Der Einzelne erwuchs aus der Stadt, die Stadt wurde durch ihn, was sie seit seinen Lebenstagen war. Im weiteren Kreis der Stadt aber lag der engere der Familie von Watt. In ihr, ihren Generationen, ihren Gliedern sprach sich die Stadtgeschichte der letzten Jahrhunderte persönlich aus, und durch die Ahnen des eigenen

Namens, durch die Penaten des eigenen Hauses nahm Vadian die kollektive Tradition in seine individuelle Lebenskraft auf. So schien es nötig, der Vadianbiographie eine Geschichte der Familie von Watt vorauszuschicken; sie ist 1936 erschienen[1].

Dann aber verlegte Vadian den Schauplatz seines Lebens nach Wien, und sein Historiker musste ihm dorthin folgen. Hier war für Vadians Biographie, die Biographie des Humanisten Vadian, sozusagen alles erst zu gewinnen, als das Notwendigste eine gesicherte Chronologie, die Daten seines Entwicklungsganges, die Sammlung der Zeugnisse seines Lebens, die Vergegenwärtigung seiner Schriften. Die Briefe waren bekannt, boten Anhaltspunkte, liessen Lücken, Rätsel, Zweifel; sie sprachen deutlich erst, wenn sie in Verbindung gesetzt wurden mit Werken und Editionen Vadians und seiner humanistischen Gefährten, mit den zahlreichen Beiträgen Vadians in den Schriften anderer, mit den Gedichten seiner lateinischen Muse. Die Werke aber, De Poetica vor allen andern, waren nur als Titel bekannt; kaum gelesen, blieb ihr Inhalt mit reichen biographischen Aufschlüssen unergründet. Eine Sammlung der Gedichte, der Dedikationsepisteln war erst vorzunehmen. Diese Arbeiten aber führten aus jedem lokalen Raume hinaus und, vom Vadian-Zentrum, in die Geschichte des Wiener Humanismus, des allgemeinen deutschen Humanismus hinein, und sie verhiessen Einblicke in dieses weitgedehnte und noch immer schwach durchpflügte Forschungsgebiet. Den Vadianstudien aber eröffneten sich immer weitere Aussichten, immer anspruchsvollere Aufgaben: Die Edition der humanistischen Schriften, der Reden und Gedichte Vadians, versprach Ertrag für die Biographie wie für die Geistesgeschichte im Zeitalter des Humanismus überhaupt. Um sie zu ermöglichen, konnte 1940 in St.Gallen, mit finanzieller Unterstützung politischer und kirchlicher Behörden sowie des Historischen Vereins, eine Stätte für Vadianforschung errichtet und der Stadtbibliothek angegliedert werden. In Dr. Mathäus Gabathuler gewann der Vadianbiograph den philologisch geschulten Mitarbeiter[2].

Die Vadianforschung ist im Zuge und noch keineswegs abgeschlossen. Die biographische Arbeit hat die editorische, deren Früchte erst in Jahren

---

[1] *W. Näf*, Die Familie von Watt. Geschichte eines st.gallischen Bürgergeschlechtes (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte, Band 37²), St.Gallen 1936.

[2] Vgl. *Mathäus Gabathuler*, Stand und Ziele der Vadianforschung (Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte, 2. Band, Aarau 1944).

und Jahrzehnten reifen werden, überholt. So soll ein erster Band der Lebensbeschreibung, umschliessend, was sich heute erkennen und zusammenfassend sagen lässt, ausgehen. Er reicht bis 1518, bis zur Rückkehr, Heimkehr Vadians aus Wien; ein zweiter Band soll folgen, — wie vorauszusehen ist, erst nach manchem Jahr der suchenden und forschenden Vorbereitung. Das Werk hat bis dahin ermutigende, helfende Förderung reichlich erfahren, durch jenen fortwirkenden Vadianischen Geist in St.Gallen, dem Bürgerrat und Bürgerschaft, der Historische Verein mit seinen Präsidenten, die Stadtbibliothek und ihre Leiter die Treue halten. Es wäre kaum zustandegekommen ohne die tragende Sympathie, die dem Verfasser stets entgegenschlug, wenn er in seine Vaterstadt einkehrte, um Vadians Spuren zu verfolgen, um von ihm zu sprechen. Die nie erloschene Liebe zu Vadian, der immer noch bewegende Zauber seines Namens sind dem Werke zugutegekommen, das sein Leben zu schildern unternahm. Es war namentlich Professor Dr. Hans Bessler in St. Gallen, der den Autor und sein Buch Schritt für Schritt begleitete und in unermüdlicher Hilfsbereitschaft die Wege ebnete. Doch auch von Wien aus sind die besonderen Schwierigkeiten, die die politische Zeitlage dem Fortgang der Studien entgegenstellte, in dankenswertem Entgegenkommen aus dem Weg geräumt worden, soweit dies möglich war: Dr. P. Heigl, Generaldirektor der Nationalbibliothek in Wien, hat der Vadianforschung das unentbehrliche Material aus den Wiener Frühdrucken durch Photokopien zugänglich gemacht. Immer wieder sah sich der Verfasser ferner auf Auskunft und Mithilfe gelehrter Freunde angewiesen, deren Kenntnisse und Erfahrungen manche Lücke eigenen Wissens gefüllt, manchen Zweifel behoben haben, — des Altphilologen Dr. M. Gabathuler in St.Gallen, des Kenners der Medizingeschichte Dr. med. B. Milt in Zürich, des Herausgebers des Amerbachbriefwechsels Dr. A. Hartmann in Basel und, für die Beschreibung der Bildtafeln, der Bearbeiterin der Vadian-Ikonographie Dr. phil. h. c. Dora F. Rittmeyer in St.Gallen. Der Schaffung des Buches schliesslich haben sich der Verlag der Fehr'schen Buchhandlung und die Druckerei H. Tschudy & Co. in St.Gallen mit Verständnis und künstlerischer Sorgfalt angenommen.

Der Verfasser fühlt sich heute, wie vor zwanzig Jahren, vom Gegenstande seiner an Freuden und Sorgen reichen Arbeit erfüllt. Freilich, wenn am Anfang die wagemutige Absicht stand, die abschliessende Vadianbiographie zu schreiben, so haben der Gang durch die Jahre und die Re-

sultate aller Bemühungen zu der bescheideneren Einsicht geführt, dass auch dieser Versuch nur eine Stufe im Fortschritt der Erkenntnis bedeuten werde, und keineswegs die letzte. Andere Forscher sollen weiter gelangen, spätere werden anders fragen, anders sehen; so will es das Gesetz alles geistigen Lebens. Aber wenn der Abstand des Erreichten vom Erstrebten hier vielleicht besonders gross geblieben ist, so liegt dies begründet in besonderen Schwierigkeiten und in Mass und Art der Kraft, die zu ihrer Überwindung aufgeboten werden konnte. Die Überlieferung ist lückenhaft, für die älteren Partien trümmerhaft; die Rekonstruktion der äusseren Lebensform mochte annähernd gelingen, die Welt der Gedanken dagegen liess sich nur zum Teil erschliessen; die Schwelle zum Bezirk des Seelischen vollends kann vom Historiker eben noch betreten, nicht aber überschritten werden, weil ihm nur ein sicherer Stand erlaubt, ahnend zu verstehen, was nicht mehr zu beweisen ist. Geistige Einflüsse, die Vadian berührten, literarische Abhängigkeiten, die einwirkten, könnten gewiss in vermehrtem Masse wahrscheinlich gemacht, ja nachgewiesen werden; die Edition der Werke, so steht zu hoffen, wird Anklänge und durch sie das Echo, das die Humanisten den Alten zurückgaben, wird die geistesgeschichtlichen Tonfolgen von der Antike zu ihrer Renaissance vernehmbar machen. Dem Verfasser fehlten Mut und Neigung, dies, den philologischen Befunden vorgängig, zu tun. Und darüber hinaus empfindet er sehr wohl, dass auch die Verstandeskraft zur Bewältigung des Stoffes, seiner Sichtung und Durchleuchtung, die Gestaltungskraft zur Formung eines Abbildes, das dem Urbild wenigstens nahekäme, mit seiner Liebe zur Forschung, mit seiner Ergriffenheit vom Gegenstande dieser Forschung nicht immer Schritt zu halten vermochten. Aber er darf sich Vadians getrösten mit dem Wort, das dieser gesprochen, und das als wahres Motto über seinem Leben und vor seinem Lebensbild stehen kann:

Est enim amor omnium studiorum fomes.
Denn die Liebe ist der zündende Funke aller Studien.

Gümligen bei Bern, den 10. August 1944

Werner Näf

Erstes Kapitel

Die Stadt St. Gallen zu Ausgang des Mittelalters



Von *einem* Mauerring umschlossen lagen Kloster und Stadt Sankt Gallen zwischen den Appenzeller Bergen und den Höhen, die zur offenen Bodenseelandschaft überleiten. Wer vor einem der nördlichen Tore den Hügel hinanstieg, gewann alsbald den freien Blick auf die gegenüberliegenden waldigen Bergkuppen und auf den prachtvoll aufgebauten Gebirgsstock des Alpsteins. Von den jenseitigen Berglehnen dagegen dehnt sich der Horizont nach Norden und Nordosten fast unbegrenzt, nur wenig erhabener Rahmen des Sees und seiner weiten Ufer. In der Stadt selbst vermochte man weder See noch Säntis zu erblicken; aber in ihrer Geschichte wurde es immer wieder spürbar, dass sie auf der Grenze zwischen dem Alpenland und dem oberschwäbischen See- und Rheingebiet lag.

Die Doppelsiedelung von Stift und Stadt durchquerte den Raum zwischen den Höhenzügen: im Süden das Kloster, hart am Bergabhang, bei der Stelle, wo die Steinach aus einer wilden Schlucht hinaustritt; die ältere, grössere Stadt daran angelehnt, nach Westen und Norden hin sich entwickelnd, ihr wichtigster Strassenzug fast unmerklich sich senkend bis zu dem dürftigen Rinnsal des Irabaches; jenseits davon die St. Mangenvorstadt bis an den Fuss des sanfteren Rosenberges. Mit kaum tausend Schritten war die Länge von Süden nach Norden zu durchmessen.

Gegen Westen und gegen Osten-Nordosten lag freies Land, der Boden der Mulde zwischen den Bergzügen. Hier liefen die Verkehrsbahnen, Lebenswege einer Stadt, die blühenden Fernhandel trieb. Die Mulde war dem Seegelände zugeneigt; Auge und Schritt mochten es kaum gewahren, aber die Wasserläufe erwiesen es, und dem Verkehr lag diese Richtung vor allem offen. Die westliche Strasse nach Bruggen und weiter nach Wil stiess eine knappe Wegstunde vor der Stadt auf das Hindernis des tief eingeschnittenen Sittertobels, das den engsten st. gallischen Bereich nach Sonnenuntergang hin natürlich begrenzt. Den See dagegen erreichte man

ohne allzu grosse Schwierigkeiten, leichter bei Steinach als bei Rorschach. Allerdings: nicht die Entfernung von zwei bis zweieinhalb Wegstunden, wohl aber der Höhenunterschied von 270 Metern rückte die Stadt doch wieder weit vom See ab, an den Rand des schwer zugänglichen Berglandes. Aber nach dem natürlichen Aufbau der Landschaft lagen der Stadt St. Gallen Berge und Sitter im Rücken, der See, der Thurgau, das Rheintal vor den Augen und im Sinn.

Auf diese natürlichen Verhältnisse hatten Siedelungsweise und politische Entwicklung ursprünglich wenig Rücksicht genommen. Das Kloster des heiligen Otmar lag am Steinachtobel, und sein Ausgangspunkt war die Einsiedelei des heiligen Gallus gewesen. Die Stadt aber war durch das Kloster und nahe beim Kloster aufgewachsen. Die Bürger hatten das Wildwasser als Stadtbach durch ihre Gassen gelenkt, und die Mauer war Stadt- und Klostermauer zugleich. An einer Seite, im Süden, lehnten sich Klosterbauten und Klostergärten unmittelbar an diese Mauer; kein Tor führte hier ins Freie. Auf den drei andern Seiten umgaben städtische Quartiere den Stiftsbezirk.

Die Stadt, die dergestalt das Stift umfing, war ursprünglich Annex des Klosters gewesen. Dann aber war sie eine freie Stadt geworden. Sie hatte sich vom Kloster politisch und rechtlich geschieden; räumlich, körperlich dagegen blieben beide eng verbunden, nicht nur nebeneinander liegend im gemeinsamen Mauerring, sondern das Kloster von städtischem Gebiet allseitig umgeben. Denn zur ummauerten Stadt gehörte ein städtischer Gerichtsbezirk, im Norden und im Süden wenige hundert Meter von den Toren zu den Hängen und Höhen der nächsten Hügel hinan, im Osten und im Westen etwas weniger und etwas mehr als tausend Meter vor die benachbarten Dörfer St. Fiden und Bruggen. Es war der winzige Hoheitsbereich der Stadt, das Gebiet »innert den vier Kreuzen«[1], gross genug, das Kloster völlig zu trennen vom fürstäbtischen Territorium, das wiederum die Stadt einschloss, weit gedehnt in der Landschaft von Rorschach bis nach Wil. Durch Gerichte, Tore und Gassen der Stadt ritt der Abt von St.Gallen in seine Pfalz ein; auf den Strassen, die das äbtische Fürstenland durchzogen, geleitete der st. gallische Kaufmann seine Leinwand in die Ferne.

[1] Über den Standort der vier Kreuze und den Umfang des Stadtgebietes vgl. *C. Moser-Nef*, Die freie Reichsstadt und Republik Sanct Gallen. Geschichte ihrer Verfassung und staatsrechtlichen Entwicklung, 4 Bde, Zürich und Leipzig 1931/34, I, S. 37 ff.



ST. GALLEN
UM 1545

Von der Klosterstadt zur Reichsstadt

Ältester Kulturmittelpunkt der ganzen Landesgegend, die man geschichtlich als den oberen Thurgau bezeichnete, war das Kloster St. Gallen. Auf Grund seiner Immunität und reicher Schenkungen seit karolingischer Zeit wurde es auch Herrschaftszentrum. Klösterlicher Grundbesitz lag, unzusammenhangend und weit gestreut, bis in die schwäbischen Gegenden jenseits des Bodensees und des Rheins, bis zum Zürichgau und Aargau hin. Das Kloster verwaltete ihn zum geringsten Teile selbst, gab ihn vielmehr grossenteils zu Lehen. Dazu sammelten sich auch Herrschaftsrechte, vor allem die Befugnis des niederen Gerichtes, in den Händen des Abtes, um aus ihnen wieder abzufliessen in den Besitz weltlicher Lehensträger, des ritterlichen Adels, der klösterlichen Ministerialen. Von einem Klosterstaat kann man vor dem 15. Jahrhundert nicht sprechen. Dem hohen und sich neigenden Mittelalter war die geschlossene Staatsgewalt, das umgrenzte Staatsgebiet überhaupt verloren gegangen. Güter und Rechte waren persönlicher Besitz geworden, unendlich gespalten und zerteilt, nur noch ungenügend zusammengehalten durch das Lehensrecht, dessen Fäden, schlaff und locker und vielfach indirekt, den Mann mit seinem Gut und seinem Hoheitsanteil an den Lehensherrn banden. Dieser örtliche Lehensherr, selbst nur noch unter dem König stehend, war im oberen Thurgau weithin der Nachfolger des heiligen Otmar, der Vorsteher der klösterlichen Gemeinschaft zu St. Gallen geworden.

Das Kloster St. Gallen aber hatte an seiner Seite eine Stadt entstehen lassen. Die weltlich-bürgerliche Siedelung neben dem Stift war zunächst eine Lebensäusserung des Klosters gewesen, mit dem Kloster zusammen erst eine Lebensgemeinschaft. Der Abt war Grundherr des Bodens, Leibherr der Bürger. Aber die Bürger wurden zur Bürgerschaft, und ihre Gemeinde wurde Trägerin besonderer Rechte. St. Gallen hat in einem Vorgang, der der allgemeinen Stadtentwicklung des späteren Mittelalters entsprach, der aber in ihrem Fall nach Verlauf und Zeitpunkt nicht eindeutig festzulegen ist, Marktrecht erworben und im 12. Jahrhundert sicher schon besessen. Die Stadt wurde ferner, mit ihrer allernächsten Umgebung, zum besonderen Gerichtsbezirk. Ein äbtischer Ammann verwaltete

in ihr das niedere Gericht, übte darüber hinaus die Aufsicht des Stadtherrn über das Leben in und vor den Mauern. Dies war herrschaftliche Verwaltung, aber es war bereits herrschaftliche Stadtverwaltung, die dem Dasein eines nach Bevölkerung, Arbeitsweise, Lebensgefühl eigentümlichen Wesens Rechnung trug. Die Voraussetzungen einer städtischen Eigenentwicklung waren damit gegeben.

Vom 13. zum 15. Jahrhundert führte diese Entwicklung die Autonomie der Stadt, ihre Selbstverwaltung durch die Bürger, und schliesslich ihre politische Selbständigkeit herbei. Dieses Ergebnis musste erkämpft werden: in Auseinandersetzungen, in Ausscheidungen zwischen Stadt und Abtei; es stellte die klösterlich-bürgerliche Lebensgemeinschaft in Frage, und die Stadt war hierin die angreifende Partei. Als aber Stadt und Abtei mit getrenntem politischem Willen vorhanden waren, da musste — weiterhin und später im zeitlichen Verlauf — die Frage aufsteigen, wer von beiden die umgebende Landschaft staatlich gestalten werde, die Abtei aus dem alten, aber schwach und verwirrt gewordenen Lehensrecht heraus, oder die Stadt mit den moderneren Kräften ihrer Bürgergemeinschaft, ihrer Wirtschaft, ihres Reichtums. Hierin wurden die beiden St. Gallen Rivalen.

Die Stadt rang zunächst um ihre kommunale Autonomie. Der Vorgang gehört dem grossen spätmittelalterlichen Prozess an, der sich nicht nur im Deutschen Reiche, in s e i n e m Umkreis aber allenthalben mit besonderer Deutlichkeit vollzog: die Lehensverbände lösen sich, neue staatbildende Kräfte treten auf. Sie erheben sich zum Teil aus den Reihen der Lehensträger selbst; es sind die mächtigen Dynastien, die Territorien erwerben, schliesslich Territorialstaaten formen, wie es die Habsburger, die Wittelsbacher und viele andere getan oder versucht haben. Sie sammeln sich aber andernteils auch in politischen Körpern und Genossenschaften, die der Geschichtsgang hat entstehen lassen, häufig in Städten, seltener in Landgemeinden, Talschaften, Landschaften; die frühe Geschichte der eidgenössischen Städte und Länder bietet Beispiele dafür.

In den st. gallischen Landen fiel die lockere äbtische Feudalmonarchie einer bis in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts zunehmenden Schwäche anheim; das Kloster, der ritterlich-fürstliche Hof in der Pfalz zu St. Gallen erlebten einen Niedergang ihrer geistigen, finanziellen, administrativen und politischen Kräfte. Dem entsprachen die Unbotmässigkeit des Ministerialadels, das Andringen grosser Familien wie der Grafen von Toggen-

burg und von Habsburg, die Autonomiebestrebungen der äbtischen Untertanenstadt St. Gallen, Loslösungstendenzen aber auch bei den Gemeinden des an die Abtei gebundenen Berg- und Hügellandes. Das Ergebnis bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts hat die politische Eigenart dieser Gegend begründet: hochwichtig, dass kein Dynastenstaat einzudringen und sich durchzusetzen vermochte, weder die Toggenburger noch die Habsburger; für alle Zeiten bedeutsam, dass das Appenzellerland sich befreite, politisch einigte und nach der Eidgenossenschaft hin orientierte, dass aber von Rorschach bis Wil der Zusammenhang der Gemeinden mit der Abtei nicht verloren ging; und schliesslich, dass die Stadt St.Gallen ihre Selbständigkeit errang, ohne doch die Abtei politisch beerben zu können.

Die Stadt St. Gallen ist in schrittweisem Vorgehen durch zweieinhalb Jahrhunderte bis 1457 zur selbständigen Stadtrepublik geworden. Ihr politischer Aufstieg vollzog sich zur Hauptsache durch eine allmähliche Rechtsumgestaltung und Rechtsverlagerung, — durch die Erwerbung von Privilegien, die Ablösung bindender Untertanenpflichten, durch einzelne Recht-ändernde Akte, wie auch durch ein unaufhaltsam gegen das verbriefte Recht vordringendes neues Satzungsrecht. Es fehlte nicht an akuten Krisen — die heftigste zu Anfang des 15. Jahrhunderts, zur Zeit der Appenzellerkriege —; aber es kam nicht, vorerst, zu einer schroffen und radikalen Trennung zwischen der Stadt und der Abtei. Erst die Reformation und die Gegenreformation haben dies bewirkt.

Die Linie ist im späten 12. Jahrhundert anzuknüpfen: 1180 nahm Kaiser Friedrich Barbarossa die Schirmvogtei über das Kloster und über die Klosterstadt St. Gallen an das Reich. Ein Schirmvogt hatte bisher die hohe Gerichtsbarkeit geübt, im Namen des Reiches, aber vom Abte bestellt; jetzt nahm das Reichsoberhaupt dieses wichtige Hoheitsrecht unmittelbar zu seinen Handen und liess es durch einen Reichsvogt verwalten. Die Schirmvogtei St. Gallen wurde dadurch zur Reichsvogtei.

Wenn man in diesem Zusammenhang davon sprechen will, St. Gallen sei damit eine Reichsstadt geworden[1], so ist dies lediglich in dem Sinne zu verstehen, dass neben den Abt als Grundherrn, dessen Ammann den Stab im Niedergericht führte, nunmehr das Reichsoberhaupt als Inhaber

[1] So *M. Gmür,* Die verfassungsgeschichtliche Entwicklung der Stadt St.Gallen bis zum Jahre 1457, St.Gallen 1900, S. 8; *T. Schiess,* Geschichte der Stadt St.Gallen (in: Die Stadt St.Gallen und ihre Umgebung. Eine Heimatkunde, hsg. von der städtischen Lehrerschaft durch *G. Felder,* St.Gallen 1917), Sonderabdruck, S. 53 f.

der hohen Gerichtsbarkeit getreten war[1]. Die Stadt, weit davon entfernt, unabhängig zu sein, hatte fortan mit zwei übergeordneten Gewalten zu rechnen; aber eben dies erwies sich als vorteilhaft. Die eine dieser Gewalten, der König, war als oberster Lehensherr noch immer in der Lage, aus Reichsrecht Privilegien zu erteilen; die andere, der Abt, Lehensträger des Reichs und Nutzniesser älterer Privilegienpolitik der Könige, war noch nicht dazu gelangt, seine Güter zum geschlossenen Territorium zu verbinden, seine Rechtsame zur Staatshoheit zu verschmelzen; ihm galten die Hoheitsrechte noch einzeln, verwertbar zu persönlich-politischen Zwecken, zum Beispiel bei strittigen Abtwahlen, verkäuflich, wenn sie lästig oder entbehrlich schienen und das gemünzte Geld vor allem erwünscht. So vermochte die Stadt St. Gallen seit dem 13. Jahrhundert von beiden Seiten einen Schatz an Rechten zu sammeln, Privilegien des Königs, Zugeständnisse des Abtes. Sie entzog sich dadurch der nahen, in allen täglichen Angelegenheiten spürbaren äbtischen Herrschaft, noch ehe diese wirklich fest und staatlich bewusst geworden war; sie erwarb Reichsrechte für sich, rückte auf die Seite des Königs hinüber, der doch dauernd fern blieb, nicht Herr, sondern bloss Oberherr, nicht Regent der Stadt, sondern Spender von Regierungsrechten. Sie wurde jetzt »Stadt des Reichs« und nannte sich so; dies aber bedeutete mehr und mehr die tatsächliche Selbständigkeit. Der Abt sah sich aus der Stadt verdrängt, der König konnte, nach Art und Entwicklungsschicksal der Reichsgewalt im ausgehenden Mittelalter, nicht daran denken, an seine Stelle zu treten.

Der Weg zu diesem Ergebnis ist zu verfolgen. Die erste sichere Stufe ist bezeichnet durch die Handfeste vom 31. Juli 1291[2]. Sie gibt sich als eine

---

[1] So bezeichnet Ehrenzeller St.Gallen mit Recht als »grundherrliche Stadt unter Reichsvogtei« (St.Gallische Geschichte I, S. 25). An dieser Stelle sei auf *W. Ehrenzellers* den Geschichtsgang erzählende Darstellung hingewiesen: St. Gallische Geschichte im Spätmittelalter und in der Reformationszeit. 1. Band: Kloster und Stadt St. Gallen im Spätmittelalter. Von der Blütezeit des Klosters bis zur Einsetzung Ulrich Röschs als Pfleger 1458, St.Gallen 1931; 2. Band: St.Gallen im Zeitalter des Klosterbruchs und des St. Gallerkriegs. Von der Einsetzung Ulrich Röschs als Pfleger bis zum Schwabenkrieg, 1458—1500, St.Gallen 1938.

[2] Urkundenbuch der Abtei St.Gallen, bearbeitet von *H. Wartmann u. a.*, St.Gallen 1863 ff. III, Nr. 1076. Die Handfeste von 1291 bestätigt, ohne wesentliche Inhaltsänderungen, eine entsprechende Verschreibung aus dem Jahre 1272 oder 1273 und erhebt diese nicht rechtsgültig ausgefertigte Urkunde zu voller formaler und politischer Gültigkeit. Vgl. dazu *Ehrenzeller*, St.Gallische Geschichte I, S. 28 f und S. 34; *W. Näf*, Die St.Galler Handveste von 1291 (St.Gallisches Jahrbuch 1942, St.Gallen 1942, S. 9 ff).

Bestätigung älteren, bereits bestehenden und verbrieften Stadtrechtes[1] und bezeichnet den Stand genau, den frühere Rechtsetzung und geltende Rechtsgewohnheit bis dahin erreicht hatten. Abt Wilhelm von Montfort erteilte sie, durch politische Umstände dazu veranlasst: er hatte in scharfem Streit mit König Rudolf von Habsburg gelegen und war aus St.Gallen vertrieben worden; am 25. Juli 1291, zehn Tage nach des Königs Tode, kehrte er zurück, von der Bürgerschaft freundlich empfangen; am 31. Juli siegelte er den Brief, der städtische Rechte gegenüber äbtischen Ansprüchen anerkannte, ein erster förmlicher Freibrief der Stadt. Er setzt die Stadtgemeinde mit Bürgern und Hintersassen, mit Wachtdienst und Steuerpflicht gegen das Reich voraus; der Gerichtsbezirk innert den vier Kreuzen ist bereits ausgeschieden. Was der Brief bestätigend verfügt, das ist vor allem die vermögens- und erbrechtliche Mündigkeit der Bürger; sie werden nicht politisch, aber privatrechtlich handlungsfähig. Dies bedeutet viel mehr als bloss eine Erleichterung materieller Lasten. Häuser und Güter innert den vier Kreuzen können von den Bürgern vererbt, verkauft, versetzt werden. Sie gelten zwar als Lehen des Abtes, jede Handänderung geschieht vor dem Stuhl des Abtes oder seines Ammanns, und ein Viertel Landwein ist als Abgabe zu entrichten. Aber der Abt — und dies entscheidet — kann den rechtlichen Vorgang selbst nicht hindern; es genügt, dass ihm oder seinem Ammann der Wein angeboten, dass der Handel durch zwei Zeugen bestätigt wird; dann ist der Kauf auch ohne formelle Einwilligung des Abtes rechtskräftig. Damit ist gesagt, dass der Bürger handlungsfrei sei; so wenig bedeutete die lehensrechtliche Form, dass sie unwidersprochen bis ins tiefe 16. Jahrhundert hinein beibehalten wurde. Der Sache nach steht es, wie Vadian sagt[2], so, dass »unser lechen allain ain schin- oder titellechen gsin ist«. Auch bei den Bestimmungen über das Erbrecht liegt die Hauptsache darin, dass der Bürger, ja selbst, mit spürbaren Einschränkungen, der Hintersasse, als Rechtspersönlichkeit anerkannt wird: der Nachlass eines Verstorbenen soll in ungehindertem Erbgang an die Verwandten fallen; nur der Mann, der nicht als vollberechtigter Bürger gilt, bleibt der alten Last der unfreien Leute, der Abgabe des Besthauptes als Todfall, unterworfen, oder, wenn

---

[1] So nach dem Text der Urkunde selbst und nach Vadians Zeugnis (Joachim v.Watt, Deutsche Historische Schriften, hsg. von *Ernst Götzinger*, 3 Bde, St.Gallen 1875—79, I, S. 383 ff); vgl. ferner *Moser-Nef*, Reichsstadt und Republik St.Gallen, besonders I, S. 65 ff.

[2] Vadian, Deutsche Historische Schriften I, S. 386.

Vieh und liegendes Gut fehlen, zur Ablieferung eines Teils der Fahrhabe verpflichtet.

Die Handfeste von 1291 ist der wichtigste Rechtsbrief der Klosterstadt St.Gallen gegenüber der Abtei geblieben; die Stadt hat in der Folge um ihre Bestätigung immer wieder nachgesucht. Sie übertrug wirklich Rechte des Stadtherrn an die Glieder der Stadtgemeinde. Es waren nutzbare Rechte am Gute, die der Abt endgültig dahingab; mit der Verfügung über sein Gut zu Lebzeiten und im Tode trat aber der Mensch aus der Leibeigenschaft hinaus. Darum handelte es sich damals: Herrschaft war wesentlich Gebot über den Leib, Verfügung über das Gut, — Freiheit die Emanzipation davon.

Es lag im Wesen des feudalen Gefüges, dass die Zugeständnisse des Abtes durch die Reichsgewalt rechtlich bekräftigt werden mussten und sachlich erweitert werden konnten. Letzteres ist zum Beispiel durch ein Privileg König Wenzels aus dem Jahre 1378 geschehen[1]. Im übrigen aber betrafen die königlichen Privilegien, die die Stadt St.Gallen von Rudolf I., Ludwig dem Bayern, Karl IV., Wenzel, Ruprecht, Sigmund erwarb, überwiegend Gerichtsbarkeit und Regalien. Sie begabten die Stadt mit Befugnissen, die nicht dem Abte abgenommen, sondern aus der Schatzkammer des Reichsrechtes gespendet wurden.

Schon 1281 hatte Rudolf von Habsburg die Zusicherung gegeben, dass die Bürger von St. Gallen nicht vor fremdes Gericht gezogen werden sollten. Dies war Schutz gegen Eingriffe von aussen; dies zeigte aber auch auf das Verhältnis zwischen Stadt und Abt zurück. Denn ein politischer Fortschritt der Stadt ergab sich daraus doch erst, wenn dieses einheimische Gericht ein städtisches war oder wurde, nicht äbtisch blieb. Die Entwicklung lief diesen Weg, und das letzte der drei Privilegien Wenzels von 1378[2] sah die Schaffung eines städtischen Geschworenengerichtes vor. Der Schritt jedoch, der der Stadt schliesslich einen ganz neuen Rechtscharakter verlieh, geschah in dem Augenblick, da die königliche Autorität die Stadt auch dem Reiche gegenüber vom königlichen Hofgericht, dem Landgericht zu Rottweil, freite und die Reichsvogtei an die Stadt übergehen liess. Im Jahre 1401 gab König Ruprecht der Stadt für zehn Jahre und auf Widerruf die Gewalt, den Blutbann dem Am-

[1] Urkundenbuch der Abtei St.Gallen IV, Nr. 1779.

[2] Urkundenbuch der Abtei St.Gallen IV, Nr. 1781.

mann, der damals nominell noch äbtischer Beamter, tatsächlich aber Stadtbürger und städtischer Richter war, zu übertragen[1]; 1415 erfolgte durch König Sigmund diese Verleihung für ewige Zeiten, und der den Bann des höchsten Gerichtes handhabte, sollte nicht mehr der Ammann, sondern ein von der Stadt gesetzter Vogt sein[2]. Zur selben Frist gab derselbe König der Stadt aus reichischem Recht das Regal, kleine Münzen mit ihrem Gepräge zu schlagen.

Äbtische Konzessionen machten den Bürger zum Rechtssubjekt, königliche Privilegien erteilten der Stadt obrigkeitliche Souveränitätsrechte; das Dritte, Wichtigste aber erwuchs aus eigener städtischer Lebenskraft. Kein Herr, der über alten Rechtsbesitz verfügte, hat es ihr gegeben, weder der Abt, noch der König, und wo die Urkunden davon sprechen, hinken sie der tatsächlichen Rechtsentwicklung nach. Es stieg aus dem Wesen einer neuartigen Gemeinschaft auf, es entsprach den Bedürfnissen und der Leistungsfähigkeit des städtischen Marktes, des städtischen Gewerbes, bald auch eines städtischen Handels; es ging aus einem politischen Willen hervor, der aus den Geleisen der Feudalordnung hinausgetreten war.

Die Stadt baute, vom beginnenden 14. Jahrhundert an, ihre Behördenverfassung, eine umfassende Gesetzgebung, ihre Zunftordnung, ihre Beamtenschaft, ihr Wehrwesen, ihre Wirtschaftskraft auf. Bei all dem ging es gar nicht bloss darum, dass eine vorhandene Stadt ihrem Stadtherrn gegenüber die Autonomie gewann; vielmehr ist in diesem Prozess ein lebensvolles, der Selbständigkeit fähiges Gemeinwesen erst heranentwickelt worden. Zur äbtischen Zeit bestanden erst primitive Ansätze städtischen Lebens in St. Gallen, und in der Klosterherrschaft lagen die Kräfte und der Wille nicht, einen allem Mönch- und Rittertum wesensfremden bürgerlichen Staats- und Wirtschaftskörper grosszuziehen. Ebenso wenig konnte ein königliches Privileg dies hervorbringen. Die städtische Blüte, in Italien, in den Niederlanden, in Deutschland und anderwärts, in St. Gallen wie an hundert andern Orten, war die Leistung städtischer Bürgerschaften, ihrer eigenen, neuartigen Kraft. Die Bildung und Wirkung der Stadtgemeinden, dieser genossenschaftlich zusammengeschlossenen und gegliederten Organismen, stellt eine der bedeutsamsten Tatsachen der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, auch der allgemeinen

---

[1] Urkundenbuch der Abtei St.Gallen IV, Nr. 2232.

[2] Urkundenbuch der Abtei St.Gallen V, Nr. 2641.

politischen Geschichte im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit dar. So war es auch in St. Gallen: am Endpunkt dieser Entwicklung stand nicht eine befreite Klosterstadt, sondern eine Stadtrepublik, wie sie früher nicht dagewesen war.

Verhältnismässig Weniges nur war abzulösen, war aus äbtischer in städtische Verfügung überzuführen; weitaus das meiste war neu, konnte seinem Wesen und Sinn nach nur städtisch sein.

Erster Verwalter und Richter der Stadt war der äbtische Ammann. Frühzeitig, gewiss schon im Laufe des 14. Jahrhunderts, war er in der Regel ein Stadtbürger. Es ist charakteristisch, dass die Befugnis, den Ammann zu setzen — unzweifelhaft ein wichtiges Hoheitsmerkmal des Stadtherrn —, kaum ernstlich umkämpft zu werden brauchte. Es kam den Äbten im Laufe der Zeit abhanden, und als Abt Kaspar von Landenberg es um die Mitte des 15. Jahrhunderts mit zahlreichen andern veralteten Rechten wieder hervorsuchte, hatte es nur noch den Wert eines formalen Anspruchs, erhoben, um gegen Geld aufgegeben zu werden. Nicht im allmählichen Übergang des Bestellungsrechtes vom Abt an die Stadt liegt der eigentliche und entwicklungsgeschichtlich bezeichnende Gehalt der Veränderung; das Wichtigste ist vielmehr darin zu sehen, dass die immer kräftiger sich regende Stadt eine allmähliche Umformung und Beschränkung des Ammannamtes herbeiführte. Es verwandelte sich — dies war das erste — aus einem Herrschaftsrecht über die Stadt zu einem in die Organisation der Stadt eingebauten Amt; der Ammann hatte nicht mehr den Willen des Abtes zu vollziehen, sondern eine Funktion im Leben der Stadt zu erfüllen. 1373 liess sich die Stadt das Recht auf einen Ammann durch Privileg Kaiser Karls IV. ausdrücklich zusichern, offensichtlich, weil seine Tätigkeit den städtischen Interessen entsprach. Die Stadt hatte also diesen ursprünglich äbtischen Beamten sich selbst dienstbar gemacht[1]; sie hatte ihn gleichzeitig in den Fällen auszuschalten vermocht, wo er als äbtischer Sachwalter gegen die Stadt hätte wirken können: 1363 wurde durch Gesetz verfügt, dass der Ammann als Mitglied des kleinen Rates in Ausstand treten sollte, »wenn man von des egenenten unsers herren [des Abtes] wegen redot und so ez den Rât ald den merentail under Im

[1] *Moser-Nef,* Reichsstadt und Republik St.Gallen I, S. 25; Urkundenbuch der Abtei St.Gallen IV, Nr. 1723.

dunkt, dz es notdurftig sie, das er usgang«[1]. Schliesslich aber wurde die Zuständigkeit des Ammanns auf das Stadtgericht beschränkt, für die Leitung der allgemeinen Exekutivgeschäfte der Stadtverwaltung dagegen ein Bürgermeister bestellt, dessen Amt seit der Mitte des 14. Jahrhunderts erscheint und von Anfang an städtisch, nicht äbtisch war.

In ähnlicher Weise entwickelte sich der Rat aus äbtischen Anfängen zur vollen Entfaltung nach Kraft und Willen der Stadt. Ein Rat mag ursprünglich dem Ammann beigegeben gewesen sein; aber schon bei seiner ersten urkundlichen Nennung 1312 tritt er als städtische Behörde auf[2]: »Die räte und die burger gemainlich« schlossen damals einen Bund mit den Städten Konstanz, Zürich und Schaffhausen; sie handelten also selbständig, ohne den Abt, ja unter Umständen selbst gegen ihn[3]. Um das Hoheitsrecht, den Rat von Halbjahr zu Halbjahr zu setzen, wurde in den kommenden hundertfünfzig Jahren mehrmals verhandelt. Es blieb formell dem Abt; so bestimmten die ältesten Ratssatzungen[4], so entschieden im späteren 14. Jahrhundert ein Prozess vor dem Hofgericht zu Rottweil und ein Schiedsspruch der Bodenseestädte[5]; so hielten es die Ratssatzungen von 1426 fest: Der Rat soll »e dz er usgang, ainen andren Rat geben und setzen, ob es der herren wille ist aines abtz und des Riches vogt«[6]. Dem Wortlaut nach war dies nur noch ein äbtisches Bestätigungsrecht; aber auch als solches war es nichtig, wie nichtig, wird dadurch erwiesen, dass neben dem Abt der Reichsvogt gleichberechtigt steht, an dessen wirkliche Einflussnahme von des Reiches wegen gar nicht zu denken war. Auch diese Kompetenz aber hat noch Abt Kaspar von Landenberg um 1450 der Abtei zugeschrieben; erst 1457 ist förmlich aufgehoben worden, was längst nur noch Rechtsversteinerung war.

---

[1] *W. E. v. Gonzenbach,* St. Gallische Rathssatzungen aus dem 14. und 15. Jahrhundert, in Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte, hsg. vom Historischen Verein in St. Gallen IV, St. Gallen 1865, S. 22 ff, Nr. 140; die Vorschrift wurde bestätigt in den Ratssatzungen von 1426 (Stadtarchiv St. Gallen Nr. 540) Fol. 36r, Nr. 148.

[2] Vgl. *Moser-Nef,* Reichsstadt und Republik St. Gallen I, S. 154 und die dort unter Anm. 3 verzeichneten Stellen.

[3] Urkundenbuch der Abtei St. Gallen III, Nr. 1199.

[4] *Gonzenbach,* Rathssatzungen, Nr. 8.

[5] *Moser-Nef,* Reichsstadt und Republik St. Gallen I, S. 157 und Anm. 7.

[6] Ratssatzungen von 1426, Stadtarchiv St. Gallen Nr. 540, Fol. 24v, Nr. 91. Dieses sog. zweite Stadtbuch enthält eine nach Sachgebieten geordnete Zusammenstellung des geltenden Stadtrechtes, vorgenommen 1426 und bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts ergänzt.

Der Rat liess sich vollends nicht mehr beim Krummstab, als Organ der äbtischen Landesverwaltung halten, seit mit der Einführung der Zunftverfassung um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Zünfte ihn weithin eroberten. In den Kreis der Ratsherren traten die sechs Zunftmeister ein[1]. Dieser kleine Rat aber bildete mit den Elfern der sechs Zünfte, 66 Zunftvertretern also, den grossen Rat. Die innere Umwandlung ist deutlich: bürgerliche Korporationen wählen ihre Vorsteher, und diese werden von Amtes wegen Mitglieder des kleinen Rats. Damit ging man über jedes Ernennungsrecht, auch über ein Bestätigungsrecht des Stadtherrn hinweg. Der grosse Rat aber hatte in der äbtischen Rechtsame überhaupt keinen Platz; ihn besetzten die Handwerkerzünfte; er war seiner Entstehung nach nur städtisch.

Diese Räte entfalteten ihre gesetzgebende, verordnende, überwachende Tätigkeit, und der Abt konnte sie nicht hemmen. Um 1350 war ein Stock von etwa hundert Gesetzen vorhanden und wurde im ältesten Satzungsbuch zusammengestellt[2]. Sie wurden in der Folge verändert und beträchtlich vermehrt; die nicht allzu häufigen Datierungen einzelner Satzungen erlauben den Schluss, dass die gesetzgeberische Tätigkeit der städtischen Behörden nie mehr für längere Zeit unterbrochen wurde. 1426 wurde eine neue, besser geordnete Kodifikation vorgenommen[3], gegen 250 Artikel, und unablässig wurde dieses Stadtrecht fortan weiter ausgebaut.

In den Ratssatzungen ist das Leben der Stadt rechtlich gefasst worden. Die Stadtobrigkeit schuf die Normen der bürgerlichen Gemeinde, die da innerhalb der Mauer eng beieinander wohnte: eine umfassende Polizei- und Wohlfahrtsgesetzgebung, wie sie der Feudalstaat nicht gekannt hatte. Das Dasein der neuen differenzierten Gemeinschaft forderte sie. Hier stehen die Häuser in Reihen; Mauern und Stadtbach und Brunnen gehören

---

[1] Die Umbildungen des kleinen Rates im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts sind nicht eindeutig zu erkennen. Es scheint, dass, mindestens zeitweise, die zwölf Ratsherren zur Hälfte durch die sechs Zunftmeister ersetzt worden seien, so dass der kleine Rat vor der Verfassungsreform von 1516, soviel sich sehen lässt, aus 15 Mitgliedern bestand: sechs nicht-zünftischen Ratsherren, sechs Zunftmeistern und den drei Stadthäuptern Bürgermeister, Altbürgermeister und Reichsvogt. Vgl. dazu später, Band 2, Kapitel 7; ferner: *Moser-Nef*, Reichsstadt und Republik St.Gallen I, S. 159; *O. Scheitlin*, Das sanktgallische Zunftwesen von den Anfängen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, St.Gallen 1937, S. 66 ff.

[2] *W. E. v. Gonzenbach*, St.Gallische Rathssatzungen aus dem 14. und 15. Jahrhundert (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte IV, St.Gallen 1865).

[3] Ratssatzungen von 1426, handschriftlich im Stadtarchiv St.Gallen, Nr. 540.

— unentbehrlich — allen; der Bürger lebt in der Bürgerschaft, die ihn umfängt, der er zu gehorchen hat, wie er in ihr mit berät und mit gebietet; die Tätigkeiten der Gewerbe greifen ineinander. So fixiert das Gesetz das Recht von Bürgern und Hintersassen; es sichert den inneren Frieden; die Art, wie die Behörden bestellt werden sollen, wird festgelegt, das Pflichtenheft der Räte und Beamten wird geschrieben: des Bürgermeisters, der Zunftmeister, des Seckelmeisters und des Baumeisters. Wachtdienst und Steuerpflicht sind zu regeln. Die Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln verlangt Aufmerksamkeit, der Markt die Kontrolle von Frische, Qualität, Preis der Waren; so handeln die Gesetze von Korn und Brot, vom Fleisch, den Fischen und andern »ässigen Dingen«. Das Gewerbe, Leinwandfabrikation und Leinwandhandel vor allem, ist Grundlage von Gedeihen und Reichtum der Einzelnen und der Gesamtheit; die Obrigkeit baut eine städtische Gewerbe- und Handelsgesetzgebung auf. Die Feuerpolizei ist wichtige Angelegenheit jeder mittelalterlichen Stadt; das Gesundheitswesen darf nicht vernachlässigt werden, und die Obrigkeit gedenkt der armen Siechen und der Waisen. Dazu die Sitte: Spiel und Tanz, Trinkstuben, Frauenhaus, Nachtruhe, das Drohen mit Waffen und unziemlichen Worten, der Respekt vor Gott und der Obrigkeit. Dies alles ist zu regeln, erst hier und jetzt, und diese Organisation wächst über eine Landesverwaltung, wie sie die Abtei früher und bisher ausgebildet hatte, weit hinaus.

Diese Stadt, die sich tatsächlich selbst verwaltete, die den Charakter einer Klosterstadt fast völlig abgestreift hatte, erlangte 1457, durchaus als nachträgliche Bestätigung dessen, was bereits war und galt, die Ausscheidung ihrer Rechte gegenüber der Abtei. Sie ging aus scharfem Streit zwischen der Stadt und Abt Kaspar hervor und vollzog sich, nachdem sich beide St.Gallen 1451 und 1454 mit eidgenössischen Orten verbündet hatten, in der Form eines Schiedsspruches von Schultheiss und Rat der Stadt Bern vom 5. Februar 1457 und zweier Zusatzverträge desselben Jahres[1].

Der Vorgang, der als bereinigender Vergleich endete, stellt sich in seinem Verlauf als ein mit Offensivstössen geführtes Rückzugsgefecht des Abtes dar. Die Ansprüche, die der Abt damals in langer Liste auf-

[1] Vgl. für den Verlauf *Ehrenzeller*, St.Gallische Geschichte I, S. 381 ff, 415 ff. Der Wortlaut der Sprüche: Urkundenbuch der Abtei St.Gallen VI, Nr. 6026, 6040, 6054.

stellte und der Stadt als sein Recht entgegenhielt, griffen so weit in die Zeiten zurück, widersprachen der Lage und dem Leben so sehr, dass er selbst nicht glauben konnte, diese einstigen Befugnisse, auch wo die Urkunden zu seinen Gunsten sprachen, jemals wieder zu beleben und zu handhaben. Ihm kam es darauf an, Urkundenrecht zu verkaufen[1]. Die Schiedsrichter haben denn auch keineswegs formal-rechtlich entschieden, was von diesen Befugnissen über die Stadt dem ehemaligen Stadtherrn bleiben sollte und was nicht; sie erklärten vielmehr die sämtlichen bestrittenen Rechtstitel des Abtes gegen eine Geldzahlung der Stadt von 7000 Gulden, wozu nachträglich eine weitere Leistung von 1000 Gulden kam, für abgelöst und aufgehoben.

Der Ausgleich von 1457 hat altes, ausser Gebrauch gekommenes Recht förmlich beseitigt, einen von der geschichtlichen Entwicklung bereits erreichten Stand anerkannt, Gewohnheitsrecht in verbrieftes Recht verwandelt. Auf dieser Grundlage wurden beide Parteien als versöhnt erklärt. Wie aber standen sie tatsächlich zueinander?

Die politische Situation war insofern klar, als die Stadt nunmehr der Untertänigkeit vom Kloster ledig war; sie kann als selbständiges Staatswesen gelten, wenn sie auch eine lockere Abhängigkeit vom Reiche beibehielt und Ehrenrechte des einstigen Stadtherrn anerkannte. Aber weder rechtlich noch lebensmässig hatten sich die beiden St.Gallen von einander trennen lassen. Die Schiedsrichter haben nur strittige, von einer der beiden Parteien eingeklagte oder vorgebrachte Punkte geregelt; anderes blieb ungeklärt, und unscheidbar lagen St.Gallen Kloster und St.Gallen Stadt in einander verwachsen. Das Leben verband sie; Recht und Gegenrecht griffen vom einen zum andern über. Keine systematische Regelung hat dies auseinanderlegen können. Die Schiedssprüche mühten sich, im einzelnen festzulegen, was jeder dürfe und jeder solle. Es brauchte viel Behutsamkeit, die Notbrücken dieser Kompromisse zu begehen, und wo der gute Wille versagte, wurde das allzu subtil gesetzte Recht zum Anlass des Streites. Die komplizierte Verschränkung von Recht und Gegenrecht, von Anspruch und Verbot wird anschaulich in Kleinigkeiten, die doch die Stimmung im täglichen Verkehr zweier Nachbarn beeinflussen. So wurde über den weiten Wiesenplan des Brühls, der sich vor der östlichen

[1] So urteilt nachdrücklich und wiederholt Vadian; vgl. Deutsche Historische Schriften II, S. 132 (grosse Chronik), 141 (grosse Chr.), 141 f (kleine Chr.), 143 (grosse Chr.), 160 (kleine Chr.).

Stadtmauer dehnte, bestimmt, dass er sowohl vom Abt, wie von der Bürgerschaft genutzt werden dürfe, derart jedoch, dass je nach den Jahreszeiten genaue einschränkende Vorschriften gelten sollten, deren Innehaltung freiwillig zu erreichen schwierig, zu erzwingen aber gehässig war. Dem Abt soll die eigentliche Nutzung zustehen, das Recht, das Wiesland im Sommer einzuhagen; der Stadt sollen ihre Zufahrtsstrassen unversperrt bleiben; vom 30. April bis zum 16. Oktober darf sie, ohne besondere Erlaubnis des Abtes, dort keine Leinwand zum Trocknen oder Bleichen auslegen. Weil die Stadt ein Stück des Brühls in ihre Mauer einbezogen hat, wird dem Kloster das Recht auf Nutzung eines Teils des Stadtgrabens als Fischweiher oder Grasgrund zugesprochen, der Stadt aber zu bestimmen überlassen, welches von beidem ihr besser passe[1]. Eine bestehende Hofstatt des Klosters soll dem Stifte verbleiben; doch darf sie nicht überbaut werden, und der Abt soll keine Verbindung mit dem Wehrgang, der auch sein Kloster und seine Pfalz umzäunt, anlegen dürfen. Er soll das Recht haben, eine Mühle in den städtischen Gerichten zu erwerben, so jedoch, dass der Müller, wie ein anderer Bürger, der Stadt »mit allen diensten, stüren und rechtungen« gehorsam und gewärtig sein solle[1].

Solche Einzelheiten deuten indessen Wichtigeres nur an; aus ihm wird mit noch grösserer Deutlichkeit dieselbe Tatsache ersichtlich, dass Rechts- und Lebensbeziehungen zwischen der Abtei und der Stadt in wechselseitiger Verschränkung fortbestanden. Der Abt hatte Rechte gegenüber der Stadt behalten, überwiegend formelle, aber doch keineswegs ganz inhaltleere Befugnisse. Er galt, für mehr als ein Jahrhundert noch, als Lehensherr von Grund und Boden auch in der Stadt; Kauf und Verkauf von Liegenschaften hatten vor dem Abt und formell durch ihn oder seinen Stellvertreter zu geschehen: der Verkäufer eines Hauses gab sein Besitztum in die Hand des Abtes auf; der Abt verlieh es dem Käufer. Dies war die Rechtsform, während das eigentliche Kaufgeschäft unabhängig zwischen Käufer und Verkäufer abgeschlossen wurde. Bei jedem Regierungswechsel in der Pfalz war der bürgerliche Besitz an liegenden Gütern vom neuen Abte zu bestätigen. Dem Abt als Lehensherrn gebührte bei Handänderungen eine Lehensabgabe von einem Viertel Wein, »des besten lantwins den man ungevarlich ze Santgallen schenket«, oder der entsprechende Wert in Geld. Es genügte indessen, dass diese Leistung angeboten,

---

[1] Urkundenbuch der Abtei St.Gallen VI, Nr. 6054.

damit der Form Genüge getan wurde, und die Stadt hielt streng darauf, dass dies so blieb[1]. Das Verfahren selbst aber behielt praktische Bedeutung: das Grundbuchwesen wurde von der äbtischen Kanzlei besorgt; sie legalisierte und protokollierte Verträge und Handänderungen. Die alte grundherrliche und die immer noch bestehende lehensherrliche Stellung des Abtes sprach sich auch in jenen Nutzungsrechten am Brühl aus und in dem Lehenszins von zehn Pfund Pfennig, den die Stadt als auch materiell spürbare Abgabe alljährlich für den in ihren Gerichten liegenden Hang der Berneck entrichtete; noch 1462 vermochte die Abtei ein Verbot, dort Rodungen und Einzäunungen vorzunehmen, der Stadt gegenüber wirksam zu machen. Dagegen ist 1457 der Anspruch des Abtes, dass das städtische Rathaus von ihm zu Lehen genommen werden müsse, abgetan worden.

Aber die fortdauernde Rechtsverbundenheit von Abtei und Stadt war nicht nur dadurch gegeben, dass überlieferte, vielfach ruinenhafte Überreste der ehemaligen äbtischen Stadtherrschaft stehen blieben, sondern ebenso sehr dadurch, dass auch eine umgekehrte Einflussnahme sich entwickelte, dass städtische Kompetenzen in den Stiftsbereich hinüberwuchsen. »Inderhalbs ... des gezirks des closters«, so vermerkt Vadian,[2] »hat ein statt nit wenig gwaltsaminen.« So stellte die Stadt im äbtischen Hofgericht, das als grundherrliche Instanz für die Gemeinden der Umgebung zuständig war, die Hälfte der Richter[3], sechs, und Vadian fand diese Ordnung für die Interessen der Stadt »gar komlich und gelegen«, »ire zins, rent und gült und allerlei schulden, die täglichs auflaufend, vor der tür (wie man spricht) und one kosten von nächstgelegner nachpurschaft einzebringen«[2]. Das Münster galt zugleich als städtische Hauptkirche, »ouch gemeiner stat burger und nit der äbten allein fürneme kirch«[4]. Schulmeister und Bürgersöhne der Stadtschule waren zum Chorgesang im Münster verpflichtet[5]. Die Stadt setzte den Münsterbaumeister, der die

[1] Vgl. *Gonzenbach,* Rathssatzungen, Nr. 207; Ratssatzungen von 1426, Fol. 36v/37r, Nr. 152.

[2] »Von anfang, gelegenheit, regiment und handlung der weiterkanten, frommen statt zů Sant Gallen«, Deutsche Historische Schriften II, S. 425.

[3] *Moser-Nef,* Reichsstadt und Republik St.Gallen I, S. 347 f.

[4] Vadian, »Von dem frommen einsidel Sanct Gallen und von anfang, stand und wesen seines closters«, Deutsche Historische Schriften I, S. 140.

[5] *P. Staerkle,* Beiträge zur spätmittelalterlichen Bildungsgeschichte St.Gallens (Mitteilungen zur Vaterländischen Geschichte XL), St.Gallen 1939, S. 28, 36 und später.

Gebäude in Stand zu halten hatte; sie führte, mit dem Abt zusammen, den Schlüssel zur Schatzkammer, zum »Heiltum«, »von gold, silber und edelgestein gar kostlich verfasst« und von städtischen Geschlechtern gestiftet und gemehrt[1]. Die Stadt besorgte die Wache, »darzů ir gewer mit geschütz« auf dem Münsterturm[2], und da der Zugang zum Turm durch die Kirche führte, gingen städtische Bewaffnete Tag und Nacht dort ein und aus. Sie hatte die Verfügung über die Ringmauer, die auch das Kloster umschloss; sie hielt sich den Wehrgang und einen Weg der Mauer entlang zu ausschliesslicher Benutzung offen, auch dort, wo Klostergarten und Klostergebäude an die Mauer grenzten, ohne dem Abt eine direkte Verbindung mit der Mauer oder gar durch die Mauer mit der Aussenwelt zu gestatten. Der im Kloster verzapfte Wein zahlte der Stadt das Ohmgeld, und dem Abte war verwehrt, im Stiftseinfang ein Wirtshaus zu halten oder zu bauen. Vor allem aber: die Stadt übte namens des Reiches den Blutbann auch im Klosterbezirk. Der Missetäter, der in des Klosters Freiheit ergriffen und wegen Malefizsachen ausgeliefert werden musste, fand seine Strafe vor dem städtischen Hochgericht. Dasjenige Hoheitsrecht, das wie kein anderes Sinnbild der Souveränität war, erstreckte sich somit als städtische Kompetenz bis an die Pforten der Klausur[3].

Zwischen Stift und Stadt bestand also, trotz der Lösung des Untertänigkeitsverhältnisses, trotz vielen Gegensätzen, ein Lebenszusammenhang. Er ergab sich aus alter Tradition, aber er ist auch, in neuen Formen, während des 15. Jahrhunderts neu hergestellt, ja verengt worden. Man lebte im gleichen Raume, man war vielfach aufeinander angewiesen, man rivalisierte und rieb sich. Dem Abte blieben, als ehemaligem Stadtherrn, Formal- und Ehrenrechte; er vermochte darüber hinaus mannigfach und immer noch bedeutsam zur Geltung zu bringen, was einem geistlichen Oberhaupt in religiöser, kultureller, ziviler Beziehung an Einfluss zu Gebote stand. Die Stadt aber besass ihrerseits Druckpunkte: verwaltungsrechtlich, richterlich, militärisch, ökonomisch spürte das Kloster ihre nahe Nachbarschaft, ja ihre Umklammerung.

---

[1] Vadian, »Von dem frommen einsidel Sanct Gallen und von anfang, stand und wesen seines closters«, Deutsche Historische Schriften I, S. 140.

[2] Vadian, Deutsche Historische Schriften II, S. 426 f.

[3] Dies wurde in solcher Weise erst 1515 definitiv festgelegt.

Herrschaft und Wirtschaft

In der inneren Rivalität zwischen den beiden St.Gallen war die Stadt offensiv und erfolgreich. Sie führte ihre eigene aufsteigende Entwicklung durch; sie beseitigte, was sie, vom Stift her, hemmte, sie schuf die Organe und Gesetze, die städtisches Dasein verlangte. Es ist bezeichnend, dass sie die innere Grenze, die ihre Quartiere vom Klostergebiet und der Klosterfreiheit trennte, allmählich zu ihren Gunsten verschob, den klösterlichen Raum innerhalb des Mauergürtels schmälerte[1].

Da wurde, als der st.gallische Dualismus ausgebildet war, eine äussere Rivalität sichtbar: der Kampf um die st.gallische Landschaft. Um die Jahrhundertwende von 1400 war er angedeutet, seit der Jahrhundertmitte war er in vollem Gange. Die Vorgänge gehören jenem grossen Prozess der deutschen, ja der mittel- und westeuropäischen Geschichte des späten Mittelalters an, der an Stelle der uneinheitlichen, unübersichtlichen, oft unwirksamen Über- und Unterordnungsverhältnisse des aufgelockerten Lehensgefüges Staatswesen von neuartiger Geschlossenheit begründete und organisierte. Die Bildung des modernen Staates steht damals bevor, wird vollzogen. Von zwei Lebenskernen aus kann diese schöpferische Leistung vor sich gehen: durch Feudalherren, die zur Landeshoheit gelangen, zu Landesfürsten werden, durch Städte, die sich zu Stadtstaaten aufschwingen.

Wenn es sich darum handelte, die st.gallischen Lande staatlich zu organisieren, — war es die Abtei, oder war es die Stadt, die dies zu tun unternahm und zu verwirklichen vermochte?

Die Frage war offen, aber ihre Beantwortung war allerdings durch einen langen Geschichtsgang in bestimmter Weise vorbereitet. Seit einem halben Jahrtausend war das Kloster im ganzen »Thurgau« und weit darüber hinaus begütert und berechtigt; es hatte Grundbesitz, empfing Einkünfte und Dienste aus Grundbesitz, handhabte aber auch Befugnisse, die ihrem Wesen nach öffentlich-rechtlicher Natur waren oder wurden, namentlich Gerichtsrechte, die dem Abt teils als Grund- und Leibherrn

[1] Vgl. *Moser-Nef*, Reichsstadt und Republik St.Gallen I, S. 44 f.

unfreier Leute, teils als Immunitätsherrn in dem der regulären Gerichtsverwaltung enthobenen Klostergebiet zustanden. Diese Klosterherrschaft war im hohen Mittelalter zum geistlichen Fürstentum geworden, ein Lehensverband im Sinne der Zeit unter ritterlichen Äbten. Aber dieses Fürstentum war noch im 13. und 14. Jahrhundert kein Staat zu nennen[1]. Noch war kein geschlossenes Landgebiet geformt und umgrenzt worden, in dem die Fürstäbte allein und unwidersprochen zuständig gewesen wären; die Hoheit war unvollständig, denn es fehlte die hohe Gerichtsbarkeit; die Herrschaft vermochte nicht unmittelbar zur Geltung zu kommen, denn es fehlte eine durchgreifende und ineinandergreifende Landesverwaltung. Es bestand nur eine Summe von Gütern und Rechten, die das Kloster gesammelt, nicht aber zu einer staatlichen Einheit verschmolzen hatte. Das einzelne Dorf, das einzelne Recht konnte aus dieser Summe herausgenommen, isoliert vergeben, verkauft werden, und in weitestem Umfang war dies geschehen. Dem Abte blieb dann ein lehensherrliches Oberrecht; die eigentliche Verfügung ging jedoch an den Lehensträger, den Lehensbesitzer über. Rechte anderer Lehensherren lagen dazwischen. Uralte Freiheiten waren stehen geblieben. Vornehmlich handelte es sich um die niederen Gerichte, mit denen Grundbesitz und Grundabgaben, Nutzung von Zoll-, Fahr-, Tavernrechten und so weiter häufig verbunden waren. Ursprungsmässig und formal verschiedene Rechte durchkreuzten, überlagerten einander; sie blieben einzeln verkaufbar, vertauschbar.

So bestand in Mörschwil ein äbtisches Gericht über unfreie Leute; daneben hielten sich, vom Kloster unabhängig, freigerichtliche Höfe. Die unfreien Leute von Untereggen gehörten vor das Gericht zu Goldach, das der Lehensherrlichkeit des Bischofs von Konstanz unterstand; die übrige Gemeinde Untereggen dagegen bildete ein Freigericht, das vom Reich zu Lehen ging, zu Anfang des 15. Jahrhunderts von den Grafen von Werdenberg gehandhabt, dann von diesen dem Egli Fisch, Bürger von St.Gallen, weiterverliehen wurde. Die Gerichtsrechte zu Zuckenriet bei

---

[1] Die Entwicklung der Landeshoheit in den st.gallischen Gebieten ist mehrfach dargestellt und diskutiert worden. Sie ist, wie das entsprechende allgemeine Problem in der deutschen und europäischen Verfassungsgeschichte, noch vielfach kontrovers. Vgl. *L. Cavelti,* Entwicklung der Landeshoheit der Abtei St.Gallen in der alten Landschaft, Gossau 1914; *Th. Holenstein,* Recht, Gericht und wirtschaftliche Verhältnisse in den st.gallischen Stiftslanden und im Toggenburg beim Ausgange des Mittelalters (Neujahrsblatt des Historischen Vereins St.Gallen), St.Gallen 1934.

Niederhelfenswil gehörten bis ins 14. Jahrhundert der Familie der Löwen von Zuckenriet, die vielleicht im feudalisierten äbtischen Meieramt gross geworden war; sie wurden dann an die Herren von Rosenberg, später an einen Landenberg, weiter, 1478, an einen Bürger von Konstanz verkauft.

Diese Beispiele[1] sprechen für das Ganze. Nur was der Abtei in den dem Kloster nächstliegenden Gemeinden (Tablat, Muolen, Straubenzell, Gaiserwald, Bernhardzell, Lömmiswil, Berg, Wittenbach, Rotmonten) zustand, war unmittelbar und zusammenhangend dem Landeshofmeisteramt im Stift unterstellt, — der Kern eines Territoriums. Im übrigen aber drohte Recht- und Landbesitz des Klosters in Trümmer und Fetzen zu gehen, zu Herrschaftsgütern ritterlicher und bürgerlicher Inhaber zu werden.

Unter solchen und ähnlichen Umständen hat überall in süd- und westdeutschen Landen der Versuch neuer Zusammenfassung eingesetzt. Er konnte nur gelingen, wenn ein Herrschaftszentrum, eine Dynastie oder eine Korporation, die persönlichen Splitterrechte nicht nur an sich brachte, sondern versachlichte und vervollständigte, sie zum räumlich und rechtlich lückenlosen Souveränitätskomplex gestaltete. Dies bedeutete die Überwindung des Feudalismus, die Staatsgründung.

Zu solcher Leistung hatte im späten 14. Jahrhundert Abt Kuno von Stoffeln ausgeholt: Versetztes zu lösen, Verliehenes zurückzunehmen, Fehlendes zu erwerben. Ihn traf der Gegenschlag der Appenzellerkriege, die das ganze äbtische Herrschaftsgebäude dem Untergang nahe brachten. Es hielt, nicht aus eigener innerer Stärke, sondern weil kein überlegener staatsbildender Wille die Erbschaft schliesslich für sich selbst fällig zu machen vermochte: die Appenzeller waren zwar fortan unabhängig, aber nicht mehr ausgreifend, Österreich und das Rittertum geschlagen, der Bund der Bodenseestädte im Rückgang, die Eidgenossen erst am Rande dieser nordostschweizerischen Landschaft, die Stadt St.Gallen noch nicht mehr als eine freie Bürgerrepublik, und dies der Form nach noch nicht einmal ganz.

Städte konnten sich zu Mittelpunkten moderner Staaten machen. Die eidgenössischen Städte, Bern, Zürich und andere, haben aus den staatsunfähigen Feudalruinen ihrer Umgebung kräftige Stadtstaaten geformt.

---

[1] Ich entnehme sie der zitierten Schrift *L. Caveltis*, der eine Analyse der Rechts- und Hoheitsverhältnisse in der »alten Landschaft« zwischen Rorschach und Wil gibt (S. 43 ff).

St.Gallen aber war seinem Ursprung nach eine äbtische Stadt, vom Kloster aus regiert, von Gütern und Rechten des Stiftes rings umgeben. Das erste Ziel ihrer Entwicklung war, durch zweihundert Jahre, die Gewinnung der Autonomie. Im Grunde ging es der Stadt damals um ihre Selbständigkeit innerhalb der Klosterlandschaft. Zwischen ihr und dem Stift bestand keine Todfeindschaft, kein durchgängiger Interessengegensatz. Radikal haben die eidgenössischen Orte Österreich ausgeschaltet, die Feudalwelt zusammengeschlagen und ihr Erbe aufgeräumt. Gegen grosse und kleine Dynasten standen auch beide St.Gallen, — in einer Grundrichtung ihres Strebens beide St.Gallen vereint. Stift und Stadt bildeten eine Lebensgemeinschaft; ihr Streit unter sich war Hausstreit, in dem keiner den andern vernichten will[1]. Das kleine Stadtgebiet ausser den Mauern ist von der Bürgerschaft nicht erkämpft, nicht dem Kloster entrissen worden; das äbtische St.Gallen hatte es zugeschieden bekommen. An den Grenzkreuzen ihres winzigen Gebietes blieb die sich befreiende Stadt vorläufig stehen. Ringsum in der unmittelbaren Nachbarschaft hatte man es nicht mit ökonomisch hilflosen, militärisch schwachen, allem städtischen Wesen feindlichen und schädlichen Rittern zu tun, sondern mit demselben Herrn, der gleichzeitig mitten in der Stadt sass, dessen Rechte in der Stadt man bislang nicht vollständig zu vernichten vermocht hatte, ja den man sich aus dem Leben der Stadt gar nicht einmal vollständig wegzudenken wünschte. So ergaben sich die charakteristisch und schicksalsvoll ineinandergeschobenen drei Kreise: Klostereinfang, Stadt und Stadtgebiet innert den vier Kreuzen, äbtische Landschaft.

Die Appenzellerkriege brachten in diesem Verhältnis eine Krise, keine Wendung hervor, — und doch im ganzen eine spürbare Veränderung. Einer Verstärkung der äbtischen Autorität antworteten die Appenzeller mit unbedingtem Befreiungswillen, der schliesslich siegreich blieb. In der Stadt dagegen eine anscheinend schwankende Politik: mit dem Abt und den Seestädten gegen die Appenzeller, mit den Appenzellern und den Gotteshausleuten gegen Österreich und gegen den Abt, und doch bald, ohne dass die Kriegslage unbedingt dazu gezwungen hätte, in ein leidliches Verhältnis zum Abte zurück. 1407 hatten die Bürger Abt Kuno gefangen von Wil nach St.Gallen gebracht. Er stellte sich in den Schutz

[1] Bis zur Reformation »können alle Streitigkeiten in gewissem Sinn als Familienzwiste aufgefasst werden« (*Ehrenzeller,* St.Gallische Geschichte I, S. 403 f).

der Stadt und versprach Gutes. Die Stadt aber versäumte, sich auch nur ihre Autonomierechte verbriefen zu lassen und griff nicht in die Landschaft hinaus. Vadian erkennt dies, aus seiner Zeit heraus, als Fehler; niemand aber habe gedacht, so entschuldigt er ihn, dass sich die Abtei jemals mehr erholen werde[1]. Dies alles sieht gewiss nicht nach zielbewusster Machtpolitik aus. Vielleicht liegt dies tief begründet: die Stadt wollte zwar selbständig sein, sich aber vom Kloster nicht radikal trennen. Die Lebensgemeinschaft bestätigte sich; eine schwache Klosterherrschaft war der Stadt nicht abträglich. Die Beziehungen zur Umwelt hatten sich verändert; ein Grundzug im Verhältnis der Stadt zum Stift erhielt sich. Das freie Appenzellerland war der Abtei eine feindliche, der Stadt eine durchaus nicht eindeutig bequeme Nachbarschaft. Dazu hatte die Stadt den wirksamen Rückhalt an den Bodenseestädten verloren; das jetzt geschlossene Bündnis mit den Eidgenossen, das Burg- und Landrecht von 1412, war ihr so wenig günstig, dass sich daran nur geringe Hoffnungen knüpfen konnten. So verharrte die Stadt in tatsächlicher Selbständigkeit, die sie eben jetzt — 1415 — durch Erwerbung der hohen Gerichtsbarkeit vom Reich zu krönen vermochte; aber im Grunde blieb sie der Abtei nahe verbunden, solange diese schwach, eher anlehnungsbedürftig als anspruchsvoll war. Tatsächlich lag das Stift nach Abt Kunos Tode 1411 in äusserster Verwirrung. Die Zahl der Mönche war auf zwei gesunken; einen Konvent gab es in der Pfalz zeitweise nicht mehr. Die Stadt verwaltete, mit Dienstleuten des Klosters zusammen, das Siegel der Abtei. Die Äbte wurden von Rom aus gesetzt, waren oft geldbedürftig, auf die Stadt angewiesen. Vadian erzählt, wie freundlich man mit Abt Eglolf Blarer (1426—1442) verkehrt habe, der gerne in Bürgerhäusern der Stadt zu Gast gewesen und in der Trinkstube zum Antlitz erschienen sei[2]; gemeinsam unternahmen zu seinen Zeiten der fürstliche Herr und die Behörden der Stadt den Bau eines neuen Chores am Münster, und die Bürger spendeten dazu ihre Beiträge in »ain kefi«, das man vor den Altar Unserer Frau als Sammelbüchse gestellt hatte[2]. »So was unser stat denselben [den Äbten] ouch nit ze wider, die wil man sich gegen ainer stat ouch früntlich hielt und die beschwerden schlafen liess« . . .[3]

[1] Deutsche Historische Schriften I, S. 501 (grosse Chronik).
[2] Deutsche Historische Schriften II, S. 83.
[3] Deutsche Historische Schriften II, S. 85 (grosse Chronik).

Diese frühe Periode st.gallischer Territorialpolitik ist kurz nach 1450 durch einen höchst auffallenden Vorgang abgeschlossen worden. Sie hatte, auf Seiten der Abtei, die entschiedene Überleitung zur Staatsbildung noch nicht vollzogen, auf Seiten der Stadt noch kaum einen Anfang grösserer Entwicklung sichtbar werden lassen. Da entschloss sich Abt Kaspar 1454/55, für die Handhabung seiner weltlichen Rechte in engste Verbindung mit der Stadt zu treten. Auf seine Veranlassung kam am 8. Februar 1455 auf einem eidgenössischen Tag zu Bern ein Vertrag zustande, der der Stadt die Vogtei über die äbtischen Gerichtsherrschaften übertrug: der Abt sollte sie als Herr besetzen, verwalten, nutzen, die Stadt aber sollte eine Oberaufsicht führen, die Bussengelder mit dem Abte teilen. Beide Partner verpflichteten sich zu gegenseitiger Unterstützung und Hilfe[1].

Die Motive, die den Abt bei diesem Vorgang leiteten, sind schwer eindeutig zu bestimmen, aber doch mindestens teilweise zu sehen: er lag in hartem Konflikt mit dem wieder auferstandenen Konvent, hinter den sich auch die vier eidgenössischen Schirmorte, mit denen die Abtei seit 1451 in ewigem Bunde stand, gestellt hatten. Die Unterordnung unter städtische Vogtei sei geschehen, so weiss es Vadian[2], »damit der abt und sin convent und ir nachkomen dester bass bi iren gerichten, zwingen, bennen, gůetern, leuten und herlikeiten beleiben möchtind«. In seiner Gesamtcharakteristik dieses Abtes verweist der Chronist jedoch darauf[3], dass Kaspar von Landenberg an des Gotteshauses Regiment überhaupt wenig Gefallen gehabt habe; er hätte Orden und Kloster gern in ein weltliches Stift verwandelt und habe sich deswegen mit der Stadt zu verständigen gesucht.

---

[1] Der Vorgang wird in der älteren Literatur (bei *Gmür* und *Schiess*) nicht eindeutig klar; ausführlich und überzeugend hat ihn erst *Ehrenzeller* (St.Gallische Geschichte I, S. 404 ff) dargestellt. — Zwischen hohen und niederen Gerichten wird im Vertrage nicht unterschieden, und so ist auch nicht zu schliessen, dass die Stadt fortan die hohe, das Stift die niedere Gerichtsbarkeit innehaben sollte (*Schiess*, Geschichte der Stadt St.Gallen, S. 79). Vadian (Deutsche Historische Schriften II, S. 152) wiederholt hier, und zwar erst in der jüngeren, kleinen Chronik, seine zu absolut gefasste These, dass die Abtei damals überhaupt noch keine Hochgerichtsrechte besessen habe; aber darin hat er zweifellos recht, dass der Vertrag von 1455 keineswegs die Abtretung der Hochgerichtsbarkeit durch die Abtei an die Stadt betraf.

[2] Deutsche Historische Schriften II, S. 152 (kleine Chronik).

[3] Vadian, Deutsche Historische Schriften II, S. 167.

Wichtig ist vor allem eines: vom Verkauf der »Landeshoheit« über ein konstituiertes territoriales Staatsgebiet ist keine Rede; die Geldentschädigung von tausend Gulden, zu der sich die Stadt verpflichtete, kommt als wirkliche Kaufsumme nicht in Betracht[1] und galt wohl nur als einmalige Leistung im Hinblick auf den künftigen Bussenanteil der Stadt. Es ist für den Stand der territorialen Entwicklung, mit der wir hier zu rechnen haben, aufschlussreich, dass ein Vertragsentwurf[2] die Gerichte, auf die sich die geplante Vereinbarung beziehen sollte, einzeln aufzählte, dass diese Fassung dann aber ersetzt wurde durch eine allgemeine geographische Umschreibung, die vom Umfang des späteren äbtischen Territoriums weit abweicht: vom Monstein bei Au im Rheintal zum Bodensee bis Münsterlingen, von dort nach Bürglen an der mittleren Thur, thuraufwärts und der Glatt entlang bis zur Appenzeller Grenze westlich von Herisau. Der Vertrag rechnet mit einem noch unfertigen, daher entwicklungs- und veränderungsfähigen Herrschaftskomplex; er betrifft die Gerichte, die der Abtei jetzt angehörten, und die künftig an sie kommen würden, und er gibt der Stadt ausdrücklich das Recht, Vogteien, die das Kloster verpfändet hat, an sich zu lösen[3]. Der Vertrag gab der Stadt keine »Landeshoheit«, aber er schien ihr die glänzende Aussicht auf Eröffnung eigener Territorialpolitik, auf Begründung eines stadt-st.gallischen Staates zu bieten[4].

Der Vertrag vom 8. Februar 1455 hat keinen geschichtlichen Bestand, keine politische Geltung erlangt. Er zerbrach am Widerstand des Konventes und seiner eidgenössischen Freunde, an Schwierigkeiten in den Stiftsgebieten, — im Grunde bereits am kräftigen Willen des künftigen Schöpfers eines st. gallischen Kirchenstaates, des nachmaligen Pflegers und Abtes Ulrich Rösch. Am 6. August 1456 erklärte ein Tag eidgenössischer Boten zu St. Gallen die Übereinkunft als aufgehoben.

---

[1] Einige Jahre später hatte die Stadt für die Ablösung wesentlich formaler Rechte der Abtei 8000 Gulden aufzuwenden.

[2] Vgl. *Ehrenzeller,* St.Gallische Geschichte I, S. 407, der auf eine Urkunde des Stiftsarchivs (Urkundenbuch der Abtei St.Gallen VI, Nr. 5784, Anm.) verweist.

[3] Ich weiche in der Interpretation dieser Stelle des Vertrages (Urkundenbuch der Abtei St. Gallen VI, Nr. 5784, 3; Vadian, Deutsche Historische Schriften II, S. 150, Z. 26 ff) von *Ehrenzeller* ab, der von Pfändern in der Hand des Klosters spricht.

[4] Diese Formulierung möchte ich dem Satze *Ehrenzellers* entgegenstellen, dass die Stadt St.Gallen sich am Ziel ihrer territorialen Wünsche habe glauben dürfen.

Aber wenn die Begründung eines eigentlichen Stadtstaates von Sankt Gallen aus bis über die Mitte des 15. Jahrhunderts unterblieb, so hat die allmählich selbständig und stark werdende Bürgergemeinde doch einen andersartigen Expansionsdrang entwickelt: sie hat sich in die Stiftlande einzuschieben vermocht, eben da diese noch aus einzelnen, nicht ineinander verschweissten Herrschaftgebieten und Herrschaftsrechten bestanden. Hier ist die andere Linie nachzuziehen, der entlang sich die Eigenart des stadt-st.gallischen Gemeinwesens ausbildete: die wirtschaftliche Linie. Das Zusammenleben von Kloster, Stadt und Landschaft, ehe dann im späteren 15. Jahrhundert der scharfe Machtkampf anhob, beruhte in seiner Besonderheit zum guten Teil auf der einen Grundtatsache st. gallischer Geschichte, dass die Stadt, die sich politisch in so enger Beschränktheit hielt, zur ersten Handelsstadt des gesamten ostschweizerisch-schwäbischen Raumes der Länder um den Bodensee emporstieg. St. Gallen war nach der Bevölkerungszahl in ihrer Umgebung eine Stadt mittlerer Grösse, — sie zählte im späteren 15. Jahrhundert wohl gegen 4000 Seelen —, kleiner als Zürich, Basel, Bern, etwa gleich gross wie Luzern und Schaffhausen[1]; ihr politischer Hoheitsbereich war winzig; aber sie wurde eine wirtschaftliche Hauptstadt, Zentrum von Leinwandfabrikation und Leinwandhandel.

Dieser Aufstieg hat sich zeitlich parallel mit der Ausbildung der Selbstverwaltung vollzogen, und die Gewinnung der Autonomie war mit ein Resultat der wirtschaftlichen Kraft, die sich in der Bürgerschaft regte. Ein politisches Ausgreifen in die Landschaft aber kam, als dieser Aufstieg einsetzte, den Verhältnissen entsprechend für die Stadt noch gar nicht in Frage.

Die Wurzeln und Anfänge dieser wirtschaftlichen Grossentwicklung werden allmählich deutlicher erkennbar[2]. Sie hat sich vollzogen innerhalb

---

[1] Nach *H. Ammann,* Die Wirtschaftsstellung St.Gallens im Mittelalter, St.Gallen 1928, S. (22 f). Zum Vergleich: Eine Kleinstadt wie Bremgarten im aargauischen Freiamt erreichte um 1500 die Zahl von 1000 Einwohnern nicht. Vgl. *E. Bürgisser,* Geschichte der Stadt Bremgarten im Mittelalter, Aarau 1937, S. 148 f; *F. Blanke,* Der junge Bullinger (Zwingli-Bücherei 22), Zürich 1942, S. 5 u. Anm. S. 163.

[2] Für das Allgemeine vgl. *H. Ammann,* Die Anfänge der Leinenindustrie des Bodenseegebietes und der Ostschweiz (Zs. für Schweizerische Geschichte XXIII, 3, 1943, S. 329 ff); für die Wirtschaftsgeschichte der Stadt St.Gallen: *J. Häne,* Leinwandhandel und Leinwandindustrie im alten St.Gallen (1899) in: Zwei Abhandlungen zur Kultur- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt St.Gallen von Joh. Häne (Beiträge zur st.gallischen Geschichte, hsg. vom Historischen Verein des Kantons St.Gallen, Neue Folge, Heft 2), St.Gallen 1923; *H. Ammann,* Die Diesbach-Watt-Gesellschaft. Ein Beitrag zur Handels-

des ausgedehnten Leinwandgebietes, das alle Landschaften rings um den Bodensee einschloss, nordwärts und nordostwärts weit bis zur Donau und zum Lech, südlich des Sees in beschränkterem Umfang landeinwärts bis Appenzell, Lichtensteig, Wil. Der Norden, mit Ulm als Zentrum, war auf Leinen-Baumwollgewebe, auf Barchent eingestellt; Mittelpunkt des engeren Bodenseekreises, der eigentlichen und ausschliesslichen Leinwandgegend, war zunächst Konstanz. Für St. Gallen werden Leinwandgewerbe und Leinwandhandel mit deutlichen Quellenbelegen für das 13. Jahrhundert bezeugt, schon für das 12. immerhin wahrscheinlich gemacht. Im 14. Jahrhundert ist eine aufsteigende Kurve zu verfolgen. Vadian, Joachim von Watt, dessen Geschlecht im 15. Jahrhundert zu den bedeutendsten Leinwanddynastien St. Gallens zählte, weiss davon. Nach dem Unglück des Stadtbrandes von 1314, so berichtet er in beiden Chroniken[1], haben Leinengewerbe und Leinwandhandel die Stadt neu aufkommen lassen; »dan man auf erlitne brunst zů gewönnen und gelt ze machen lust hatt«. Um die Jahrhundertmitte »nam der linwat gewerb zů S. Gallen vast zů und hůb man sin an mit gůtem nutz empfinden«[2]; so warf man sich mit aller Kraft darauf. Die Urkunden erweisen, dass die Stadt Bleichen erwarb und 1364 die ersten den Gewerbebetrieb obrigkeitlich regelnden Leinwandsatzungen erliess. Den Ertrag aus den Pachtgeldern der Bleiche hatte man mit dem Abt zu teilen; die Stadt aber setzte den Überschuss zum weiteren Ausbau ihrer gewerblichen Anlagen ein und wertete nur den verbleibenden Rest als Reinertrag. So wurde beispielsweise 1364 sozusagen die ganze Einnahme von über neun Pfund Pfennig verbaut, und dem Abte blieb eine spärliche Abgabe von einem Schilling[3]. 1365 ergab sich auf diese Weise ein Defizit, und als sich dies wiederholte, war man in der Stadt der Meinung, dass der Abt seinen

---

geschichte des 15. Jahrhunderts (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte XXXVII, 1) St. Gallen 1928; *H. Ammann,* Die Wirtschaftsstellung St. Gallens im Mittelalter, St.Gallen 1928; *Moser-Nef,* Reichsstadt und Republik St.Gallen III, S. 843 ff. — Eine Sammlung und Edition st.gallischer Wirtschaftsdokumente begann *A. Schelling:* Urkundenbuch zur st.gallischen Handels- und Industriegeschichte, hsg. vom Kaufmännischen Directorium St. Gallen, 1. Lieferung (816 — 1426) St. Gallen 1922, 2. Lieferung (1423 — 1433) St.Gallen 1923.

[1] Deutsche Historische Schriften I, S. 436 und 437.

[2] Vadian, Deutsche Historische Schriften I, S. 443 (grosse Chronik).

[3] Vgl. *Häne,* Zwei Abhandlungen, S. 10 und *Schelling,* Urkundenbuch, Nr. 37 und Nr. 40 (Bleicherrechnungen).

Von den webern und von der linwat

Von zerbrochner linwat

Es ist gesetzt wer zerbrochen linwat verkofft oder an daz mal tuot durch das sol man zehen schilling tuon. Ainer entschlag sich denn mit dem aide zuo den hailigen das es im an geuerde beschehen sig

Welhi linwat ze schmal ist

Es ist gesetzt welhes tuoch ze smal ist durch das sol man zwelff schilling tuon das ie dz stuk zehen eln hab

Von böser linwat

Es ist ain gesetzt welhes tuoch bös ist das es under das mal noch zeru= orznit nit gehört das sol man durch den grat schniden

Von linwat die entoret ist

Es ist ain gesetzt wer die oren an ainem tuoch abhowt das tuoch sol man durch den grat schniden und daz halbtail verbrennen wer och die grossen als die klainen mal usser der linwat howet als wissent dem sol man dz selb tuon

Wa ain falsch mal an der linwat wir

Es ist och gesetzt wer ain falsch mal an linwat schlecht oder wer die linwat selber entoret oder iemand von sinen wegen das tuoch sol man ver= brennen und der es hat getan der sol ze buoss ain jar vor der statt sin als dik das beschicht

Von linwat die ze schmen gesetzt ist

Es ist gesetzt welhes tuoch ze schmen gesetzt ist da sol man von ieder nat ain eln geben dem dz tuoch sol

Wie man die linwat strecken sol

Es ist gesetzt das nieman row linwat strecken sol won ungeuarlich mit den handen und wer es darüber tuot der sol von ie dem tuoch vierzehen tag für die statt ze buoss varn och ze Costentz und in andren richstetten gewonlich ist umb die wissen linwat ze streckent also sol man si och strecken und anders nit an die selben buoss

AUS DEM SATZUNGSBUCH ST. GALLEN, 1426

Anteil daran zu übernehmen, das heisst an den Aufbau des städtischen Fabrikationsbetriebes beizusteuern habe. Das Vorgehen vermag die Gesinnung der jugendlichen Handelsstadt zu illustrieren, die Art, wie die alte Nutzungspraxis des geistlichen Herrn illusorisch gemacht wurde. Das 15. Jahrhundert brachte dann die volle Entfaltung der Wirtschaftsblüte; St. Gallen wird Konstanz überflügeln. Damit aber stellten sich Wirkungen nach aussen, Wirkungen nach innen ein.

Für diesen wirtschaftlichen Aufstieg hat St. Gallen seine stärksten Kräfte eingesetzt, mit dem Erfolg, dass nicht nur die Stadt selbst immer kräftiger und freier gedieh, sondern dass die Landesgegend, in der die politische Herrschaft der Abtei angelegt war und später durchgesetzt wurde, ja weite Räume darüber hinaus, von der Stadt wirtschaftlich durchdrungen, beherrscht wurden, und dass die »grosse Politik« der Stadt sich auf Handelsbahnen durch ganz Europa bewegte. Die Herstellung der Leinwand geschah in St. Gallen selbst durch die bürgerlichen Weber, deren Zunft wohl von Anfang an die zahlreichste und bedeutendste der sechs st. gallischen Zünfte gewesen ist, dann aber auch in den Städtchen und Dörfern eines grossen Umkreises: im Appenzellerland, im toggenburgischen Lichtensteig, in Wil, Bischofszell, Amriswil, Arbon und ihrer Umgebung. Das gesamte fürstäbtische Gebiet, soweit es nicht ausgesprochenes Bergland war, die gesamte appenzellische, toggenburgische, thurgauische Nachbarschaft wurde zum wirtschaftlichen Hinterland der Stadt St. Gallen; denn die ringsum gefertigte Leinwand ging gutenteils in die Stadt, wurde in ihr erst exportfähig gemacht und dem weiten Handel zugeleitet. Auch der Leinwandbezirk jenseits des Bodensees konnte im 15. Jahrhundert als st. gallisches Einfluss- oder Interessengebiet gelten; die Stadt, für die Fabrikation vielfach normgebend, stand in enger Verbindung mit Ravensburg, Kempten, Isny, Staufen und so weiter. Der Leinwandexport aber ging von St. Gallen als ausgesprochener Fernhandel nach Italien, Südfrankreich, Spanien, in die Niederlande und weit in den europäischen Osten.

Das Mittel, mit dem St. Gallen dieses Wirtschaftsgebiet beherrschte, so nachdrücklich und zwingend ins Erwerbsleben eingreifend, wie kaum ein fürstlicher Herrscher es damals tat, war die st. gallische Schau; das Mittel, mit dem es sich die auswärtigen Märkte eroberte und sicherte, war das st. gallische Zeichen. Beides war Ausdruck einer planmässigen Wirtschaftspolitik der Stadt, die im 14. Jahrhundert einsetzte und seither

immer mehr ausgebaut wurde[1]. St. Gallen ist darin nicht einzigartig. Die ältesten Leinwandsatzungen[2] verweisen auf das Vorbild von Konstanz und anderer Reichsstädte; für Barchent hat Ulm ein ungemein differenziertes obrigkeitliches Anweisungs- und Kontrollsystem geschaffen[3]. Im bodenseeischen Leinwandgebiet aber hat keine Stadt ihr Gewerbe so genau und angelegentlich überwacht, ein so weitberühmtes Zeichen erworben wie St. Gallen.

In der wirtschaftlichen Gesetzgebung lag System, und hier griff eines ins andere: kein Stück Leinwand erhielt das st. gallische Zeichen aufgedrückt, das nicht die Kontrolle der von der Stadt bestellten und vereidigten Leinwandschauer passiert hatte. Dann aber war dieses Zeichen — es gab verschiedene Marken für verschiedene Sorten und verschiedene Qualitäten — Garantie für die Güte der Ware und höchst wirksame Empfehlung im Handel. Das st. gallische Zeichen wurde begehrt; Voraussetzung war die st. gallische Schau. Damit hatte die Stadt ein Machtmittel in der Hand: sie stellte Bedingungen für die Zulassung zur Schau, und zwar betrafen diese nicht nur die Qualität von Material und Gewebe, sondern auch Einzelheiten des Produktionsprozesses und des nachherigen Verkaufes. Die Stadt sorgte also nicht nur für Ausscheidung minderwertiger Ware, sondern sie behielt das Leinwandgeschäft — Herstellung und Vertrieb — zu einem wesentlichen Teil den st. gallischen Handwerkern und Kaufleuten vor, ja sie war selbst, als Stadt, daran beteiligt. Das Weben der Leinwand wurde zwar den zünftischen Webern in der Stadt und den Hauswebern auf dem Lande überlassen; die Schau der rohen Leinwand urteilte dann über die von ihnen hergestellte Ware. Die Fertigstellung der Leinwand jedoch, das Bleichen, Färben und Walken, wurde von der Stadt monopolisiert. Bleicher und Färber waren keine »freien«, nur durch die Zunft gebundenen Handwerker, sondern Beauftragte der Stadt. Der Stadt gehörten die Bleichen und ihre Einrichtungen; sie wurden an Bleicher übertragen, und die Obrigkeit gab diesen die Gehilfen bei, setzte alljährlich den Bleicherlohn für jedes Stück Leinwand fest. Eine besondere städtische Kommission war zur Beaufsichtigung der Blei-

---

[1] Vgl. *Scheitlin*, Das st.gallische Zunftwesen, S. 160 ff (Das Leinwandgewerbe).

[2] *Gonzenbach*, Rathssatzungen, Nr. 151; *Schelling*, Urkundenbuch, Nr. 38.

[3] Vgl. *E. Nübling*, Ulms Baumwollweberei im Mittelalter. Urkunden und Darstellung (in Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen, hsg. von *G. Schmoller*, IX, 5. Heft), Leipzig 1890.

chen bestellt. Ähnlich wie die Bleicher wurden auch die Färber in eidliche Pflicht genommen und ihnen für Verfahren und Preis Vorschriften gemacht. Das fertige Produkt aber unterlag nochmals der Schau.

Wichtige bürgerliche Gewerbe wurden so geradezu verstaatlicht, andere durch nicht nur zünftische, sondern kommunale Vorschriften gebunden. Aber sie wurden gleichzeitig auch privilegiert, indem ihr Mitwirken im ganzen grossen Leinwandbezirk unumgänglich gemacht wurde, sofern die Fabrikanten nämlich auf das st. gallische Zeichen Wert legten. Sie mussten, um zur Schau und zur Exporterlaubnis zu gelangen, ihre Ware in St. Gallen appretieren lassen.

Die st. gallische Leinwand wurde für den Export hergestellt; nicht das Gewerbe, erst der Handel mit Leinwand brachte St. Gallens Reichtum hervor. St. Gallen war eine ausgesprochene Handelsstadt. Der Kaufmann war bereits an der Leinwandweberei beteiligt; er beschaffte das Rohmaterial und gab es an Lohnweber aus. Es bestand also ein kapitalistisches Verlagssystem, daneben selbstverständlich das Gewerbe der selbständigen Weber. Die Stadt aber, wie sie die Fabrikation überwachte, zum Teil von sich aus besorgen liess, regelte auch den Handelsverkehr. Was in Sankt Gallen geschaut wurde, sollte auf den st. gallischen Markt kommen, von st. gallischen Kaufleuten exportiert werden. Wir kennen Formen und Grösse dieses st. gallischen Fernhandels[1]. Er wurde, seit dem frühen 15. Jahrhundert, durch Handelsgesellschaften getragen. So blühte, als eine der frühesten und bedeutendsten in ihrer Reihe, von etwa 1420 bis 1460, die Diesbach-Watt-Gesellschaft, deren Hauptartikel für den Export sankt gallische und bodenseeische Leinwand war, und deren Geschäftszentrum, wenigstens in den späteren Jahrzehnten, durchaus in St. Gallen lag. Ihr Handelsgebiet dehnte sich weithin: westwärts nach Genf, Lyon, Barcelona, Saragossa, Valencia; nordwestwärts nach Nordfrankreich und an den Rhein; südwärts nach Venedig; vor allem aber östlich und nordöstlich nach Nürnberg, Leipzig, Berlin, Frankfurt an der Oder, Breslau, Posen, Danzig, Warschau, Prag, Krakau. St. gallische Kaufleute führten die einheimische Ware selbst hinaus, gründeten und leiteten Niederlassungen, verblieben wohl ganz im Absatzgebiet, in Verbindung aber mit der Hei-

[1] Vgl. *H. Ammann*, Die Diesbach-Watt-Gesellschaft. Ein Beitrag zur Handelsgeschichte des 15. Jahrhunderts (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte XXXVII, 1), St. Gallen 1928. Zum Vergleich: *A. Schulte*, Geschichte der Grossen Ravensburger Handelsgesellschaft 1380—1530, 3 Bde, Stuttgart 1923.

matstadt. So wurde um 1428 Peter von Watt, einer der Leiter der Diesbach-Watt-Gesellschaft, zu Nürnberg Bürger, und ein Nürnberger Zweig des st. gallischen Geschlechtes ging von ihm aus; später liessen sich Glieder der Familie in Posen und Krakau nieder[1]. Diese Kaufmannschaft war es, die für St.Gallen die Quellen des Reichtums erschloss; in ihren Händen häufte sich ein Kapitalbesitz, wie ihn frühere Zeiten nicht gekannt hatten.

Aber von hier aus geht auch eine Wirkung zurück zu den politischen Dingen, nicht nur zu den verfassungsrechtlichen Institutionen der Stadt, sondern auch zu ihren Aussenbeziehungen: Stadt und Abtei, die Stadt in ihrer Landschaft. Die Stadt war lebenspendendes Wirtschaftszentrum auch für die Gotteshausleute, und sie war sich dessen bewusst. Was Vadian in etwas späterem Zeitpunkt feststellt, gilt schon für die Mitte des 15.Jahrhunderts: Die Stadt hat ihr altes Leinwandgewerbe mit Fleiss und Intelligenz so hoch entwickelt, »dass desselben nu me alle nächst umligende landschaften zů grossem geniess irer notdurft komen und an hab und gůt nit wenig gemeret und verbesseret worden sind«[2]. Stadt und Land waren mehr als je auf einander angewiesen, aber die moderne, wachsende wirtschaftliche Kraft war bei der Stadt. In der Stadt sammelte sich Reichtum; Hug von Watt versteuerte im Jahre 1434 6000 Pfund Pfennig[3]. Im späteren 15.Jahrhundert wurden die bürgerlichen Vermögen zahlreicher und noch stattlicher; neben manchen andern reichen Bürgern stehen 1475 Stefen Grübel mit 8800, 1485 Konrad Engasser mit 10000 Pfund Pfennig in den Steuerlisten. Der fürstliche Herr in der Pfalz aber war in Geldverlegenheit geraten, die Ritter auf den Burgen der Landschaft desgleichen. Seit den Appenzellerkriegen wird ihr ökonomischer Niedergang immer deutlicher. Sie machen Besitz zu Geld; käuflich wurden nicht nur Häuser und Güter, sondern auch obrigkeitliche Rechte. Der reich gewor-

[1] *Ammann*, Diesbach-Watt-Gesellschaft; *W. Näf*, Die Familie von Watt. Geschichte eines st. gallischen Bürgergeschlechtes (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte XXXVII, 2), St.Gallen 1936.

[2] Vadian, Stadt St.Gallen (Deutsche Historische Schriften II, S. 422).

[3] Wenn es auch unmöglich ist, allgemein zutreffende Kaufkraftgleichungen zwischen dem ausgehenden Mittelalter und der Gegenwart aufzustellen, so ist doch anzunehmen, dass das Pfund Pfennig, die gebräuchliche Rechnungseinheit, eingeteilt in 20 Schillinge zu zwölf Pfennigen, eine beträchtliche Summe darstellte. Bezogen auf Vieh- und Fleischpreise entsprach es im späteren 15. Jahrhundert etwa 100 Franken, in der ersten Hälfte des Jahrhunderts eher noch mehr.

dene Kaufmann suchte für Kapital, das er aus den Geschäften zurückzog, nutzbringende Anlage; hier fand er sie. So sind ritterliche, äbtische Güter und Rechte durch Kaufleute der Stadt gekauft, bürgerlich gemacht und schliesslich nicht selten in den Besitz der Stadt übergeführt worden. Das eindrücklichste Beispiel ist wohl die Erwerbung des sogenannten Leinwandreifes durch die Vettern Hug und Peter von Watt im Jahre 1421[1]. Es handelte sich dabei um ein ausgesprochenes Hoheitsrecht, um die Handhabung des Masses, also um ein Regal: das amtliche Messen der Leinwand, wobei von jedem gemessenen Stück eine Abgabe erhoben wurde, nicht als Entschädigung für die Mühewaltung, sondern als Gebühr an den Inhaber des Rechtes. Das Reifregal ging aus den Händen der beiden Watt 1429 an die Stadt, wurde 1434 vom Abte zurückgelöst, um wiederum an einen Stadtbürger versetzt zu werden. Abt Kaspar forderte es in der langen Liste der von ihm beanspruchten oder zum Zwecke einer letzten finanziellen Verwertung zusammengestellten Rechte zurück, so dass der Leinwandreif ausdrücklich in den Ablösungsvertrag von 1457 einbegriffen wurde, — wohl die einzige Kompetenz, die kraft alten stadtherrlichen Regalienrechtes dem Abt einen Einfluss auf das städtische Leinwandgewerbe ermöglicht hatte.

Immer wieder begehrten und fanden die Äbte Anleihen bei städtischen Bürgern und Korporationen, was sie stets aufs neue zur Verpfändung von Gütern und nutzbringenden Rechten zwang. Für kostspielige Bauten nach dem grossen Brande, der 1418 Stadt und Kloster heimgesucht hatte, war Abt Heinrich IV. genötigt, Geld aufzunehmen: »Er versatzt ouch etwa meng pfand und nam gelt uf, damit er dester bass langen möchte«[2]. So verpfändete er den Leinwandreif; so verschrieb er im gleichen Jahr Hug von Watt um 110 Goldgulden den grossen und kleinen Korn- und Obstzehnten des Klosters zu Rebstein im Rheintal, dazu den Zehnten eines eigenen Rebberges daselbst. Unter Abt Kaspar wurde das Kloster so bedürftig, »dass man uss unserm spital entlaich, damit man den convent enthalten möcht«[3]; denn »das closter was arm und aller eingang schmal und wenig lust noch liebe zů bezalen«[4].

---

[1] Für das einzelne vgl. *Näf,* Die Familie von Watt, S. 24 ff.

[2] Vadian, grosse Chronik (Deutsche Historische Schriften I, S. 543).

[3] Vadian, grosse Chronik (Deutsche Historische Schriften II, S. 86).

[4] Desgl., kleine Chronik (a. a. O.).

Der Prozess, den es hier zu beachten gilt, führte dahin, dass der st. gallische Kaufmann mit seinen Besitzungen in die Landschaft eindrang, nicht nur übrigens in den Landbesitz des Gotteshauses und der Ritterschaft der nachmaligen »alten Landschaft«, sondern namentlich auch ins Rheintal, das durch sein milderes Klima und seinen Wein den Bürger der rauhen Stadt besonders lockte. Mit Grundbesitz aber waren Herrenrechte häufig verbunden. Daraus ergab sich zwar keine unmittelbare politische Erwerbung von Gebiet, keine Organisierung einer Herrschaft durch die Stadt, wohl aber eine neue Form des Zusammenlebens von Stadt und Abtei, der Verbundenheit von Stadt und Landschaft, — zunächst der Kaufmannschaft St. Gallens zum Nutzen.

Verzeichnisse solchen bürgerlichen Besitzes sind erhalten. Neben Haus und Hofstatt innert den Mauern und Gemüseland vor dem Tore, erwarb und besass der reich gewordene St. Galler Wiesland, Acker, Wald in näherer oder fernerer Umgebung, Weinberge im Rheintal, die besonders hoch im Preise standen, Zinsen in Geld und Naturalien von Häusern, Höfen, Gütern, wohl eine oder gar mehrere Ritterburgen, in heruntergekommenem Zustande gekauft und wohnlich hergestellt, so dass der Bürger nun behaglicher hauste, wo einst der Ritter gehorstet hatte[1]. Das Eigentümliche der Situation lag darin, dass der Bürger von St. Gallen seinen Besitz, abgesehen vom Stadthaus und was dazu gehörte, im politischen »Ausland«, das heisst hauptsächlich in den stiftischen Landen, anlegen musste. Die Form des Erwerbes war der private Kaufvertrag, dann aber die Belehnung durch einen Herrn, in den meisten Fällen, in der Stadt und ihren Gerichten ausnahmslos, durch den Abt. So geben die äbtischen Lehenbücher[2] in weitem Umfang, wenn auch nicht vollständig — denn nicht alles ging vom Abte zu Lehen — Aufschluss über den Immobilienbesitz der Bürger St. Gallens im 15. Jahrhundert.

Durch Industrie und Handel wurde die Landschaft der führenden Stadt angeschlossen; der reiche Bürger legte sein Geld in Landgütern, in Hypotheken auf ländlichem Grundbesitz, aber auch in einträglichen Herrenrechten an. Städtischer Einfluss strömte aufs Land hinaus. Dies konnte auch politische Folgen haben. Denn eben jetzt war der Augenblick gekommen, wo das Erbe der Feudalherren vielfach fällig wurde, da ihnen

[1] So der Besitz Hug von Watts; vgl. *Näf*, Die Familie von Watt, S. 21 ff.

[2] Im Stiftsarchiv St.Gallen, Lehenarchiv Bde 74 ff, einsetzend mit dem Jahre 1412.

Gut und Macht entglitten, der Augenblick, wo es sich fragte, wer es auffangen und zum Staate gestalten werde. Vermochte das Bürgertum die Ritter und Grafen auszukaufen? Wie, wenn es zu eigenem Besitz Lehen der schwachen Abtei in immer grösserem Umfang an sich brachte? Die Anfänge sind gemacht worden. 1418 kaufte Hug von Watt die Burg Rebstein mit Zubehör, doch ohne die Gerichtsherrschaft, aus dem Besitz der Herren von Ems, die sie vom Stift St. Gallen zu Lehen trugen; durch immer neue Gütererwerbungen hat der reiche Handelsherr den Rittersitz zum stattlichen Landgut ausgestaltet. 1432 erwarb derselbe Hug von Watt den Nachlass des kinderlosen Konrad von Steinach, Burg und Güter nicht nur, sondern auch Zwing und Bann, ein paar Jahre später die Taverne und das Fahr zu Niedersteinach, — alles als äbtische Lehen. Reichslehen dagegen in der Hand der Grafen von Werdenberg war die Vogtei über die freien Leute zu Untereggen; 1428 kam sie an Egli Fisch von St.Gallen, später an zwei Brüder Senn, gleichfalls Stadtbürger. Die Vogtei zu Neucheln bei Gossau ging 1417 als Lehen Friedrichs von Toggenburg an Otmar Schläpfer, die Vogtei über den Hof Albersberg bei Mörschwil kam 1436 von den Herren von Rosenberg an zwei Brüder Payer, das Schloss Sulzberg mit dem Niedergericht zu Goldach nach dem Aussterben der Herren von Sulzberg als bischöflich-konstanzisches Lehen an die Familie Gnäpser von St. Gallen[1].

Die Beispiele dieser Transaktionen erweisen die vollständige Zersetzung der Lehensordnung; aber sie erweisen gleichzeitig auch, dass noch nichts anderes, keine politisch schöpferische Kraft an ihre Stelle getreten war. Was sollte denn daraus werden, wenn städtische Geschäftsleute Burgen erwarben, sich mit dem äusserlichen Schmuck des gesunkenen Rittertums ausstatteten, in einem Dorfe, einem Gerichte zu Herren wurden, — ohne dass irgendwo noch eine wirksame Oberleitung vorhanden gewesen wäre? Es gab keinen Staat, keinen Staat mehr, noch keinen Staat.

Aber drängte die Entwicklung nicht dahin, dass durch ihre Bürger die Stadt sich der lockenden Aufgabe bemächtigte? Tatsächlich ist freiwerdender Ritterbesitz in den Blickkreis der Stadt gerückt worden, auch wenn es zunächst nur einzelne Bürger waren, die sich seiner aus persön-

[1] Vgl. *Th. Holenstein,* Recht, Gericht und wirtschaftliche Verhältnisse in den st.gallischen Stiftslanden und im Toggenburg, S. 64 f, bes. S. 65, Anm. 1.

lichen und geschäftlichen Interessen bemächtigten. So ist wenigstens Steinach 1459 aus den Händen eines bürgerlichen Besitzers an die Stadt übergegangen, die damit am Bodensee ein wohl zu nutzendes Herrschaftsgebiet gewann. Griff sie in Zukunft mit den Mitteln, die ihr zu Gebote standen, weiter, zielbewusst in die anarchisch vor ihr liegende Landschaft hinaus? Die Wege schienen offen zu stehen.

Denn noch eine Entwicklung lief mächtig zu ihren Gunsten. Die Städte drängten nicht nur aufs Land hinaus, sondern die Bewohner der Landschaft wandten sich gleichzeitig der Stadt zu. Seit dem 14. Jahrhundert nahm auch St. Gallen Ritter und Herren der Umgebung in ihr Burgrecht, zahlreiche einzelne abhängige Leute, ja ganze Dorfgemeinden der Landschaft als Ausburger auf. Der verburgrechtete Edelmann öffnet der Stadt sein festes Haus, zahlt Beisteuer, leistet Kriegshilfe; der Ausburger sitzt ausserhalb von Stadt und Gerichten, gehört aber dem städtischen Bürgerverband an, geniesst den Schutz der Stadt und ihre Zollfreiheit, ist ihr mit Steuer und Kriegsdienst pflichtig. Damit war städtisches Recht in Konkurrenz mit den mannigfach verschiedenen Herrenrechten des Landes, mit denen des Abtes in erster Linie, getreten. Das Recht, Ausburger aufzunehmen, war ein deutlicher Offensivanspruch der Stadt; denn es erlaubte ihr tatsächlich die Expansion aufs Land. Der Kampf darum zieht sich durch das ganze 14. und 15. Jahrhundert. Karl IV. und Wenzel haben es der Stadt als Privileg verliehen; der Abt wandte sich dagegen, und Wenzel nahm das 1378 erteilte Recht nach wenigen Jahren wieder zurück; der Prozess nahm doch unaufhaltsam, zum Vorteil der Stadt, seinen Lauf[1]. 1457 gab es um 900 st.gallische Ausburger; ihre Zahl stand damit kaum mehr beträchtlich hinter der der Bürger in der Stadt zurück. In einzelnen Dörfern sassen sie in so grosser Zahl, dass die Dorfschaften selbst als der Stadt verbunden gelten konnten: gegen 70 zu Waldkirch, 50 zu Lömmiswil, etwa 100 in Rorschach und Umgebung.

Die Schiedssprüche von 1457 haben auch diesen strittigen Punkt zu regeln versucht: die Stadt soll Ausburger aufnehmen und behalten dürfen, auch ausserhalb ihrer Kreuze in den Gerichten des Gotteshauses, doch sollen diese Leute dem Gotteshaus verpflichtet bleiben; ihr Eid, den sie dem Abte leisten, geht ihrer Bürgerpflicht vor; mit ihren Diensten und

[1] Vgl. dazu die Darstellung und die zahlreichen aufgeführten Einzelbeispiele bei *Moser-Nef*, Reichsstadt und Republik St.Gallen II, S. 514 ff. Die Zahlen entnehme ich der Steuerliste von 1457 (Stadtarchiv St.Gallen).

Abgaben, mit ihrem Gerichtstand sollen sie beim Kloster bleiben. Dies versetzte die Ausburger in eine eigentümliche Doppelstellung, dies schuf eine der Stadt rechtlich ungünstige Lage. Die Frage aber war, ob die Anziehungskraft der Stadt trotzdem wirksam bleiben werde; dann wurde die zwiespältige Rechtslage politisch unhaltbar. In dieser Form lief auch dieses Problem in die zweite Jahrhunderthälfte hinüber, in der sich das politische Schicksal der st. gallischen Lande entscheiden sollte.

Stadtrepublik und Klosterstaat

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts stand die Stadt St. Gallen in gesundem, organischem Wachstum. Sie war autonom, wohl organisiert, kräftig verwaltet. Ihre Industrie, ihr Handel blühten; ihre Bürger wurden reich, die Bürgerschaft wuchs an Zahl und Vermögen. Die Zeit selbst wurde zunehmend bürgerlich, die Macht des Geldes stieg an. Ein Untertanengebiet besass die Stadt nicht; aber das Land diente ihr wirtschaftlich zu, es blickte zur Stadt, und deren Bürger richteten sich in ihm häuslich ein. War es nicht eine Frage der Zeit, dass der Stadt auch politisch die Führerschaft zufiel? Vielleicht, dass dies gar nicht im Willen der ausgesprochenen Handelsstadt lag. Genug, dass keine grosse Macht der Stadt auf ihren Wegen hemmend entgegentrat. Eine fremde Fürstengewalt kam nicht mehr in Betracht, seit Habsburg abgedämmt, die Grafenfamilie der Toggenburger ausgestorben war. Das Kloster und sein Fürstabt waren schwach. Das Stift litt unter dem Zwiespalt seines geistlichen und seines weltlichen Charakters. Mönche sollen Mönche sein, pflegte Abt Kaspar zu sagen; die Geistlichen sollten die weltliche Herrschaft fahren lassen und sich allein der geistlichen Dinge annehmen[1]. Die Formen der Klosterherrschaft waren altmodisch; der Lehensverband lotterte auseinander, die Einkünfte waren gering. Wohl hatte sich die Abtei 1451 den Schutz der vier eidgenössischen Orte Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus gesichert; aber die Stadt hatte dies drei Jahre später durch ihren Bund mit sechs eidgenössischen Orten kompensiert. Der Verkauf der Vogtei über die äbtischen Gerichte war 1456 rückgängig gemacht worden, das heisst,

[1] Vadian, grosse und kleine Chronik (Deutsche Historische Schriften II, S. 84 f).

es blieb beim alten, der Stadt nicht unbequemen Zustand. Und 1457 entschieden die eidgenössischen Vermittler in einer Weise, die der Stadt im ganzen günstig war. Wie der Handel zu Ende gebracht worden sei, so beschliesst Vadian seinen Chronikbericht über die Ereignisse bis 1457[1], dessen solle sich die Stadt ewig freuen.

Da erhob sich mit ungeahnter politischer Energie die Abtei. Der tatkräftige Führer war Ulrich Rösch, an Abt Kaspars Statt seit 1457 Pfleger, seit 1463 Abt. Alte Rechte zu sammeln und zur Geltung zu bringen, die niedere Gerichtsbarkeit unmittelbar und in zusammenhangendem Gebiet zu Handen zu nehmen, die hohe zu erwerben, das Land administrativ zu organisieren, dies war das energisch und erfolgreich verfolgte Ziel dieses »zweiten Gründers der Abtei St. Gallen«. Es war in Absicht, Mitteln, Ergebnis die Leistung eines Politikers, es war das Werk der Staatsgründung in den st. gallischen Landen. Damit musste freilich das Verhältnis der Abtei zur Stadt anders werden.

Unter Abt Ulrich VIII. brach der Zwist aus, der die bisherige Symbiose von Stadt und Abtei zu stören drohte, der zu einem Entscheidungskampf zwischen beiden führte, — nicht mehr um die Selbständigkeit, worum es sich der Stadt zur Zeit der Appenzellerkriege noch hauptsächlich gehandelt hatte, sondern um die Vorherrschaft in der st. gallischen Umwelt. Wie sehr sich die Stadt durch Abt Ulrichs Offensive gereizt, bedroht fühlte, wie sehr das bisher leidliche Nebeneinander gestört wurde, spürt man aus Vadians Bitterkeit, seinen leidenschaftlichen Anklagen gegen den geistlichen Herrn, der seinem wahren Charakter untreu werde, gegen diesen falschen Jünger des heiligen Gallus, der aus dem »gotzhus ain gitzhus« gemacht habe[2]. Er beschreibt sein weltlich-listiges und gewaltsames Ausholen nach allen Seiten: »also ist man zů fürsten worden! Also ist man gaistlich gsin!«[3]. Das Land habe ein Fürstentum, um nicht zu sagen Kaisertum werden sollen.

Die Leistung Ulrichs VIII.[4] ist grossartig und verwunderlich: er hat einen feudalen Trümmerhaufen vorgefunden und einen Staat geschaffen.

---

[1] Grosse Chronik (Deutsche Historische Schriften II, S. 166 f).

[2] Grosse Chronik (Deutsche Historische Schriften II, S. 194).

[3] Desgl. II, S. 209.

[4] *Ehrenzeller*, St.Gallische Geschichte II (St.Gallen im Zeitalter des Klosterbruchs und des St.Gallerkriegs. Von der Einsetzung Ulrich Röschs als Pfleger bis zum Schwabenkrieg, 1458—1500); *Scheiwiler*, Abt Ulrich Rösch, der zweite Gründer des Klosters St.Gallen, 1463—1491 (Neujahrsblatt des Historischen Vereins St.Gallen), St.Gallen 1903.

Die Einnahmen des Stiftes betrugen bei seinem Antritt 1300 Gulden; er hat es zuwege gebracht, hunderttausende für seine Erwerbungen aufzuwenden! Sein Werk war Belebung und Erhebung, — möglich nur, weil die Leistungskraft einer ganzen Landesgegend staatlich brach lag. Und dieses Werk war Konzentration der Herrschaft, Organisation der Verwaltung, — Staatsgründung, durchführbar, weil Land und Leute, Recht und Gericht auf dem Markte lagen, käuflich für den, der sie bezahlen konnte, Elemente eines Staates für den, der den leidenschaftlichen Willen der Staatsgründung in sich spürte. Dass diese Staatsgründung in st. gallischen Landen durch einen Abt und nicht durch die Stadt unternommen und vollbracht worden ist, bleibt eine denkwürdige Tatsache.

Der Abt brachte den Finanzhaushalt des Stiftes in Ordnung: was ihm zustand, forderte er, was verpfändet war, löste er, was rechtlich verwirrt war, klärte er. Er machte Pfründen, Stiftungen und Nutzungen der Pfarrkirchen des Landes dem herrschenden Kloster dienstbar, das heisst, er inkorporierte die Pfarren seinem Stifte, entzog der Pfarrgeistlichkeit ihre eigenen Einkünfte, ihre ökonomische Selbständigkeit; er gewann daraus die Mittel zu seinen Käufen, — und ein straffes Kirchenregiment dazu. Erst jetzt gelang es, die niederen Gerichte aus dem alten Besitz von Feudalherren, aus dem jüngeren von Bürgern an eine sich staatlich fühlende und benehmende Gewalt zu bringen. So wichtige Gerichtsherrschaften wie Rorschach, Goldach, Untereggen, Mörschwil, Muolen, Gossau, Waldkirch, Niederhelfenswil hat er zurückgenommen, erworben, gesichert. Damit erst ergab sich eine zusammenhangende, wenn auch noch nicht ununterbrochene und scharf umgrenzte Landschaft von Rorschach bis Wil. Ihr hat Ulrich Rösch 1468 das Toggenburg zur Seite gestellt; was weiter entfernt im unteren Thurgau oder gar jenseits von See und Rhein lag, gab er dagegen preis; auch gegenüber dem Bistum Konstanz wurde jetzt die Abgrenzung vollzogen.

Zur niederen Gerichtsbarkeit fügte der Abt die hohe: das einst als Königsbann verliehene Recht, über Leib und Leben zu richten, damit verbunden namentlich finanzielle Rechte und, was vielleicht das Wertvollste war, das Kennzeichen der obersten Landeshoheit. Dass der Abt des Klosters nach solcher Gewalt griff, war keine absolute Neuerung Ulrichs VIII., die nach Vadian allen Traditionen der geistlichen Herren von St. Gallen zuwidergelaufen wäre. Seit dem späteren 14. Jahrhundert sind Teile der zerstückelten, mit in das Lehenswirrsal hineingerissenen

ehemaligen Reichsvogtei an das Kloster gekommen. Aber darin hat der Chronist wohl recht, dass vor Ulrich Rösch nicht viel Gewicht auf diese Kompetenz gelegt worden sei, dass sie erst in eines Staatsgründers Plänen ihren wichtigen Sinn erhielt. Abt Ulrich brachte die Vogtei über Wil, das Rorschacher Amt, Waldkirch vollständig an sich; er übte sie, seit dem Kauf von 1468, auch in der Grafschaft Toggenburg. Dies bedeutete Vervollständigung der Souveränität im ganzen Gebiet.

Die Stiftslande wurden zum Staat. Den Ausschlag hiefür gab nicht allein die Erwerbung all der erwähnten Rechte, sondern Wille und Art, sie staatlich zu verstehen und zu handhaben. An die Stelle von Oberherrlichkeit trat Herrschaft, an die Stelle bequem-lässiger Verleihung sorgende Verwaltung. Ulrich VIII. hat die Verwaltungsorganisation aufgebaut, nicht durchwegs gleichförmig, aber mit den Kennzeichen einer modernen, einer staatlichen Administration: Verwaltungsbezirke, Verwaltungsbeamte in der Zentrale und in den Landesteilen.

Der Schöpfer des st.gallischen Kirchenstaates stiess dabei auf einen einzigen ernsthaften Gegner, der nicht nur uneinfügbar im Wege stand, sondern sich gleichfalls in vordringender Entwicklung befand: die Stadt St. Gallen. Eine doppelte Rivalität war gegeben und wurde jetzt mit aller Heftigkeit wach, — draussen in der Landschaft und im Mittelpunkt dieser Landschaft, im gemeinsamen Mauerring. Es kam dem Abt zustatten, dass es zu Beginn der neuen Auseinandersetzung nur eine Stadt St. Gallen, nicht aber feste Ansatzpunkte für einen Stadtstaat, der die Landschaft politisch überspannen konnte, gab. Zwar besass die Stadt seit 1459 die Gerichtsherrschaft Steinach und war in vollem Zuge, den Ort durch Bau eines Gredhauses (eines Niederlagshauses für Kaufmannswaren und Korn), eines Wirtshauses und anderer Anlagen zu ihrem Stapelplatz am See zu machen, und auf der nachträglich erworbenen Burg sass ein stadt-st.gallischer Vogt. Das Heiliggeist-Spital in der Stadt — damit indirekt die Stadt selbst — hatte Schloss und Herrschaft Oberberg, sowie die Gerichtsherrschaft Andwil in seinen Besitz gebracht. Dies alles galt zwar als äbtisches Lehen; aber städtischer Besitz drängte sich doch in die Landschaft ein, die die Abtei eben als ihr Untertanenland zu einigen im Begriffe stand. Vadian sieht nicht fehl, wenn er rückblickend urteilt[1], dass dem Abte diese städtischen Vogteien »vast in den ougen« lagen,

[1] Grosse Chronik (Deutsche Historische Schriften II, S. 282).

»und besorgt umerzů, an stat möchte sich nach und nach in die landschaft mit herlikaiten, gerechtikaiten und gwaltsaminen ziechen« ... Die Landschaft habe mehr der Stadt als dem Kloster zugeneigt, und es sei unverkennbar gewesen, dass »wir schon ... in die landschaft gewurzet hattend«[1]. An Reichtum, an Wirtschaftskraft war die Stadt überlegen; dagegen kam das Kloster nicht auf. Abt Ulrich machte zwar in den siebziger Jahren den bezeichnenden Versuch, in seiner Stadt Wil das Leinwandgewerbe in Schwung zu bringen und durch eigene Schau selbständig zu machen; dies blieb doch ohne rechten Erfolg. Aber politisch kam die Stadt über vereinzelten, verklausulierten Lehensbesitz vorläufig nicht hinaus.

Anders lagen die Dinge und heftiger erhob sich der Streit im Stadtbezirk selbst. Denn in ihm sassen eingeschlossen der Abt, sein Kloster und Konvent, sein Hof und seine Landesverwaltung. Hier war er wehrlos, der Stadt mit seiner Person ausgeliefert; kein Wunder, dass er schwierige Verhandlungen mit der Stadt oder mit den Appenzellern von Wil aus zu führen pflegte, da er sich in seiner Pfalz zu St.Gallen nicht frei und sicher fühlte. Was sich in der Weite des Landes ausgleichen oder ertragen liess, das wurde hier im engen Raume, in täglicher Nachbarschaft zu schmerzhafter Reibung und erbitternder Reizung. Der Streit brach alsbald aus, schon mit dem Pfleger Ulrich, und er kam mit dem Abt Ulrich nicht mehr zur Ruhe: um Zoll und Lehenempfang, um das Hofgericht und um die Nutzung des Brühls, um die Ausburger, die Selbständigkeit oder Abhängigkeit der St. Laurenzenkirche, den von der Stadt gesetzten Münsterbaumeister. Der Abt stiess sich daran, dass die Stadt einen Schlüssel zum Heiltum führte, den Münsterturm mit ihrer Wache besetzte. Immer wieder kam er insbesondere auf e i n Begehren zurück: einen direkten Ausgang aus dem Kloster, ein eigenes Tor durch die Stadtmauer, »dan er treffenlich ungern also gfangen was«[2]. Dem widersetzte sich die Stadt unbedingt, und nichts ist für die Verbissenheit der Gegnerschaft so bezeichnend geworden wie dieser Punkt: der Abt bleibt in der Gewalt der Stadt, während er sich die ganze Landschaft als grosses Fürstentum unterwirft!

Dies wird nun auch Ausgangspunkt für die Ereignisse, die zum Rorschacher Klosterbruch von 1489 und zum St. Gallerkrieg von 1490

[1] Grosse Chronik (Deutsche Historische Schriften II, S. 309).

[2] Vadian, grosse Chronik (Deutsche Historische Schriften II, S. 282).

weiterleiteten[1]. Wohin das Streben des Abtes schliesslich auslief, wie freiwerdende politische Energie der Stadt reagierte, wie beide Versuche endeten, — dies alles ist überaus bezeichnend und bestimmt die politische Erbschaft, die Stadt und Stift fortan trugen, die, als Leiter der Stadt, Vadian einmal übernehmen sollte.

Der Abt plante Verlegung seiner Residenz, Klosterbau in Rorschach, damit Befreiung des Stiftes aus der städtischen Umklammerung, Gewinnung unbehinderter Bewegung und Entwicklung, günstige Verkehrslage am Bodensee, dem schon lange ins Auge gefassten Rheintal nahe. Er legte die Gründe dieses Auszugs in einer umfangreichen Denkschrift an Dekan und Konvent auseinander[2]. Errichte man ein neues Kloster »mit niemantz tür noch tor beschlossen«, sondern in eigener Hut und nicht getrennt von den Ländern, die dazu gehörten, so werde sich das Gotteshaus in seinem geistlichen und weltlichen Bestand stark und frei erhalten; tue man dies nicht, so gerate es in Niedergang, und es sei zu besorgen, dass es schliesslich zu einer weltlichen Herrschaft werde. Dann malt die Denkschrift alle Vorzüge und Annehmlichkeiten des Daseins in Rorschach aus und setzt dem die Klagen wider die Stadt gegenüber, all das Gehäder, Ärgernis und Leidwerken, dem man in St.Gallen ausgesetzt sei, — wie die Bürger es auf dem Brühl treiben »mit schüssen, mit stainstossen, mit loufen, mit sitzen in dem höw, mit riten, mit faren, mit tůchtrüknen . . . mit tantzen im höw, so es im besten ist«; wie aus der Stadt leichtfertiges Volk, Bettler, Diebe ins Kloster kommen, und wie gar die Frauen aus dem Frauenhaus »nachtz in das closter pfifend und umhar schnurrend«, wie die Mönche gestört werden durch Schreien und Jauchzen und den Lärm, wenn die aus der Stadt »nächst an dem kloster mit handbüchsen schiessend und klepfend frůe und spat«. So verschaffte sich denn der Abt vom Papst und vom Kaiser die Genehmigung für seinen Plan, verständigte Vertreter seiner Städte und Dörfer und liess 1487 auf früher erworbenem Bauplatz ob Rorschach den Grundstein des neuen Klostergebäudes legen.

---

[1] Vgl. hierüber: *J. Häne*, Der Klosterbruch in Rorschach und der St.Galler Krieg 1489—1490 (in: Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte XXVI), St.Gallen 1899.

[2] »Kurze Chronik des Gotzhaus St.Gallen«, hsg. von *J. Hardegger* (in: Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte II), St.Gallen 1863. Vgl. auch Vadian, grosse Chronik (Deutsche Historische Schriften II, S. 310 ff).

Aber dem Unterfangen des Abtes warf sich nun die Stadt in den Weg. Man habe, so berichtet Vadian[1], ungünstige ökonomische Rückwirkungen befürchtet; der gemeine Mann habe nicht begriffen, dass der Abt nach Rorschach ziehen wollte, nachdem die Bürger so viel ans Kloster gestiftet; man habe es ungern gesehen, dass er den Gottesdienst »gen Rorschach ziechen«, das Heiltum »ouch abhin ton« und »die lieben husväter S.Gallen und S.Othmarn uns uss der stat entrouben welte«. Die Obrigkeit, seit Jahren wachsam und unter der Leitung des Bürgermeisters Ulrich Varnbüler anspruchsvoll und ehrgeizig, sah die politischen Hintergründe: der Abt möchte frei und ungehindert tun können, was er wolle, »zů welchem es im in der stat zů S.Gallen zu komen nit mer möglich was«. Sie fand sich in der Sorge vor weiterer Machtzunahme des Stiftes mit den Appenzellern zusammen, die seit 1460 die hohe Vogtei über das Rheintal besassen.

So kam es 1489 zu heftigem Ausbruch der politischen Leidenschaften: der werdende Klosterbau zu Rorschach wird überfallen und zerstört. Fragt man nach Sinn und Absicht dieses Vorgehens, so wird klar, dass die Stadt die Anführerin ihrer Verbündeten war. Sie suchte durch gewaltsamen Griff den Abt in seinen unbehaglichen Stiftseinfang zurückzuzwingen und gleichzeitig den alten Antagonismus zu ihren Gunsten zu entscheiden. Hierin sprach sich ein entschiedener politischer Wille aus: die Stadt will den Abt zwingen, in St.Gallen zu bleiben, statt froh zu sein, ihn loszuwerden. Die bisherige Lebensgemeinschaft soll gewahrt werden; man will auch jetzt in St.Gallen keine Scheidung vom Partner, den man nirgends so unmittelbar unter Druck hat wie im Mauerring der Stadt. Der Schwung aber geht jetzt weiter zu dem Versuch, innerhalb der geschichtlichen Symbiose das Gesetz des Handelns an sich zu reissen, politisch obenauf zu schwingen, die nunmehr konstituierte äbtische Landesherrschaft an die Stadt zu bringen. Es eröffneten sich grosse Aussichten: die Stadt hat nicht nur die Bundesgenossenschaft der Appenzeller, sie glaubt auch, die Gotteshausleute zu sich herüberziehen zu können; ein Teil der Landschaft fällt vom Abt zur Stadt ab.

Da ist ihr Spiel verloren gegangen durch die Intervention der Eidgenossen.

---

[1] Vadians Motivierung des Klosterbruchs in beiden Chroniken (Deutsche Historische Schriften II, S. 334 ff).

Denn längst griff in die Auseinandersetzung der lokalen Gewalten, des Abtes, der Stadt, des ehemaligen Klosterlandes Appenzell, die eidgenössische Politik ein.

Seit den Appenzellerkriegen war die Ostschweiz, bis hin zum Bodensee und zum Rhein, zwischen habsburgischen und schweizerischen Landen gelagert, in den eidgenössischen Aktionsbereich einbezogen worden. Appenzell bot den Eidgenossen, als es seine Befreiung erstrebte und vollzog, den Anknüpfungspunkt; der Gegner war die Abtei in ihrem Bündnis mit Habsburg. Die Stadt St.Gallen stand unsicher, — weil sie ihre traditionelle Stellung an der Seite der Bodenseestädte beibehalten wollte und sie doch, eben jetzt, verlor. Von St.Gallen aus waren die Blicke immer hinunter gegangen zum See. Es gehörte dem natürlichen Lebensraum an, den die Städte und Landschaften um den See bildeten, der sich nicht nur geographisch, sondern vor allem wirtschaftlich als Leinwandgebiet deutlich von seiner Umgebung abhob und lange eine lebendige Einheit blieb, auch als er später von politischen Grenzlinien durchkreuzt wurde. Am eifrigsten von allen nachmals schweizerischen Städten hat sich St.Gallen an den schwäbischen Städtebünden und der schwäbischen Städtepolitik des 14. Jahrhunderts beteiligt. Die Stadt schloss sich immer wieder mit den ihr nahe verwandten Kommunen am See und jenseits des Sees zusammen; wenn Bündnisbeziehungen gelegentlich auch zu Städten des eidgenössischen Raumes, zu Zürich etwa, führten, so geschah dies doch nur, insofern diese im gegebenen Fall nicht schweizerische, sondern schwäbische Politik mitmachten.

Aber seit dem frühen 15. Jahrhundert wirkte dieser schwäbischen Richtung St. Gallens ein anderer, schliesslich übermächtig werdender Magnet entgegen: der Bund der Eidgenossen. Der nächste Gegner war doch der Abt; mit ihm und den Städten wurde St.Gallen 1403 geschlagen, gegen ihn waren die bisherigen Verbündeten nicht zu brauchen; die Appenzeller, hinter denen die Eidgenossen standen, waren siegreich, bedrohlich. So stiess man, alsbald mit ihnen verbündet, gegen den Abt und erlangte Anteil an den Erfolgen von 1405 und der nächsten Jahre.

Dies war mehr als eine blosse Episode: die enge politische Bundesgenossenschaft mit den Seestädten stellte sich nicht wieder her. Die selbständige politische Kraft der oberschwäbischen Städte war im Niedergang, diejenige der eidgenössischen Orte im Aufstieg. So hat St.Gallen im Laufe des 15. Jahrhunderts eine dauernde politische Verknüpfung nach dieser

Seite hin vollzogen. Indessen stellt sich dieses Ergebnis viel mehr als Erfolg der eidgenössischen Politik, denn als Ausdruck eines freien politischen Willens der Stadt St. Gallen dar. Die ewige und günstigere Ausgestaltung des Protektoratsvertrages von 1412 in den politisch neuerdings gespannten fünfziger Jahren ging doch aus einer bestimmten Zwangslage hervor. 1451 gewann die Abtei einen ewigen Bund mit den vier Orten Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus, — nach Vadians Motivierung darum erstrebt, weil Abt Kaspar hiedurch seine gegen die Stadt erhobenen Ansprüche besser durchzusetzen hoffte[1]. 1452 gingen die Appenzeller mit sieben Orten eine ewige Allianz ein. Da entschloss sich auch die Obrigkeit der Stadt, einen entsprechenden Schritt zu tun: »Und als der span zwüschet abt und der stat also in hangenden rechten stůnd und unser nachpuren von Appenzell ewig Aidgnossen, desglich der abt sampt allem gotzhus mit etlichen orten ewig burger und landlüt worden warend: wolt min herrn not sin gedunken zů beratschlagen, was inen in der sach ze tůn, diewil man allenthalb um mit den Aidgnossen früntschaft und verstand hette, damit ain stat ouch irer gerechtikaiten nit endfrömbd und in irem tůn und lassen ouch ruggen und schirm han möchte«[2].

Diese Bündnisse mit Appenzell und den beiden St. Gallen bedeuteten für die Eidgenossenschaft Auswachsen nach Nordosten hin, für die beiden st.gallischen Rivalen Schutz und Unterstützung, nicht zuletzt des einen gegen den andern. Abtei und Stadt waren seit der Jahrhundertmitte im Vordringen, — beide doch in verschiedener Weise, entsprechend ihrem verschiedenen Charakter und Entwicklungsstand. Die Abtei mit langer politischer Vergangenheit ging durch Abt Ulrich Rösch daran, ihren Besitz an Land und Rechten zum Staat zu formen und ihn gegen die Appenzeller und die Stadt zu decken. Ihr gegenüber war das städtische Gemeinwesen jung, eben erst selbständig konstituiert, ein Lebenskern ohne Leib. Die Stadt wollte wachsen und war in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts voller Tatendrang. Sie war in mancher Beziehung, besonders wirtschaftlich, stärker als das Stift. Aber wenn sie diese Stärke, ihren tatsächlich vorhandenen Einfluss, in politische Herrschaft umsetzen wollte, stiess sie doch überall auf älteren Besitz und bessere Rechte anderer. Sie konnte Gewinn in der Umgebung suchen, und sie hat es mit

[1] Grosse Chronik (Deutsche Historische Schriften II, S. 137).
[2] Vadian, grosse Chronik (Deutsche Historische Schriften II, S. 146).

Steinach, Oberberg, Andwil getan; ging sie diesen Weg, so traf sie auf den Abt, seinen werdenden Staat, und hinter ihm standen die eidgenössischen Schirmorte. Sie konnte an habsburgisch-thurgauisches Gebiet denken. 1454 nahm sie Arbon in ein ewiges Burgrecht auf und gewann sodann durch ihr Burgrecht mit den Herren von Sax eine Aussicht auf Bürglen an der Thur; aber 1460 legten die Eidgenossen ihre Hand auf den Thurgau. Sie konnte nach dem Rheintal blicken, — dort hatte sie Beziehungen, Güter, Rechte, sie und ihr Spital besassen die Burg Grimmenstein, die Gerichte zu St. Johann- und St. Margrethen-Höchst; aber in den harten Kämpfen der Appenzeller mit dem Abt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sah sich die Stadt in die Rolle des Vermittlers zurückgedrängt, ohne eigene Geschäfte machen zu können, und auch hier stand eidgenössische Intervention und Besitzergreifung bevor. Nur ein gründlicher Umschwung und Umsturz konnte die Wege zum stadt-st.gallischen Territorialstaat öffnen; dem standen die Eidgenossen entgegen.

Tatsächlich mochten sich unter diesen Umständen die Bünde mit den Eidgenossen für die Abtei wesentlich günstiger auswirken als für die Stadt. Vadian blickt voll Bitterkeit auf diese Zeit zurück. Der Abt kam auf seinen Wegen voran: »Das hat alls der rugg und schirm gmachet, den er von tag zů tag mer und mer bi unsern Aidgnossen von den vier orten fonden und mit sinen künsten ouch treffenlich gemert hat«[1]. Die Eidgenossen haben ihn, den »Hadermann«, verwöhnt und geglaubt, damit ein Gott wohlgefälliges Werk zu tun; »er was ... von viler ursachen wegen das kind in der wiegen, und gultend wir nit vil; dan wir hattend ouch nit vil«[2]. 1480 kamen 24 Klagepunkte, die der Abt vor die Eidgenossen gebracht hatte, und einige Gegenklagen der Stadt zur Entscheidung durch die acht Orte. Sie sprachen als Schiedsrichter und doch mit der Autorität ihrer Macht. Ihr Spruch war ein Kompromiss; aber die Stadt fühlte sich benachteiligt. Wenn sie dagegen an den Kaiser appellierte, so blieb dies eine Geste, die die Dinge nicht wenden konnte[3].

Abt Ulrich hat allerdings diese nachdrückliche Freundschaft der eidgenössischen Verbündeten hoch bezahlt: 1479 hatte er mit ihnen einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem die vier Schirmorte der Abtei abwechselnd einen Hauptmann stellten, der den Fürsten in der Ausübung

[1] Vadian, grosse Chronik (Deutsche Historische Schriften II, S. 193).
[2] Vadian, grosse Chronik (Deutsche Historische Schriften II, S. 295).
[3] *Ehrenzeller*, St.Gallische Geschichte II, S. 54 ff.

seiner Landeshoheit unterstützen sollte. Der Abt anerkannte also eidgenössisches Protektorat; so sehr fühlte sich doch dieser energische und erfolgreiche Herr vor seinen Gegnern hilfsbedürftig. Immer tiefer aber griff, im Zwiespalt des st.gallischen Dualismus, die eidgenössische Macht in die st.gallischen Lande ein.

Da kam die Krise von 1489/90. Die Stadt brach aus ihren rechtlichen Schranken aus, sie tat dem Abte Gewalt an, sie revolutionierte die Landschaft. Selbstverständlich, dass der Abt bei den Schirmorten klagte; sie stellten sich zu ihm, schritten zur Intervention, und die übrigen Orte konnten sich der Beteiligung nicht entziehen. Vor dem heranrückenden eidgenössischen Heere verging Appenzellern und Gotteshausleuten die Lust zum Widerstande; die Stadt St. Gallen, isoliert, ergab sich nach kurzer Belagerung im Februar 1490. Die Stadt musste im Friedensschluss die Bedingungen der Gegner annehmen, Bedingungen des Abtes, letzten Endes Bedingungen der Eidgenossen. Sie verlor alles Gebiet und Recht ausserhalb der vier Kreuze; das Verbot, Ausburger zu halten, unterband jede künftige Ausweitung des Bürgerverbandes; sie hatte schwer zu zahlen; sie entging mit genauer Not dem Schicksal, einen eidgenössischen Vogt in ihre Mauern aufnehmen zu müssen und damit ihr letztes politisches Gut zu verlieren, die Autonomie.

Besiegt war die Stadt; Sieger aber waren die Eidgenossen, — nicht der Abt. Das positive Ergebnis des St. Gallerkrieges war das Vordringen der eidgenössischen Orte in diesen ostschweizerisch-st.gallischen Raum. Sie erwarben das Rheintal als gemeine Herrschaft; sie, in erster Linie die vier Schirmorte, brachten aber auch die Stiftslandschaft jetzt erst recht unter ihren beherrschenden Einfluss: sie sicherten sich Anteil an Straf- und Bussgeldern und das Mannschaftsrecht. Ihr Hauptmann repräsentierte fortan sehr spürbar die in diesen Gegenden faktisch überlegene und ausschlaggebende Macht. Dass die Stadt, besiegt und geschwächt, im Bunde mit den sechs Orten blieb, zugewandt, nicht untertänig, das war für die Zukunft kostbar. Aber die Verbindung St. Gallens mit der Eidgenossenschaft bis dahin ist doch in der Hauptsache so erfolgt, dass die Stadt von der eidgenössischen Territorialpolitik erfasst und umfasst, in sie einbezogen wurde, nicht so, dass sie der Eidgenossenschaft in selbstgewollter und organischer Entwicklung entgegengewachsen wäre.

Der städtische Kosmos

Die Ereignisse zu Ende des 15. Jahrhunderts haben der Stadt St.Gallen ihren Platz unter den umgebenden Mächten angewiesen. Sie war selbständig; sie behielt das Kloster in ihren Mauern; der fürstäbtische Staat hatte sich um sie gelegt. Stift und Stadt waren zugewandte Orte der Eidgenossen, damit doch auch untereinander Eidgenossen; sie gehörten demselben politischen Verbande an, immerhin so, dass sie rechtlich und geographisch mit einer Randstellung vorliebnehmen mussten. Dabei war die Abtei eindeutiger eidgenössisch als die Stadt. Zwar behielt der Herr von St.Gallen seine Stellung als Fürst des Reichs, der Abt seinen Zusammenhang mit Rom, der geistliche Hirte seine Zugehörigkeit zum Konstanzer Sprengel. Aber die Abtei war so sehr Staat geworden — dies war das Erbe Ulrich Röschs —, dass mit dem politischen Bündnis die Hauptsache entschieden war. Das Fürstentum St.Gallen war ebenso sehr eidgenössisch wie äbtisch. Weil der Abt ein Land regierte, lag die schützende Hand der Eidgenossen schwer auf ihm.

Der Stadt St.Gallen dagegen war allein von der politischen Seite her nicht beizukommen. Sie war nur Stadt, und sofern man sich daran hielt, ihre städtische Autonomie unangetastet zu lassen, war von ihr politisch nichts mehr zu gewinnen. Die politische Machtlosigkeit der Stadt war das Ergebnis eines geschichtlichen Verlaufes; sie hatte wachsen wollen, auch territorial, hatte verhältnismässig spät dazu ansetzen können und war dann gewaltsam zurückgeschnitten worden. Politisches Temperament fehlte als Anlage st. gallischen Wesens nicht und war auch jetzt nicht erstorben. Aber tatsächlich bedeuteten Tore und Kreuze jetzt die nahen Endpunkte der städtischen Hoheit, trennten Stadt und Land nun schroffer von einander als je zuvor: die Stadt musste, auf Grund der Friedensverträge, ihre Ausburger entlassen und behandelte sie alsbald, zum Beispiel für die Erhebung des Zolles, wie Ausländer[1]; andererseits wurden die Nicht-Bürger in der Stadt veranlasst, Bürgerrecht zu erwerben oder abzuziehen[2]. Stadt und Bürgerschaft werden zur Deckung gebracht: der

[1] Ratsprotokolle St.Gallen (im Stadtarchiv St.Gallen) 1489-1497, S. 33, 16. April 1490.
[2] Ratsprotokolle St.Gallen 1489-1497, S. 32, 34, 37, 82, 98, 109, 120.

reine Typ einer politisch selbstherrlichen Kommune, ohne Herrn, aber auch ohne Untertanen.

Indessen reichen politische Maßstäbe nicht aus, um die Bedeutung dieser Stadt zu messen. Sie war Handelszentrum und wurde es immer mehr, obwohl keine Gunst der Verkehrslage sie je im mindesten dazu prädestiniert hatte. Ihr Umkreis war Europa; Reisen und Beziehungen führten in die Fernen. Man finde nicht leicht eine Stadt, berichtet Vadian[1], in der man so viele Sprachen könne und brauche: Spanisch, Französisch, Lombardisch, Ungarisch, Böhmisch, Polnisch, denn in alle diese Länder, abgesehen von den gewohnten Plätzen in Österreich, Bayern, Schwaben und Franken, erstrecke sich ihr Handel. St.Gallen war eine kleine Stadt, aber es war keine Kleinstadt. Über die Schranken ihres engen politischen Rahmens strömte das ihr eigene Leben einfach hinweg. Aus engen Gassen und Quartieren zielte und griff ausladende, fernhin unternehmende Kaufmannsenergie in die Weite. St. Gallen war ein Wesen, das nicht ohne weiteres, durch sein politisches Bündnis, in der Eidgenossenschaft aufging, sondern das von seiner Wirtschaft her eigenen Charakter besass. Die verschiedenen Funktionen des Lebens, Politik und Wirtschaft, standen hier eigentümlich zu einander. Das grosse Traktandum der Wirtschaftspolitik hat die st.gallischen Behörden dauernd in erster Linie beschäftigt. Die Struktur dieser Wirtschaft hat aber auch den Aufbau der städtischen Behörden, die städtische Verfassung also, beeinflusst.

Die Führung der Stadt lag in den Händen von Bürgermeister und Räten[2]. Seit der Mitte des 14.Jahrhunderts sind die Grundlinien der Verfassung zu erkennen; sie werden in dem Masse deutlicher und bestimmter, als sich die Emanzipation der Stadt von der Abtei vollzog. Es lässt sich nur eben vermuten, dass die Anfänge einer Ratskörperschaft schon in äbtischen Zeiten liegen und aus ihr übernommen wurden. Die ganze Weiterentwicklung aber geschah auf der Grundlage einer zünftischen Gliederung. Kaum ein halbes Jahrhundert nachdem ein städtischer Rat in Erscheinung getreten war, um die Mitte des 14. Jahrhunderts, schuf die Stadt ihre Zunftordnung, die die handwerktreibende Bürgerschaft in den sechs Zünften der Weber, Schmiede, Schneider, Schuster, Müller und

[1] Vadian, Stadt St.Gallen (Deutsche Historische Schriften II, S. 422).

[2] Die Untersuchungen von *Moser-Nef* (Reichsstadt und Republik St.Gallen) erweisen, dass für Wahlart, Organisation, Kompetenzen der st.gallischen Behörden des 14. und 15. Jahrhunderts keine sichere und lückenlose Kenntnis zu gewinnen ist.

Metzger organisierte[1]. Und alsbald erschien das zünftische Element auch in den Behörden. Der kleine Rat war ursprünglich durch »Ratsherren«, unzweifelhaft aus der alt-eingesessenen städtischen Oberschicht, gebildet worden; nun gesellten sich die sechs Zunftmeister, später, im 16. Jahrhundert, auch die Altzunftmeister zu ihnen. Bei wichtigen Souveränitätshandlungen, wie gesetzgeberischen oder hochgerichtlichen Entscheidungen, trat, erstmals 1363, ein grösseres Kollegium auf, — ein grosser Rat, durch Erweiterung des kleinen gebildet, indem die sechs Elferausschüsse der Zünfte, 66 Zünftler also, beitraten.

Die leitenden Einzelbeamten der Stadt, zugleich Mitglieder des kleinen Rates, waren die drei Stadthäupter: Bürgermeister, Altbürgermeister und Reichsvogt. Der Amtsbürgermeister wurde alljährlich vor Weihnachten durch die Gemeinde gewählt; er verwaltete sein Amt ein Jahr lang, um sodann zum Altbürgermeister, dem die Vertretung des Stadtoberhauptes oblag, dann im dritten Jahr zum Reichsvogt, der den Vorsitz im Hochgericht führte und die Vollstreckung der Urteile überwachte, zu werden. Nach Ablauf dieser dreijährigen, dreigegliederten Amtszeit war die sofortige Wiederwahl zum Amtsbürgermeister möglich, ja die Regel. Die beiden Bürgermeister waren von Amtes wegen Mitglieder des kleinen Rates und der in wichtigen Fällen vereinigten »kleinen und grossen Räte«; der Reichsvogt hatte im 15. Jahrhundert im Rat zu erscheinen das Recht und, wenn der Bürgermeister ihn rief, die Pflicht; auch er entbehrte also des Einflusses in den Räten nicht und wurde schliesslich ihr regelmässiges Mitglied wie die beiden andern Stadthäupter.

Wenn man die st. gallische Verfassung um 1500 ihrer Form nach charakterisieren wollte, so hätte man sie als zünftlerisch-demokratische Verfassung zu bezeichnen. Die Zünfte beherrschten mit der Überzahl ihrer Vertreter den grossen Rat; sie besetzten den kleinen Rat zum Teil, übten aber auch Einfluss auf die Wahl der übrigen Mitglieder, der sogenannten Ratsherren, die nicht von den Zünften als solchen gestellt wurden. Die Bürgermeisterwahl, die automatisch in einen nicht selten mehrmals sich wiederholenden Turnus wichtiger Beamtungen hineinführte, geschah demokratisch in der Gesamtgemeinde. Aber das Wahlgeschäft wurde durch die Zunftmeister vorbereitet und geleitet, und der Vorschlag

[1] Vgl. *O. Scheitlin,* Das st.gallische Zunftwesen von den Anfängen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, St.Gallen 1937.

ging aus den zünftischen Versammlungen — dem Zunftmeisterkollegium, dem »Zusatz«, das heisst den 66 Elfern, oder aus den Zünften selbst — hervor[1] [2]. Dieser zünftische Einschlag und Einfluss hatte sich seit dem 14. Jahrhundert — wenn auch nicht ununterbrochen — verstärkt, und er sollte im 16. Jahrhundert weiter anwachsen. Man hat dieses politische Aufkommen der Zünfte im 14. und 15. Jahrhundert im Zusammenhang mit dem Autonomieringen der Stadt zu sehen. Es vollzog sich anscheinend mehr in der Auseinandersetzung mit dem Stadtherrn, dem Abt, der gerade in der Machtentfaltung der städtischen Zunftorganisation den siegreichen Aufstieg einer sich emanzipierenden Stadtgemeinde erblickte, als innerhalb der Kommune, im Kampf gegen eine nicht-zünftische städtische Oberschicht.

Eine geschlossene Aristokratie, die politisch als Geschlechterregiment in Erscheinung getreten wäre, hat sich in St. Gallen nicht zu entwickeln vermocht. Wohl gab es neben den sechs Handwerkerzünften — und älter als sie — die Gesellschaft zum Notenstein. Wenn in ihr ursprünglich der dem Stift dienende und der der Stadt verburgrechtete Feudaladel seinen Verband gefunden hatte, so war sie doch allmählich durchaus städtisch-

---

[1] In zwei Nachträgen der Ratssatzungen von 1426 (Fol. 30v, Nr. 127 und 128) heisst es: »Item es ist och gesetzt von clainen und grossen rätten wenn man ainen burgermaister setzen wil so sont die zunfftmaister davor ze sament gon und sich mit ainandren under reden das sy iren zunfftknechten bevelhen söllent das ain ieglicher knecht zů dem erwellen niemen anders gebietten sol denn den hushäblichosten in der stat an alle geverd und sont och denn der zünfften knecht in dem Rauthus an der stegen ston ob yeman hinuf zů der wal gon welte dem sy nit gebotten hettint den sont sy nit hinuff lassen.«

»Item es ist och füro uffgesetzt welher zwirent genempt wirt so man von ainem burgermaister reden wil es sig vor den zunfftmaistern vor dem zůsatz oder vor ainer zunfft, das man die alle vor ainer gemaind so man ainen burgermaister setzen wil nemen und die ainer gemaind fürslahen sol.«

Diese Wahlvorschriften, die dem 15. Jahrhundert zuzuweisen sind, waren hier aufzuführen, weil *Moser-Nef* den verfassungsmässig grossen Einfluss von Zünften und Zunftmeistern erst für spätere Zeiten gelten lassen will (vgl. Reichsstadt und Republik St.Gallen I, S. 215 und Anm. 16, S. 236); anders *Häne*, Klosterbruch, S. 160.

[2] Im ältesten überlieferten Amtseid hatte der Bürgermeister zu schwören, jeden Mittwoch auf Verlangen vor den Zunftmeistern zu erscheinen, um die im Rat vorzubringenden Geschäfte mit ihnen zu besprechen und über die Tätigkeit des Rates Rede und Antwort zu geben (*Gonzenbach*, Rathssatzungen, Nr. 158). Dieser Passus fehlt im Eid, den das Satzungsbuch von 1426 aufführt, und weggelassen ist hier auch das eidliche Versprechen des Bürgermeisters, die Rechte der Zünfte aufrecht zu erhalten. Es mag dies damit zusammenhangen, dass die Stellung der Zünfte und Zunftmeister in kleinem und grossem Rat selbst nunmehr stark geworden war.

patrizischen Charakters geworden. Sie umschloss die gesellschaftlich erste und oberste, die reichste und gebildetste Schicht der Bürgerschaft, die Kaufleute. Dass diese sich im gesamten Leben der Stadt zur Geltung brachte, ist selbstverständlich; verfassungsmässig aber ist dies nirgends festgelegt worden. Die Gesellschaft zum Notenstein wird in den Verfassungsgesetzen überhaupt kaum jemals erwähnt. Das einzige Recht, das die Verfassung ausdrücklich den Notensteinern vorbehielt, war politisch nebensächlich: die Bestellung des Statthalters am Stadtgericht.

Darin scheint sich ein seltsamer Widerspruch kundzutun: wurde wirklich die Handelsstadt St. Gallen zünftisch regiert? Und stand die ökonomisch bei weitem mächtigste Schicht der städtischen Bürgerschaft politisch im Hintergrund?

Es ist unverkennbar, dass dem st. gallischen Kaufmann Geschäftsinteresse und Bürgerpflicht nicht ohne weiteres in Einklang standen. Er war geneigt, die Verwaltungsgeschäfte den Mitbürgern zu überlassen, die in der Stadt festsassen, den Handwerkern, den Gewerbetreibenden, den Handelsherren, die sich aus der Bewegtheit der grossen Unternehmungen zurückgezogen hatten oder nur vom heimischen Posten aus an ihnen beteiligt waren. Der im Fernhandel tätige Kaufmann floh das städtische Amt, weil es ihn hemmte und band, weil es vor allem den im Exportbetrieb unerlässlichen Auslandreisen im Wege stand. Schon im 14. Jahrhundert wurde der Amtszwang eingeführt, wurde die Pflicht, der Stadt in ihren Ämtern zu dienen, mehrmals wieder in Erinnerung gerufen und der, der »sich des sperren wölt«, unter Strafe gestellt[1]; 1401 wurde derjenige, der verreiste, »ez wär in köffmanschaft oder in ander sach«, der sich versteckte oder sein Bürgerrecht aufgab, um dem Bürgermeisteramt zu entrinnen, mit der gewaltigen, der Vermögenskonfiskation nahekommenden Busse von zweihundert Pfund Pfennig bedroht; entzog er sich dem Amt eines Zunftmeisters, Steuermeisters oder Seckelmeisters, so betrug die Busse fünfzig Pfund[2]. Es lässt sich auch beobachten, dass die Sprösslinge der grossen Handelsfamilien sich in ihrem unternehmenden Mannesalter dem Geschäft widmeten, dass sie erst in höheren Jahren dauernd in der Vaterstadt wohnten und nun in die Ämter einrückten. Gewiss sind aus diesem st. gallischen Kaufmannsstande auch politische

[1] *Gonzenbach*, Rathssatzungen, Nr. 84, 159 (S. 74), 164, 200.

[2] *Gonzenbach*, Rathssatzungen, Nr. 296; die Bestimmung ist auf 1401 datiert und wurde in die Ratssatzungen von 1426 übernommen, vgl. Fol. 24r, Nr. 90.

Talente hervorgegangen, und die höchsten Ämter der Stadt wurden durch das 15. Jahrhundert wohl ziemlich ausnahmslos von Notensteinern versehen. Aber als Ganzes entwickelte dieses merkantile Bürgertum keinen starken politischen Ehrgeiz. Die Kaufmannsfamilien schwächten ihr lokales Gewicht immer wieder durch Erwerbung fremden Bürgerrechtes, durch Auswanderung, Niederlassung auf den Aussenposten ihres Exporthauses oder ihrer Handelsgesellschaft, in den Absatzgebieten ihrer Leinwand. So standen die St. Galler von Watt während des 15. Jahrhunderts und später häufig auf wenigen Augen; dafür blühte ein Ableger in Nürnberg; 1510 wurde Hektor von Watt in Krakau, wenige Jahre später Konrad von Watt, Bruder Vadians, in Posen Bürger.

Die Tätigkeit der st. gallischen Kaufleute liess sich nicht in den engen Rahmen einer kleinen Stadt spannen; sie reichte ins Weite. Ihre Träger gingen von der st.gallischen Basis aus und kehrten zu ihr zurück; auf ihren geschäftlichen Erfolgen beruhten ganz wesentlich Kraft und Bedeutung der Stadt. Aber ihre politische Triebkraft blieb verhältnismässig gering, so dass es innerhalb der Bürgerschaft kaum zu scharfen sozial-politischen Spannungen kam. Ein Zwiespalt zwischen Notenstein und Zünften, zwischen Kaufleuten und Handwerkern hat sich nicht aufgetan. Kaufleute und Zünftler blieben einander, für das innere Leben der Gemeinschaft, merkwürdig nahe. Es gab keine zerreissenden Klassengegensätze, keine erschöpfenden Klassenkämpfe, und es zeigt sich, wie wenig doch formale Verfassungsregeln für das wahre Leben eines Staates aussagen. In St.Gallen blieb es dem Mitglied der Gesellschaft zum Notenstein unbenommen, einer Zunft beizutreten, und ein Zünftler konnte Mitglied des Notensteins werden. Zwar sprechen erst die Satzungen seit 1508 ausdrücklich davon, dass einer gleichzeitig einer Zunft und der Gesellschaft der Notensteiner angehören könne[1]; der Brauch selbst war älter; er reicht ins 15. Jahrhundert oder noch weiter zurück. Mitglieder der Familie von Watt erscheinen im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert häufig in Zunftämtern[2]: Hans (II.) sass zwischen 1436 und 1450 mehrmals im Stadtgericht, erst als Vertreter der Pfister-, dann der Schmiedezunft; Hug (II.) war Stadtrichter und Elfer (also Mitglied des grossen Rates) von Pfistern. Besonders deutlich wird die Verschränkung bei Lienhard von Watt, dem Vater

[1] Vgl. *Moser-Nef*, Reichsstadt und Republik St.Gallen I, S. 132.
[2] Vgl. *Näf*, Familie von Watt, passim.

Vadians: er gehörte im Jahrzehnt von 1500 bis 1510 dem grossen Rat als Pfister-Elfer an, im folgenden Jahrzehnt dem kleinen Rat als Ratsherr, also nicht als Zunftvertreter. Von 1500 bis 1508 war er Umgelter von Notenstein und Pfistern, 1510 Statthalter des Stadtammanns, der stets aus den Notensteinern genommen wurde, 1511, 1514, 1519, obzwar »Ratsherr«, Ratsbussner von Pfistern, 1519 Vogteiherr - Zugeordneter von Notenstein und Pfistern. Ulrich Varnbüler wird für 1466 als Notensteiner, von 1465 an als Schneiderelfer und Schneiderzunftmeister erwähnt; 1466 war er erstmals Mitglied des kleinen Rates, 1480 wurde er zum Bürgermeister für 1481 gewählt.

Es gab in St.Gallen gewiss arme und reiche Bürger; man kann, wenn auch nicht scharf, zwischen Kaufleuten und Gewerbetreibenden, zwischen Unternehmern und Handwerkern unterscheiden, und zuzeiten sind diese sozialen Unterschiede auch lebhafter gegensätzlich gefühlt worden. Aber es hat sich nie eine Aristokratie — im verfassungspolitischen und verfassungsrechtlichen Sinne — von einer demokratischen Unterschicht getrennt. Die Beispiele zeigen, dass Notensteiner sicherlich häufig die hohen Stadtämter geführt, die Sessel der Ratsherren besetzt haben; aber sie versahen auch zünftische Funktionen. Allerdings wird eben hier auch deutlich, dass die Elfer-Ausschüsse und das Zunftmeisteramt nicht zu einseitig als blosse Berufsvorstände aufgefasst werden dürfen; sie waren zu einem Teile einfach politische Ausschüsse und Ämter, nicht selten verwaltet durch Leute, die der zünftischen Korporation angehörten, ohne das zünftische Handwerk auszuüben. Es ist nicht daran zu denken, dass etwa Lienhard von Watt das Bäckerhandwerk oder ein verwandtes Gewerbe betrieben habe. Der Zunftmeisterposten steht in vielen Verfügungen den städtischen Ämtern völlig gleich; ihn zu versehen, genau so wie Bürgermeister-, Steuermeister- und Seckelmeisteramt, ist von der Stadt, nicht nur von der Zunft geforderte Bürgerpflicht. Dadurch, dass Notensteiner mit in den Zünften sassen, war ihre Rolle in der Stadtverwaltung bedeutender, als die formellen Rechtsvorschriften annehmen lassen. St. Gallen besass eine Zunftverfassung; aber es ist durch sie nicht etwa ein anderer Teil der Gesamtbürgerschaft politisch zurückgesetzt worden.

Durch all dies ist schliesslich noch ein Zug gegeben, der dem Betrachter des st. gallischen Verfassungslebens auffällt: es ist Raum vorhanden für das Hervortreten der Einzelpersönlichkeit, des persönlich begabten Hauptes. Ein Geschlechterregiment gibt es nicht; es gibt aber auch keine

exklusiven Zünfte. Derselbe Mann kann den Notensteinern und den Zünften verbunden sein, kann durch beide zu Einfluss und Ämtern gelangen, Vertreter beider, das heisst einer im Grunde einheitlichen Bürgerschaft werden.

Verfassungsrechtlich war eine persönliche Zuspitzung der Leitung ermöglicht durch das dreigeteilte Bürgermeisteramt, durch die zeitlich unbegrenzte Kontinuität in der Führung der drei höchsten Ämter. Die Bürgerschaft pflegte ihren Häuptern das Vertrauen in der Regel zu bewahren, — die Auswahl mag nicht allzu gross gewesen sein; wer Bürgermeister und Altbürgermeister, schliesslich Reichsvogt gewesen, war in diesem dritten Jahre der Ämterfolge der gegebene Anwärter für den Bürgermeisterposten, und der Turnus erneuerte sich. Der persönlich überragende Bürgermeister aber behielt seinen tatsächlichen Einfluss auch in den Jahren, da er Altbürgermeister und Reichsvogt war. Und dieser Einfluss war umfassend, weil es eine Gewaltentrennung nicht gab. Die Stadthäupter waren nicht nur Exekutivbeamte; sie sassen gleichzeitig im kleinen und im grossen Rat. Die Räte aber, vor allem der regelmässig sitzende kleine Rat, handhabten das Verordnungsrecht, zugleich die Polizei; der kleine Rat übte das Bussen- und Frevelgericht, soweit es nicht Malefizsachen betraf. Dieses Hochgericht schliesslich unterstand dem Reichsvogt, — einem der drei Stadthäupter und Mitglied der Räte. Der Einfluss eines Mannes konnte sich verfassungsmässig ohne zeitliche Beschränkung auf alle Aufgaben der Verwaltung und Politik, der Wirtschaftsführung und Rechtsprechung erstrecken. Ulrich Varnbüler hat die Stadt seit 1480 durch zehn Jahre, Vadian seit 1526 ein Vierteljahrhundert lang regiert.

In das tägliche Leben der Stadt zu Ende des 15. Jahrhunderts sehen wir verhältnismässig tief hinein, wenn auch nicht in seine innersten, namentlich nicht in seine geistigen Bezirke[1]. Es ist das Leben einer Gemeinschaft; daraus erklärt sich alles Einzelne. Die Bedürfnisse, die Zwecke der Gemeinschaft diktieren die Regeln des Verhaltens. Keine Freiheit des

[1] Anschauliche Schilderungen verdanken wir namentlich *J. Häne:* Zwei Abhandlungen zur Kultur- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt St.Gallen, St.Gallen 1932 (Leinwandhandel und Leinwandindustrie im alten St.Gallen, erstmals 1899, und Aus dem innern Leben einer Schweizerstadt in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts); vgl. ferner das 1. Kapitel seines Buches Der Auflauf zu St.Gallen im Jahre 1491 (in Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte XXVI), St.Gallen 1899.

einzelnen Menschen, keine Willkür des Gebarens und der individuellen Entscheidung hebt sich daraus heraus. Bürgerrecht und Bürgerpflicht entsprechen einander genau. Die Strafe, die den Widerspenstigen, Eigenmächtigen traf, war denn auch in der älteren Zeit folgerichtig der zeitweilige oder dauernde Ausschluss aus der Gemeinde; wer sich der Gemeinschaftsordnung nicht fügt, wird vor die Stadt verboten, auf Wochen, Monate oder Jahre, auf unbefristete Zeit, das heisst bis zur Begnadigung durch die Obrigkeit, oder für immer. Es bedeutete bereits eine Erweichung der alten strengen Auffassung, als 1380 auf Zusehen hin, später dauernd gestattet wurde, Stadtverweisung durch Geld abzukaufen: für je eine Woche fünf Schillinge, für je einen Monat ein Pfund Pfennige[1].

Die Stadtgemeinde bildete eine Friedensgemeinschaft und eine Wohlfahrtsgemeinschaft. Jedermann war verpflichtet, der Stadt Nutzen zu fördern und Schaden zu wenden; so schwuren es der Bürgermeister und die Bürger, und die Räte versprachen ausdrücklich, »allen unfrid nidertzutruken«[2]. Dazu anzuleiten und anzuhalten, sind die Satzungen bestimmt; sie stammen ganz und gar aus praktischen Erwägungen, nicht aus allgemeinen Prinzipien; sie ergaben sich aus Anlässen, folgten sich von Fall zu Fall, untereinander nicht widerspruchslos, und schwer, ja unmöglich, in ein lückenloses System zu bringen. Jede Satzung hat einen konkreten Vorteil, die Vermeidung eines spürbaren Nachteils im Auge. So verbot eine Satzung[3] das gotteslästerliche Reden »durch der statt gelükes und hailes willen und das got sines zorns dester fürer gen uns vergess«. Die Wohlfahrtsziele sind ganz gegenständlich. Von der Stadt Ehre wird gesprochen, um der Stadt Nutzen geht es vornehmlich. Nicht nur Behörden und bestellte Aufseher haben darüber zu wachen, sondern jeder Bürger. Der Gemeinschaftsstaat, im Unterschied von Obrigkeitsstaat, spricht sich darin neuerdings aus: die Bürger schwören, wenn sich Zerwürfnis oder Auflauf in der Stadt ereignen, »das dann ain yeglicher zu sinem zunfftmaister, und mit dem zu dem burgermaister löffind, und allen unfrid helffend nidertrucken; desgelichen söllent och alle die tůn, die nit in den zünfften sind«[4]. Wenn Feuer aufgeht, müssen alle zur Hilfe herbeieilen,

---

[1] *Gonzenbach*, Rathssatzungen, Nr. 242; Satzungsbuch von 1426, Fol. 43r, Nr. 190.

[2] Vgl. Satzungsbuch von 1426, Fol. 1r (»Die Aide als der Burgermaister die Rete und ouch die gemaind swerend«).

[3] Satzungsbuch von 1426, Fol. 35v, Nr. 145.

[4] Desgleichen, Fol. 1r.

es wäre denn, dass einer selbst unmittelbar vom Brande bedroht würde; wer sich dem entzieht, soll ein Jahr vor die Stadt verboten werden, »und sol menglich den andren darumb dem Rat verlaiden [anzeigen] by dem ayde«[1]. Bricht Streit aus, so hat jeder Bürger, »sy sigint des Rates oder nit«, die Pflicht, Frieden zu gebieten, und schwere Strafe trifft den, der diesen gebotenen Frieden bricht[2]. Häufig ergeht die Aufforderung an alle, die Behörden in der Handhabung der Ordnung zu unterstützen, das heisst, den Mitbürger wegen Verstosses gegen markt- und feuerpolizeiliche Vorschriften, wegen Schwörens, Spielens, Waffentragens dem Rate zu verzeigen: »und ist menglichem gebotten uff die ayde, die lüte darumb ze verlaiden dem Rate«[3]. Dieses System des »verleidens«, der Überwachung und Angeberei der Bürger unter einander, erklärt zu einem Teil die durchgängig geübte Sitte, den Gebüssten oder aus der Haft Entlassenen Urfehde schwören zu lassen.

Aber die eigentlichen Beauftragten der Stadt waren doch die Behörden und Beamten. Nicht nur die politischen Versammlungen und Würdenträger: Räte und Bürgermeister; nicht nur die Richter und Richterkollegien: das Stadtgericht mit dem Stadtammann als Zivilkammer, — der kleine Rat, sofern er, namentlich für Kriminalsachen, die nicht ans Blut gingen, auch Gerichtshof war, — der Reichsvogt, unter dessen Vorsitz kleine und grosse Räte das Malefizgericht, die Spruchgewalt über Leib und Leben übten; nicht nur die Amtleute, deren die Stadt selbstverständlich bedurfte: Steuermeister, Seckelmeister (für das Rechnungswesen), Baumeister, Stadtschreiber. Vielmehr hat sich schon während des 15. Jahrhunderts eine sehr zahlreiche Beamtenschaft herausgebildet, und die Entwicklung dieser vielfältigen, differenzierten, spezialisierten Verwaltungstätigkeit spiegelt Wesen und Lebenseinrichtung der Stadt genau wider. Von 1450 bis 1491 stieg die Zahl dieser Verordneten von 27 auf 73[4].

Während der Steuermeister die direkte Steuer, normalerweise ein Viertel Prozent vom Vermögen, einzog, erhob der Umgelter die älteste, allmählich sehr ergiebig gewordene indirekte Abgabe, das Ohmgeld von Getränken, namentlich vom Wein. Die Vermögenssteuer ergab 1489 828

---

[1] Satzungsbuch von 1426, Fol. 21v, Nr. 71.

[2] Desgleichen, Fol. 44r und v, Nr. 197 und 198.

[3] So zum Beispiel Satzungsbuch von 1426, Fol. 35r, Nr. 143 und an zahlreichen andern Stellen.

[4] Vgl. *Häne*, Der Auflauf zu St.Gallen, S. 280 (8).

Pfund Pfennig[1]; das Umgeld erreichte 1490 mehr als die Hälfte dieser Summe, 460 Pfund[2], ein Vielfaches von dem, was zu Anfang des Jahrhunderts eingenommen worden war. Der Weinverbrauch hatte im Laufe des 15. Jahrhunderts stark zugenommen; man habe, sagt Vadian[3], »in dem Turgöuw von 50 jaren har wein ze trinken gelernt«. Der Wein- und Mostausschank war denn auch genau gesetzlich geregelt[4], und dem Umgelter stand dabei der vereidigte Weinschätzer (Ichter, Fechter) zur Seite. Unzweifelhaft waren die Obliegenheiten des Zinsers mannigfaltig und für die Finanzwirtschaft der Stadt bedeutend; denn die Obrigkeit vergab gegen Zins die Bleichen, erhob Abgaben für die Benutzung der Walke und der Mange, in Metzg, Kornhaus, Gewandhaus, Stadtsäge, Gredhaus zu Steinach, ab der Schmalz- und Garnwaage, von den Verkaufständen und so weiter[5]. Diese Zinsen machten zusammen mit den Bussen, die der Bussner, später der Stadtschreiber einzog, mit Zöllen, Leinwandreif, Gebühren bei Bürgerrechtserteilung und -aufgabe, Schutzgeldern wohl den weitaus grössten Teil der städtischen Einnahmen aus. In den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts bewegte sich die Gesamtsumme der Eingänge zwischen 3000 und 5000 Pfund, wovon die direkten Steuern nur zwölf bis zwanzig Prozent ausmachten.

Für das Bauwesen, namentlich auch für die Stadtbefestigung, sorgte, neben dem Baumeister, eine Baukommission, die »Verordneten zu den büwen«; für das Münster und für die St. Laurenzenkirche setzte die Stadt besondere Baumeister. Zum Spitalmeister im burgerlichen Heiliggeistspital war ein Pfleger der Sondersiechen im Linsebühl und ein Pfleger des Seelhauses, das heisst des Fremdenspitals, getreten.

Zahlreich waren bereits die obrigkeitlichen »Schauer«, die polizeilichen Aufsichtskommissionen. Es gab zwei Feuerschauer, die fünfmal im Jahr von Haus zu Haus gehen mussten und die Einhaltung der feuerpolizeilichen Vorschriften zu überwachen hatten[6]. Es gab auf dem Markte Fleischschauer und Fischschauer, Kornschauer, Brotschauer, — also eine ausgebildete Lebensmittelpolizei, die Qualitäten, Quantitäten, Preise über-

[1] Steuerbuch für 1489 im Stadtarchiv St.Gallen.

[2] Vgl. *Moser-Nef*, Reichsstadt und Republik St.Gallen IV, S. 1231.

[3] Kleine Chronik (Deutsche Historische Schriften I, S. 443).

[4] Satzungsbuch von 1426, Fol. 17r ff, Nr. 43—57.

[5] Vgl. *Moser-Nef*, Reichsstadt und Republik St.Gallen IV, S. 1172 ff.

[6] Satzungsbuch von 1426, Fol. 22r, Nr. 75 und 76.

wachte: die Würste müssen nach Vorschrift gemacht, rohes Fleisch darf im Sommer nur bis zum Mittag des dritten Tages ausgehängt werden; faule Fische soll man in den Stadtbach schütten, heutige und »übernächtige« dürfen in den »Kratten« nicht durcheinanderliegen, sondern müssen getrennt sein; das Korn ist zu kontrollieren, und Preistreibereien, »unzitlich gebott und uffschleg«, sind zu verhindern; das Brot soll gut und vollgewichtig sein, deshalb sollen »die die über das brot gesetzt werdent das brot schowen und besehen . . . sunderlich an der mitwochen und an dem samstag und och dazwischen wenn es sy notdürftig dunket by iren ayden und sont och dz besehen an dem markt uff den benken under den benken und in den gädmern und welhi sy bůsswirdig dunkent die sont sy dem Rat by dem ayd angeben und verlaiden es sig von nübachem ald altbachem brot« . . .[1].

Immer zahlreicheres Personal verlangten die Leinwandschauen und was damit zusammenhing. 1452 hat die Stadt ihre älteren Schauvorschriften erweitert; in der Folge haben gerade hier Gesetze und Verordnungen die städtische Leitung immer feiner ausgebaut, die Kontrollstellen immer mehr gehäuft. Die Stadt bestellte Schauer für »rauhe« Ware, wie sie der Weber lieferte, Weißschauer für die gebleichte, Blau- und Schwarzschauer für die gefärbte Leinwand. Bereits bestand eine besondere Schau für Zwilch. Die Bleicher wurden in eidliche Pflicht genommen; sie zahlten Zins für die Nutzung der Bleiche, andererseits setzte die Stadt den Lohn, den sie von ihren Auftraggebern zu fordern hatten, von Jahr zu Jahr fest und bestimmte, dass sie ausser dieser Geldentschädigung nichts annehmen dürften: . . . »ist den plaickern der lon gemacht uff das hürig jar . . . nemlich von aym tüch 5 schilling Pfennig«, so lautet, alljährlich wiederkehrend, die Eintragung im Ratsprotokoll. Alljährlich wird ferner eine Kommission ernannt, die die Bleichen zu begehen, den Betrieb auf den Bleichen zu beaufsichtigen hatte. Schliesslich bestimmte der Rat zwei Bürger als »Underköffel«, als vereidigte und nach Tarif entschädigte Vermittler, deren sich die Kaufleute beim Einkauf an den öffentlichen Leinwandbänken bedienen konnten.

Es ist selbstverständlich, dass die Stadt auch ihre Stadtknechte, Wächter und Läufer besass.

---

[1] Vgl. Satzungsbuch von 1426, Fol. 12r, Nr. 14 und 17; Fol. 19r, Nr. 58 ff; Fol. 9r ff, besonders etwa Nr. 9; Fol. 10v, Nr. 12.

Diese Behörden, Beamtungen, Kommissionen waren von der Stadtgemeinde bestellt, dienten ihr in ihrem Auftrag. Sie wurden, bis zum Bürgermeisterposten hinauf, nebenamtlich versehen. Kein Bürger, der von einem städtischen Amte ausgeschlossen gewesen wäre, keiner, der nicht die Pflicht gehabt hätte, ein Amt mit seinen Obliegenheiten zu übernehmen und zu verwalten. Man spürte die Last, die Hemmung in den eigenen Geschäften, und zur Ausnahme gelangt eine Klage einmal bis ins Ratsprotokoll: 1513 stellt ein Schauer dem Rat vor, dass es ihm am Samstag und am Jahrmarkt schwer falle, »das er vom laden müsst gen schowen«, und er bittet, ihn zu diesen Zeiten davon zu befreien, was ihm zugestanden wird[1]. Nur für wenige wichtige Ämter bestimmte eine Satzung, »das man keinem zway ämpter bevelhen sol«[2]; von den Ämtern des Bürgermeisters, des Schreibers, des Bau-, Steuer-, Seckelmeisters sollten nicht zwei in einer Hand gelassen, noch einem Manne aufgetragen werden. Im übrigen hat mancher mehreren Räten und Kommissionen gleichzeitig angehört; aber da eine Stadtgemeinde von etwa tausend Steuerzahlern an die zweihundert Posten — die Zunft- und Notensteiner-Vorstände eingeschlossen — zu besetzen hatte, stand ein verhältnismässig grosser Teil der Bürgerschaft im öffentlichen Dienst, und kaum ein angesehener und brauchbarer Mann wird den Würden und Bürden der Allgemeinheit zeit seines Lebens entgangen sein.

Diese demokratisch gearteten Behörden insgesamt stellten eine ungemein kräftige Obrigkeit dar. Der einzelne Bürger hatte der Obrigkeit strikte zu gehorchen. Die Städte des ausgehenden Mittelalters waren — ganz allgemein — diejenigen politischen Körper, in denen mit Nachdruck und Leidenschaft viel und bis ins einzelne regiert wurde. St.Gallen weicht vom Typus nicht ab, stellt ihn vielmehr rein und eindrücklich dar, — weil hier keine überwiegend gebietende einer überwiegend gehorchenden Schicht gegenüberstand, sondern eine sich selbst gehorchende souveräne Gemeinschaft vorhanden war, und weil das Leben sich reich und vielseitig entfaltet hatte.

Die Obrigkeit war sich ihrer Würde bewusst. Um Zucht und Friedens willen soll der Bürger, der sich im Rathaus unschicklich benimmt, doppelt so hoch »gebessert und gestraft« werden, als wenn dies anderswo ge-

---

[1] Ratsprotokolle St.Gallen 1512—1518, S. 27 (7. Febr. 1513).

[2] Satzungsbuch von 1426, Fol. 23v, Nr. 87.

AUS DEM STEUERREGISTER ST. GALLEN, 1486

schieht[1]. Wer die vorgeschriebenen Eide nicht leisten will, der soll als Gast behandelt werden, das heisst als Fremder, der der bürgerlichen Gemeinschaft nicht angehört[2]. Ausdrücklich »mit der gemainde wissen und willen« wird der bedroht, der über Bürgermeister und Räte falsche, unziemliche Nachrede führt »dz inen an ire ere giengi«[3]. 1492 geschah es, dass der Bürgermeister zwei Wächter, die während des Jahrmarktes verspätet zur Wacht antraten, zur Rede stellte; »haben sy im unbeschaiden unzimlich stoltz antwurt geben der massen das sy billich hoher straff ... liden solten«; sie wurden binnen acht Tagen mit Weib und Kindern aus der Stadt und den Gerichten, »4 myl wegs wyt und prait« verboten und durften die Stadt nicht mehr betreten, bis der Rat sie begnadigte[4]. Entscheidungen der Räte sollten gelten; der Rat verbat sich auch Kritik: niemand soll gegen eine Ratsverfügung etwas »reden werben noch tůn«[5]. Aber auch im Rate selbst soll Ordnung herrschen: wer zu spät kommt oder die Sitzung ohne Erlaubnis verlässt, zahlt Busse, und man soll den strafen, der »mit andern schwätzt in aim Rat so man raten sol«[6].

Unzählig sind die Polizeiordnungen, in den Gesetzessammlungen oder in den Ratsprotokollen niedergelegt, immer wieder eingeschärft und häufig übertreten, wie die Ausfällung von Bussen wöchentlich und täglich bezeugt. Sie hatten ursprünglich und fortdauernd den Sinn, das geordnete Leben in der Stadtgemeinde überhaupt möglich zu machen, aber sie griffen schliesslich sehr empfindlich in das ganze Dasein der Bürger ein.

Noch ringen die Behörden um die primitiven Voraussetzungen einer gesitteten Gemeinschaft: den bürgerlichen Frieden. Die Zungen waren spitz zu böser Rede und Widerrede, und die Klinge fuhr leicht aus der Scheide. Der Rat hatte Totschlag, Verwundung, Hausfriedensbruch zu ahnden; er verbot das Tragen bestimmter Waffen, besonders des langen Messers. Zum fast Alltäglichen, namentlich in den erregten Jahren nach dem St.Gallerkrieg und dem Auflauf von 1491, gehörten die Wortwechsel, das Drohen oder Schlagen mit der Waffe. Es gab dafür mehr oder weniger feste Straftaxen; das »Zucken«, das heisst das Blankziehen der Waffe

---

[1] Satzungsbuch von 1426, Fol. 41v, Nr. 180.
[2] Satzungsbuch von 1426, Fol. 26r, Nr. 99 und 100.
[3] Satzungsbuch von 1426, Fol. 42r, Nr. 185.
[4] Ratsprotokolle St.Gallen 1489—1497, S. 120, 7. Juni 1492.
[5] Satzungsbuch von 1426, Fol. 25r, Nr. 96.
[6] Ratsprotokolle St.Gallen 1477—1482, S. 32, 8. Mai 1477.

gegen einen Widersacher, kostete anderthalb Pfund; floss Blut, so betrug die Busse das doppelte. Das Ziehen des verbotenen Beimessers wurde dagegen mit zehn Pfund, Verwundung mit dem Dolch mit zwanzig Pfund geahndet. 1477 sah man sich zu dem besonderen Verbot veranlasst, »daz niemand den andern in der kilchen haren sölle«[1]: die Kirchgänger sollen sich nicht im Streit bei den Haaren nehmen!

Unmittelbar notwendig war die Feuerordnung; sie trug polizeiliche Verfügungen und Kontrolle in jede Haushaltung und in jeden Gewerbebetrieb hinein: Vorschriften für Öfen, in denen zu backen, für Kessel, in denen zu waschen erlaubt oder verboten war. Nachts durfte kein Feuer brennen, »nach Fürgloggen« und ehe der Wächter den Tag gerufen hatte; die Ratsprotokolle verzeichnen mehrfach empfindliche Bussen, weil einer »früer gefürot hat dan die Satzung wyst«[2]. Bestimmungen über die Reinhaltung der Brunnen und des Stadtbaches gehören ihrem Sinn nach in einen verwandten Zusammenhang. Das Abwasser der Färber soll nur zu bestimmten Zeiten ausgegossen werden, von einbrechender Nacht bis Mitternacht, damit am Tage der Bach rein sei.

Auf dem Markte unterlagen nicht nur Güte und Preis der Waren, sondern auch das Benehmen von Käufern und Verkäufern der städtischen Aufsicht. Die Metzger dürfen, »durch frids willen«, ihre Kunden nicht »über den bank laden«, das heisst sie durch Rufen und Winken veranlassen, bei ihnen zu kaufen[3]; sie sollen niemanden nötigen, zu seinem Fleisch auch »Krös« anzunehmen, und 1491 wird einer um ein Pfund gebüsst, der es doch getan hat[4]. Dies stehe als Beispiel für zahllose, bis ins einzelne gehende Gebote, die sich auf alle Lebensmittelgewerbe, auf den gesamten Marktverkehr beziehen. Damit die Aufsicht durchgeführt, dem Aufkaufen und dem preistreibenden Wiederverkauf gesteuert werden könne, werden Kauf und Verkauf an die vorgeschriebenen Plätze und Bänke gebunden; niemand soll zum Beispiel Eier oder Hühner vor den Toren kaufen[5].

Handwerk und Gewerbe waren in den Zünften organisiert und monopolisiert[6]. Aber die Stadtbehörden behielten auch diesen Korporationen ge-

---

[1] Ratsprotokolle St.Gallen 1477—1482, S. 6, 16. Jan. 1477.
[2] Ratsprotokolle St.Gallen 1489—1497, S. 300, 16. März 1496 und sonst.
[3] Satzungsbuch von 1426, Fol. 12r, Nr. 16.
[4] Ratsprotokolle St.Gallen 1489—1497, S. 86, 2. Aug. 1491.
[5] Ratsprotokolle St.Gallen 1477—1482, S. 11, 3. Febr. 1477.
[6] Vgl. *Scheitlin*, Das st.gallische Zunftwesen.

genüber das Interesse der Allgemeinheit, wohl auch einmal dasjenige eines Einzelnen, im Auge: Eine Frau, »die Toblerin«, gelangt an den kleinen Rat um die Erlaubnis, Kutteln machen zu dürfen; die Metzger-Zunftmeister wollen es nicht zugeben; der grosse Rat aber spricht ihr das Recht zu[1].

Anders lag es im Leinwandgewerbe, das, abgesehen von der Weberei, nicht zünftisch, sondern unmittelbar städtisch war, in städtischen Betrieben vor sich ging, durch vereidigte städtische Werkmeister besorgt wurde. Die Gesetzessammlung von 1426 enthält erst verhältnismässig wenige, allgemeine Vorschriften, und nur Weniges ist im Satzungsbuch nachgetragen worden. Dagegen haben sich die Räte unablässig mit der Leinwand beschäftigt, gesetzgeberisch durch Aufstellung immer genauerer Anweisungen, richterlich durch Verfolgung und Ahndung jedes Missbrauchs. Es bedurfte der ständigen Aufmerksamkeit, die fremde Leinwand den st.gallischen Gesetzen zu unterwerfen und diese Gesetze selbst den Verhältnissen anzupassen; dafür zu sorgen, dass der Verkauf öffentlich, vor den Augen der Kontrollbeamten vor sich ging, zu verhindern, dass irgendeiner sich der Schau entzöge. Die verschiedenen Sorten mussten ihren verschiedenen Gang geleitet werden. Was an der rauhen Schau das »gute Zeichen« erhielt — die Ratsprotokolle zu Ende des 15. Jahrhunderts erwähnen namentlich das grosse und das kleine G, daneben das Zeichen des Krebses —, darf weiss gebleicht und soll nicht gefärbt werden. Für die geringere Farbleinwand bezeichnete ein Kreuz die genügende Qualität. Der »Leinwandmaler« schlug, je nach dem Ergebnis der Schau, das Zeichen an, und der Fabrikant hatte sich zu fügen. Kein Wunder, dass gelegentlich jemand mit dem Entscheid nicht einverstanden war, und dass etwa berichtet wird, einer habe, als ihm das gute Zeichen nicht zuerkannt wurde, »die zwilch frefenlich uff den tisch geworffen« und eine Szene gemacht[2]. Leinwand, die die richtige Breite nicht besass, wurde auf dem Platz in Stücke zu zehn Ellen zerschnitten, so dass sie nicht mehr als ganzes Stück, das 120 Ellen mass, in den Handel kommen konnte. Was die Schau passiert und das Zeichen erhalten hatte, durfte nicht mehr verändert werden. Wehe dem, der das Mal aus der Leinwand schnitt oder wusch oder gar eigenmächtig ein falsches Mal anbrachte; seine Leinwand wurde verbrannt und er selbst ein Jahr aus der Stadt verwiesen.

---

[1] Ratsprotokolle St.Gallen 1477—1482, S. 29 und 32, 24. April und 9. Mai 1477.

[2] Ratsprotokolle St.Gallen 1489—1497, S. 120 f, 14. Juni 1492.

Aber die Obrigkeit fühlte sich bereits auch berufen, Tonart und Stil des täglichen Lebens vorzuschreiben; sie setzte mit sittenpolizeilichen Massnahmen ein. Manches rechtfertigte sich aus ihrer Pflicht, für gute Ordnung zu sorgen; schon deutet sich die später so mächtig wirkende Auffassung an, dass die Moral von oben her zu überwachen sei, dass der Bürger zu seinem zeitlichen und ewigen Heil durch seine väterliche Obrigkeit hingeleitet werden müsse. Eine Neigung zur Vielregiererei bis hinein in die Kleinigkeiten des täglichen Lebens verrät sich. So wird vorgeschrieben, dass es in den Trinkstuben ordentlich zugehen, dass keiner dort Schulden machen soll; zwischen neun und zehn Uhr sind die Wirtschaften zu räumen und zu schliessen. In den nächtlichen Gassen soll Ruhe herrschen. Am Sonntag soll niemand »margkten noch mit siner koffmanschafft zu margkt stan«; fällt ein Feiertag auf Samstag, so soll man wohl »notdurfftenklichen margkten«, sonst aber nicht werken, vielmehr den Feiertag halten und ehren[1]. Der Bürger soll sich nicht in übertriebene Kosten stürzen! Das Patengeschenk darf den Wert eines Schillings nicht übersteigen[2], und auch an Hochzeiten soll man — die nahen Verwandten ausgenommen — nur mit bescheidenen Geschenken »hailsen«. Im Spital soll man sparen, »dehain wissbrot noch küchli bachen«[3]. »Durch gelük und hails willen« ist Spielen mit Würfeln und Karten verboten[4]; Spielschulden und Spielguthaben werden gerichtlich nicht anerkannt. Unausrottbar blieb doch der Drang zum Kartenspiel; die zahllosen Bussen belegen dies. Einige Spielarten waren übrigens zugelassen: das »schiessen mit der kugel, in dem brätt, und darzů das schaffzabel«[5]. Auch anderes gab die Obrigkeit zu: sie nahm den Frauenwirt in Pflicht und legalisierte sein Gewerbe[6], das freilich nicht als »ehrliches Gewerbe« galt und stets von Fremden geübt wurde. Und an offenem Tanz soll man niemandem wehren, mit einer Frau oder Tochter zu tanzen[7].

Die Behörden reglementierten und regierten. Sie gingen aus der Bürgerschaft hervor und stellten den Willen der Bürgerschaft dar. Aber

[1] Satzungsbuch von 1426, Fol. 59r, Nr. 283.
[2] Satzungsbuch von 1426, Fol. 48v, Nr. 218.
[3] Satzungsbuch von 1426 (Spitalordnung), Fol. 85v ff.
[4] Satzungsbuch von 1426, Fol. 35r, Nr. 143.
[5] Satzungsbuch von 1426, Fol. 35r, Nr. 143.
[6] Ratsprotokolle St.Gallen 1489—1497, S. 303.
[7] Satzungsbuch von 1426, Fol. 51r, Nr. 234.

Leben und Tätigkeit der Stadt erschöpften sich nicht in ihrer Tätigkeit und in der Innehaltung ihrer Gebote, liessen sich nicht immer in den Wegen gesetzlicher Normalität halten. Eine geschichtliche Erbschaft aus der Vergangenheit lag der Stadt auf; sie atmete in ihrer Landschaft, sie hegte ihre Hoffnungen. Sie sah ihre Gegner vor sich, den Abt, die Eidgenossen, von denen sie im Jahre 1490 schwere Schläge erlitten hatte, — und mit beiden wird sie doch für die Zukunft rechnen müssen. Eben jetzt war alles aus der Bahn. Die neunziger Jahre waren in St. Gallen eine tief erregte Zeit; in ihr wuchs der junge Joachim von Watt heran.





Zweites Kapitel

Vadians Herkunft und die Stadtgeschichte seiner Jugendzeit

Das Elternhaus

Joachim von Watt ist am 29. November 1484 in St.Gallen geboren worden[1].

Das Geschlecht, dem er entstammte, hatte sich bereits mit markanten Zügen in die Geschichte der Stadt eingeschrieben. Es besass seine eigene doppelte Tradition, eine kaufmännische im weiten europäischen Umkreis des st. gallischen Leinwandhandels und eine lokalpolitische in Zünften und Räten der Stadtgemeinde, in den Ämtern bis hinauf zum Bürgermeisterposten. Aber die Familie von Watt war nicht nur an Wirtschaft und Verwaltung ihrer Stadt beteiligt; der Ahnherr, auf den alle späteren

---

[1] Das Datum wird überliefert durch Johannes Kessler, den jüngeren Zeitgenossen, nahen Freund und ersten Biographen Vadians (Ioachimi Vadiani vita per Ioannem Kesslerum Sangallensem conscripta). Die Angabe in der Handschrift (Stadtbibliothek St. Gallen, Ms. 1) lautet: ». . . natus a Christi Domini nostri servatoris natalitio MCCCCLXXX.III call Decemb. . . .« Da Kessler am Schluss der Vita Vadiani festlegt, Vadian sei am 6. April 1551 im Alter von 66 Jahren gestorben, haben die Herausgeber (Johannes Kesslers Sabbata mit kleineren Schriften und Briefen, unter Mitwirkung von *E. Egli* und *R. Schoch* hsg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen, St. Gallen 1902, S. 601) die Jahreszahl durch vier Einer ergänzt: MCCCCLXXX (IIII), III calendas decembris.

Wenn man sich danach entschliesst, als Geburtstag Vadians den 29. November 1484 anzunehmen und den Calenden des Dezembers 1483 vorzuziehen, so ist doch zu bedenken, dass dieses Datum nicht ausserhalb jedes Zweifels steht: es ist misslich, annehmen zu müssen, dass Kessler in seiner Jahreszahl die Einer zu setzen versäumt habe. Im Jahre 1517 sagt überdies Vadian selbst in einem Briefe an Hermann Miles (Die Vadianische Briefsammlung der Stadtbibliothek St.Gallen, hsg. von *E. Arbenz* in Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte XXIV bis XXXa in 7 Teilen, St.Gallen 1890—1913; I, Anhang Nr. 17), er sei ein Jüngling von 18 Jahren gewesen, »cum patriam egressus Viennam veni, literisque praeceptore Cunrado Celte, qui tum publice profitebatur, operam impendere coepi«. Dies würde auf einen Geburtstag Ende 1483 präziser passen als auf Ende 1484; doch ist möglich, dass Vadian mit seiner Angabe hier in mehr ungefährem Sinn sein Alter zu Beginn seiner Wiener Studien bezeichnen will.

Glieder zurückblickten, Konrad von Watt, hatte an der Spitze der Stadt gestanden, als 1402 die Krise der Appenzellerkriege heraufzog, und war bei Vögelinsegg 1403 gegen die Appenzeller gefallen. Familiengeschick hatte sich mit dem politischen Schicksal der Stadt berührt.

Die Familie von Watt[1] war seit Jahrhunderten in st. gallischen Landen heimisch; seit dem 14. Jahrhundert ist sie unter den Bürgergeschlechtern der Stadt sicher nachweisbar. Ihre Verbindung mit dem Hofe Watt, der eine Wegstunde vor den Mauern bei Mörschwil liegt, der herrlichen Weite der Bodenseelandschaft voll zugewendet, ist allmählich gelöst worden. Wenn das Geschlecht bäuerlicher Herkunft war, so wird es doch erst als st. gallische Bürgerfamilie geschichtlich sichtbar. Sie vollzog ihren Aufstieg mit der Stadt und mit der Leinwand; sie hat ihrerseits hervorragenden Anteil daran, dass St.Gallen wurde, was es im 15. Jahrhundert war. Konrad von Watt ist durch das Gewerbe in die Ämter gelangt, 1402 Bürgermeister geworden. Er war Vorfahr kommender Generationen seines Hauses, Vorläufer künftiger Grösse. Ihr Begründer wurde, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, sein Sohn Hug von Watt. Er wurde Leiter der ersten grossen st.gallischen Handelskompagnie, die wir kennen, der Diesbach-Watt-Gesellschaft[2], anfangs zusammen mit dem Berner Nikolaus von Diesbach, auf die Dauer mit seinem Vetter Peter von Watt, der Bürger von Nürnberg wurde und damit den für den osteuropäischen Export st. gallischer Leinwand wichtigsten Aussenposten besetzte. Hug von Watt war in seiner Heimatstadt jahrzehntelang Ratsherr; er hat die Jahresämter des Spitalmeisters und des Weinschätzers mehrmals versehen und ausserordentliche Missionen übernommen; aber er war nicht Bürgermeister. Er war Kaufmann, grosser Bürger, wie dieses Jahrhundert sie aus dem städtischen Handel hervorgehen, zu Reichtum und üppiger Lebensentfaltung gelangen sah. Er hat ein sehr stattliches Vermögen in Grundbesitz angelegt, — in der Stadt, im Rheintal, am Bodensee. Er hat das Stadthaus zum »Goldapfel« in Hinterlauben erworben, das für vier Generationen Familienmittelpunkt bleiben sollte. Er steuerte kräftig, sowohl an direkter Vermögenssteuer, wie, als Besitzer vieler Rebgärten, an

---

[1] *W. Näf*, Die Familie von Watt. Geschichte eines st. gallischen Bürgergeschlechtes (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte XXXVII, 2) St Gallen 1936.

[2] *H. Ammann*, Die Diesbach-Watt-Gesellschaft. Ein Beitrag zur Handelsgeschichte des 15. Jahrhunderts (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte XXXVII, 1) St.Gallen 1928.

Ohmgeld. Er führte ein Wappen und besass die Ritterburgen Rebstein und Steinach. Er hat hoheitliche Rechte an sich gebracht wie — eine zeitlang — das Regal des Leinwandreifes, und er war Gläubiger des Abtes. Ein ewiges Jahrzeit, das er stiftete, sollte von 17 Priestern gefeiert werden.

Hug von Watt hat allerdings auch das Kaufmannsschicksal eines Rückgangs der Geschäfte, einer Auflösung seiner Gesellschaft, einer Minderung seines Vermögens erlebt. Sein Sohn Hektor vollbrachte seine Lebensleistung in den hohen städtischen Beamtungen; er wurde 1460 erstmals Bürgermeister und verblieb bis zu seinem Tode 1474 im Turnus der drei Stadthäupter.

Bürgermeister Hektor war in seinen reifen Mannesjahren der einzige erwachsene Träger des Namens von Watt in St. Gallen. Der Familienstamm hatte in der Heimat keine lebenskräftigen Seitenäste getrieben. Reichlicher blühte der nach Nürnberg versetzte Zweig. Als Hektor fünfzigjährig starb, stand kein Familienglied mehr im öffentlichen Leben St.Gallens. Aber ein neuer Aufstieg bereitete sich vor, aus frischen Trieben. Im geräumigen »Goldapfel« wuchsen Hektors Söhne heran, die nicht einfach ein grosses Erbe übernehmen, wohl aber eine gute Tradition fortsetzen konnten: Hug (II.), Lienhard und Hans. Sie lebten als Knaben und Jünglinge in Familiengemeinschaft mit ihrer Tante Ottilie, Witwe Hans Heinrichs von Landenberg. Als junge Männer führten Hug und Lienhard ihre Gattinnen in das Wattsche Familienhaus ein, und in den achtziger Jahren kündigte sich bereits eine weitere, jüngere Generation an, ein zweiter Hektor, Sohn Hugs, und sein Vetter Joachim.

Lienhard von Watt hatte 1482, fünfundzwanzigjährig, seine Ehe mit Magdalena Talmann geschlossen; aus ihr ging, als ältester Sohn, Joachim von Watt hervor. Lienhard hatte seinen Grossvater Hug kaum mehr gekannt, den Vater, Bürgermeister Hektor, als Siebzehnjähriger verloren. Das ererbte Vermögen war nicht gross und lag wohl in Anteilen am überkommenen Haus- und Güterbesitz fest. Ein Wattsches Handelshaus gab es, seit dem Erlöschen der Diesbach-Watt-Gesellschaft um 1460, wenigstens in St.Gallen nicht, und als, vielleicht seit etwa 1490, neuerdings eine Leinwandfirma des altberühmten Namens im östlichen Handel aufstieg, war nicht Lienhard, sondern sein jüngerer Bruder Hans der kaufmännisch leitende Mann und in der Folge der Nutzniesser ihres Erfolges. Es ist anzunehmen, dass auch Lienhard von Watt Kaufmann war. In seinen

jüngeren Jahren vermehrte er sachte sein Vermögen und hielt es dann lange auf dem nicht geringen, aber doch bescheidenen Stande von 2000 Pfund. Dies spricht nicht dafür, dass er ein Kaufmann grosser Unternehmungslust und hoher Einsätze gewesen sei. Ihm war eine Mittellage des Lebens gemäss, und der Rahmen seines Lebens war durch die Mauern der Stadt fest und eng gezogen. Keine einzige Quellennachricht weist ihn ausserhalb St.Gallens nach, etwa auf den östlichen Leinwandplätzen, wie dies doch für seinen jüngeren Bruder Hans reichlich geschieht. Er steuerte ununterbrochen in St.Gallen und sass allem Anschein nach mindestens seit seinem vierten Lebensjahrzehnt in der Stadt fest, ihrem Alltag vertraut und den Zünften, wie dem Handelsstande verwandt. Seit den frühen neunziger Jahren versah er, als Vertreter der Pfisterzunft und als Notensteiner, städtische Ämter, in seinen höheren Jahren in so reichlichem Masse, dass in seiner Amtstätigkeit schliesslich sein Beruf und sein Charakter zu erblicken ist. Sein Wesen spricht sich in seiner Würde als Ratsherr aus: ein umsichtiges, kluges Mitglied des Rates[1]; Bürgermeister wurde er nicht.

Von Joachims Mutter, Magdalena Talmann, ist kein individuelles Bild, kaum ein anschaulicher Wesenszug überliefert; Kessler nennt sie recht konventionell eine Frau von bewährter Frömmigkeit und Ehrbarkeit[1]. Hingegen werden Art und Schicksal der mütterlichen Verwandtschaft kaum ohne Rückwirkungen auf das Familienleben Lienhards und Magdalenas und ihrer Kinder geblieben sein, so wenig Bestimmtes sich im einzelnen darüber aussagen lässt.

Die Familie Talmann[2] war erst seit kurzer Zeit in St.Gallen bürgerlich und hatte sich in der Stadt bisher wenig Ansehen erworben. Magdalenas Vater Ulrich Talmann[3] war zwar ein gebildeter und belesener, humanistisch angehauchter und vielfach interessierter Mann; aber in den Augen der Bürger lastete auf ihm der Verdacht einer ehrenrührigen

---

[1] Kessler, Vadiani Vita (Kessler, Sabbata, S. 601).

[2] Kessler nennt sie in der Vita Vadiani ein »nicht unbekanntes Geschlecht« (Sabbata, S. 601).

[3] Ulrich Talmann steuerte erstmals 1462; nach Ausweis der Steuerlisten stieg sein Vermögen langsam und bescheiden bis auf 1500 Pfund. Vgl. über ihn *P. Staerkle*, Beiträge zur spätmittelalterlichen Bildungsgeschichte St.Gallens (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte XL) St. Gallen 1939, S. 95 f und 120; vier Schreiben Ulrich Talmanns an seinen Bruder Johannes finden sich im Urkundenbuch der Abtei St. Gallen VI, Nr. 5818, 5870, 5941 und 6066.

Handlung und der politischen Unzuverlässigkeit. Er war in jungen Jahren als Schreiber der Stiftskanzlei in äbtische Dienste getreten; 1464 wurde er beschuldigt, an der Ausfertigung gefälschter Urkunden zugunsten des Klosters und zum Schaden der Appenzeller beteiligt gewesen zu sein. Die Stadt setzte ihn gefangen und hielt ihn längere Zeit in Haft[1]. Der Prozess, den die Appenzeller gegen die Abtei anstrengten, endete mit gütlichem Spruch der drei Orte Uri, Unterwalden und Zug, der den Abt deckte, seine Beamten, den Hofammann Hechinger und den Schreiber Talmann, aber preisgab. Ulrich Talmann blieb in der Folge im Dienste der Fürstabtei und stieg in ihm empor; er wurde Verweser des Hofmeisteramtes und Kanzler[2]. Gleichzeitig Bürger der Stadt, nahm er eine merkwürdige Doppelstellung ein, die in den gespannten Zeiten Ulrich Röschs zu Missstimmung und Gegnerschaft Anlass geben musste[3]. Im November 1489, auf der Höhe der durch den Rorschacher Klosterbruch eingeleiteten Krisis, wurde er bei einem nächtlichen Auflauf in der Stadt ergriffen[4] und in den Turm geworfen, weil er an der Stadt Verrat geübt habe[5]. Als dies geschah, war sein Enkel Joachim fünf Jahre alt.

Um eben diese Zeit siedelte Lienhard von Watt mit seiner Familie aus dem »Goldapfel« an die obere Schmiedgasse über; 1490 steuerte er erstmals dort, beim Bruderspital[6], dessen Gebäulichkeiten damals noch auf klösterlichem Boden standen. Nicht im Herzen der Stadt, wo nach Ausweis der Steuerbücher die vermöglichen Kaufleute sassen, sondern in einer der äusseren Gassen, hart am Klosterbezirk, in der Nachbarschaft kleinerer Leute, hat Joachim von Watt seine Knabenjahre verlebt.

---

[1] Joachim v. Watt (Vadian), Deutsche Historische Schriften, hsg. von *E. Götzinger*, 3 Bde., St.Gallen 1875—79; II, S. 214. Vgl. dazu *W. Ehrenzeller*, St.Gallische Geschichte im Spätmittelalter und in der Reformationszeit; 2. Band, St. Gallen im Zeitalter des Klosterbruchs und des St.Gallerkriegs. Von der Einsetzung Ulrich Röschs als Pfleger bis zum Schwabenkrieg, 1458—1500, St.Gallen 1938, S. 28 ff.

[2] Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz, Artikel Thalmann.

[3] Eine »den Gotteshausleuten ebenso sehr wie den St. Gallern und Appenzellern verhasste Persönlichkeit« (*J. Häne,* Der Klosterbruch in Rorschach und der St. Galler Krieg 1489—1490; Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte XXVI, St.Gallen 1899, S. 81).

[4] *Häne,* Klosterbruch, S. 81.

[5] ... »dass er dem abt wider uns sölt beraten gsin sin« (Vadian, Deutsche Historische Schriften II, S. 355).

[6] An der heutigen Bankgasse oder, da die Lehensbestätigung von 1504 Lienhards Haus, Hof und Garten im Portnerhof erwähnt, eher an der Rosengasse.

Die Lösung der Hausgemeinschaft der drei Brüder im »Goldapfel« erklärt sich wohl einfach aus dem Anwachsen der Familien; dass Politisches in sie hineingespielt habe, ist nicht bezeugt. Hingegen können die erschütternden und erschreckenden Ereignisse der Jahre 1489 bis 1491, ihre lange spürbaren Nachspiele und Nachwehen, nicht ohne Eindruck auf Joachim von Watt geblieben sein; wir haben in ihnen zweifellos die stärksten politischen Erlebnisse der Jugendjahre Vadians zu erblicken.

Klosterbruch und St. Gallerkrieg

Dem Ausbruch von 1489 gingen Jahre scharfer, unablässig steigender Spannung voraus. Im engen Umkreis der Mauer wurde das Nebeneinander von Abt und Stadt unleidlich: die zwei St. Gallen richteten sich gegeneinander auf, beide politisch offensiv. Der Abt bereitete die Verlegung des Klosters, im Grunde die Verlegung von Residenz und Staatsverwaltung vor, nicht um auszuweichen und Ruhe zu gewinnen, sondern um in grösserer Bewegungsfreiheit zu handeln. Die Stadt, unter Varnbülers Leitung, stemmte sich dagegen; schon 1480 war ein »heimlicher Rat« von vier Mitgliedern als förmlicher Kampf-Ausschuss niedergesetzt worden. Ein Fest der Armbrust- und Büchsenschützen, verbunden mit turnerischen Wettkämpfen, mit Laufen, Springen, Steinstossen, gewann den Sinn eines politischen Treffens und einer politischen Kundgebung; weil man, so prägte es sich in Vadians Erinnerung ein, gespürt und gesehen habe, dass der Abt gegen die Stadt agitiere, veranstaltete der Rat 1485 das Fest, »um früntschaft willen und damit nachpürlich ainikait, liebe und gemainschaft gemeret, gefürdert und erhalten wurde«[1]. Da reichten St.Galler und Appenzeller einander beide Hände. Als förmliche Versöhnung wertet dies Vadian; denn zwischen der Stadt und dem Lande Appenzell habe seit der Schlacht bei Vögelinsegg keine Freundschaft bestanden »biss uf den Hafen [der, wohlgefüllt, die Geldpreise enthielt] und das schiessen; da wurdend si vast ains«. Die Schar der Gäste aber, 3000 auf einen Tag, kam aus Esslingen, Ulm, Biberach, Ravensburg, Kempten, Isny, Konstanz, Waldsee, Buchhorn, Überlingen, Zürich, Schaff-

[1] Vadian, Deutsche Historische Schriften II, S. 323 ff.

hausen, Appenzell; — am See, an Rhein und Donau, im Allgäu und in Schwaben wohnten, mehr noch als in der Eidgenossenschaft, die Freunde, mit denen St.Gallen ein Fest feierte und damals, in politisch erregter Zeit, feiern wollte.

Die Gewalttat des Klosterbruchs aber riss St. Gallen ganz in den Machtkreis, unter das Machtgebot der Eidgenossen. Kein Kampf gegen den Abt ging aus ihr hervor. Hätte jetzt im lokalen Raume, zwischen Stadt, Abtei, Appenzellern, die machtpolitische Auseinandersetzung, von aussen ungestört, erfolgen können, so hätte unter Umständen die grosse Stunde der st. gallischen Stadt- und Staatsgeschichte geschlagen. Die Gotteshauslandschaft neigte zur Stadt, die Appenzeller waren Bundesgenossen; der Abt sah sich in äusserster Verlegenheit, gezwungen, seine Rettung von den vier eidgenössischen Schirmorten zu erwarten. Die Stadt mit ihren Verbündeten und schliesslich die Stadt allein trieb ihren politischen Anspruch hoch empor. Es ging ihr um Stift und Stiftslandschaft; es galt, den Schirmorten zu trotzen; man ging weiter und wollte sich einer Vermittlung der übrigen Eidgenossen nicht stellen. Da warf gesamteidgenössische Intervention die Stadt zu Boden.

Der Geschichtsschreiber Vadian hat später die Hartnäckigkeit der st.gallischen Politik und ihrer Lenker als Fehler beklagt: man habe nicht Recht nehmen wollen und darum Gewalt erdulden, Schaden erleiden müssen; die Stadt sei mit Blindheit geschlagen gewesen[1]. Aber als die am ganzen Verlauf hauptsächlich Schuldigen bezeichnet seine Chronik diejenigen, die seit Jahren das Vorgehen des Abtes gestützt und gefördert, Stadt, Gotteshausleute und Appenzeller dagegen zurückgesetzt hätten, also — Vadian nennt sie nicht, kennzeichnet sie aber genau genug — die Eidgenossen der vier Schirmorte[2]. In diesem gespitzten Urteil mag die Stimmung nachwirken, die sich damals der Bürgerschaft bemächtigt hatte, und die der Knabe Joachim von Watt unbewusst aufgenommen haben mag; sie war den Eidgenossen als den Freunden des Abtes feind, sie spielte mit dem Gedanken, die Stadt von ihnen loszumachen, sie selbständig und in ihrer ganzen Umgebung mächtig zu stellen: »wir wend hie heren sin und uns frigen«, »wir wend den gewalt von den Aidgnossen und von dem apt numen liden, sölten si den tüfel zů hilf nen«. Man sprach

[1] Vadian, Deutsche Historische Schriften II, S. 344 f.
[2] Vadian, Deutsche Historische Schriften II, S. 366.

davon, den Thurgau »zu unsern handen« zu nehmen, und man rechnete mit Unterstützung der Freunde überm See[1].

Dann nahte die Machtprobe heran. Joachim von Watt muss die Ereignisse von 1490 erlebt haben, wie ein Knabe von wenig mehr als fünf Jahren derartiges erleben kann. Die Eidgenossen lernte er doch zuerst als ein feindliches Heer kennen, das gegen die Vaterstadt heranrückte. Was geschah, war auch für den Sinn eines kleinen Knaben eindrücklich und aufregend: die Stadt bereitete sich auf die Verteidigung vor, die Ausburger brachten sich in den Mauern in Sicherheit, die Vorstädte wurden niedergebrannt, von der Stadt selbst zur Erleichterung der Verteidigung geopfert, insgesamt 84 Firste, und man beseitigte, mit Axt und Feuer, die Bäume der nächsten Umgebung. Kein Wächterruf, kein Glockengeläute war mehr in der Stadt zu hören, ausser wenn der Rat zu ernster Sitzung zusammengerufen wurde. Die Belagerung selbst währte nur wenige Tage, und was militärisch geschah, spielte sich in Einzelhandlungen ab, die Vadian mit der Anschaulichkeit des Augenzeugen erzählt: er kennt mit Namen denjenigen, der vom Münsterturm aus einen Gegner auf dem nahen Hügel, dem Buch, erschoss, »dass er überbürzlet«[2].

Nach wenigen Tagen, am 15. Februar 1490, erfolgte die Kapitulation, nicht auf Grund einer militärischen Entscheidung — man hatte es gar nicht dazu kommen lassen —, vielmehr als eine politisch-moralische Niederlage der Stadt. Der Bund mit den Appenzellern und den Gotteshausleuten wäre gegen den Abt vielleicht haltbar und wirkungsvoll gewesen; vor eidgenössischer Macht versagte er, — innerlich, ohne den Waffengang zu wagen. Damit fiel die grosse politische Kombination in sich zusammen; in der Stadt selbst aber zerfielen innere Einheit und Kraft. Das Haupt der städtischen Aktionspartei, Bürgermeister Varnbüler, verliess die Stadt in der Nacht vor der Einschliessung. In der Bürgerschaft schlug helle Leidenschaft gegen Abt und Eidgenossen auf, an der sich Abwehrmut entzündete; aber der politische Wille hielt nicht durch, und wiederum war es die niederschmetternde Tatsache der eidgenössischen Intervention, die ihn lähmte. Man suchte, in eben diesen Tagen, Rückhalt, Hilfe beim Schwäbischen Bund; Varnbüler selbst eilte nach Innsbruck zu König Maximilian. Der Rat derjenigen, die für die Stadt mit Herren und Städten

[1] *Häne*, Klosterbruch, Beilage Nr. 12, S. 236 f.

[2] Vadian, Deutsche Historische Schriften II, S. 358.

am See verhandelten, ging dahin, auszuharren, sich nicht zu vergleichen, der Hilfe gewärtig zu sein[1]. Aber St.Gallen streckte die Waffen, ohne sie noch energisch gebraucht zu haben. Die scheinbar plötzliche Wendung — denn die Opferung der Vorstädte am 11./12. Februar hatte auf entschiedenen Widerstandswillen schliessen lassen — bedeutete im letzten Grunde doch wohl den Durchbruch, vielleicht die Rückkehr[2] zur Einsicht, dass die Stadt St. Gallen nicht gegen die Eidgenossen stehen könne, — nicht nur wegen des zu grossen Machtunterschiedes, sondern auch zufolge einer bald achtzigjährigen politischen Verbindung.

Der folgende Friedensschluss liess St.Gallen nur eben seine städtische Autonomie. Die Niederlage der Stadt war schwer, insofern ihre selbständige Macht und Territorialpolitik gebrochen wurde. St.Gallen blieb Stadt, wurde nicht Stadtstaat. Man hatte immerhin nicht dem Abte weichen müssen, sondern den Eidgenossen, deren Macht im Augenblick der Entscheidung nicht nur die Stadtmauern militärisch umlagerte, sondern bereits vom Thurgau und vom Rheintal aus die Stadt samt ihrem Lebensraum umfasste. Die Eidgenossen hatten wenig zuvor den Bodensee, haben jetzt auch den Rheinlauf zum See erreicht, St. Gallen damit eingekreist, — b e i d e St. Gallen! Der Abt schien freilich ans Ziel seiner Wünsche gelangt zu sein; der sass, als es um den Friedensschluss ging, »in den roren und machet pfifli nach sinem gfallen«[3]. Der Vergleich zwischen Stadt und Abt, am 16. März 1490 vor den vier Schirmorten zu Einsiedeln vereinbart[4], schien seinen Sieg zu verbürgen. Er erlaubte dem Abt, auf seinem Boden zu bauen, wo es ihm beliebe; dem Klosterbau zu Rorschach stand also nichts im Wege. Doch sollte das Hofgericht über Güter in der Stadt oder innert den Kreuzen — dies war ein Begehren der Stadt gewesen — in der Pfalz zu St.Gallen gehalten, die Reliquien und Kirchenzierden nicht aus St.Gallen entfernt werden. Der Bau ob Rorschach wurde in der Folge durchgeführt; aber er wurde nicht Residenz; der Abt und Fürst blieb in St.Gallen: am St.Wiboratentag, dem 2. Mai 1490, kehrte er in

[1] Über Möglichkeit und Aussichten einer weiteren Verwicklung (der Schwäbische Bund und die Reichsgewalt wider die Eidgenossen) vgl. *Häne*, Klosterbruch, S. 202 ff.

[2] Vgl. später S. 97 ff.

[3] Vadian, Deutsche Historische Schriften II, S. 361.

[4] Sammlung der ältern eidgenössischen Abschiede III, 1, Nr. 375. Ich möchte es vermeiden, das Ganze der Abmachungen von 1490 als »Strafgericht der Schirmorte«, als politische Massregelung der Stadt zu charakterisieren, wie *Häne* dies (Klosterbruch, Überschrift Kapitel 10, S. 162 ff) tut.

seine Pfalz zurück. Mit stiftischen Gebäuden sollte der Abt näher an Ringmauer und Müllertor heranrücken dürfen; Mauer, Wehrgang, Verbindungsweg der Mauer entlang verblieben jedoch der Stadt zu ausschliesslicher Verfügung, und von dem sehnlich begehrten äbtischen Tor ins Freie war keine Rede. Dies war zur Hauptsache die Bestätigung des alten Zustandes, der Abt Ulrich unleidlich erschienen war, aus dem er hatte ausbrechen wollen, in den er jetzt zurückkehrte. Der politische Ausgang des Konfliktes sprach nicht einseitig zu ungunsten der Stadt.

Freilich wurde die Stadt durch diesen Vergleich mit dem Abt und durch den am 2. April folgenden Vertrag mit den vier eidgenössischen Schirmorten der Abtei hart auf ihren kleinen, alten Gerichtsbezirk innerhalb der vier Kreuze zurückgeschnitten. Das war die Vollendung des äbtischen Fürstenstaates. Dem Abte gegenüber musste die Stadt ihre Ausburger preisgeben — es waren ihrer über 500 [1] —, und die Möglichkeit der stillen Ausdehnung des städtischen Bürgerverbandes in die umgebende Klosterlandschaft wurde damit für die Zukunft abgeschnitten; dies zog die politische Grenze zwischen Stadt und Land scharf. Übrigens war diese Friedensbestimmung Schlusspunkt einer Entwicklung, die seit Jahrzehnten aufgehört hatte, der Stadt günstig zu laufen: die Zahl der Ausburger war längst im Rückgang [1]. Der städtische Herrschaftsbesitz zu Oberberg und Steinach musste den Schirmorten abgetreten werden, und diese gaben ihn dem Abte zu kaufen. Aus dem Klosterterritorium musste also der städtische Konkurrent weichen; aber dieser äbtische Territorialstaat lag fortan innerhalb der Eidgenossenschaft, nicht in freier Weise ihren Bündnissen angeschlossen, »zugewandt«, sondern — im Augenblick seiner Vollendung spürbarer als zuvor — der Leitung der Schirmorte unterstellt. Diese haben die Friedensschlüsse keineswegs nur vermittelt. Sie traten mit eigenen Ansprüchen auf, gegen die Besiegten — die Stadt St.Gallen, die Appenzeller, die Gotteshausleute —, mit eigenem politischem Machtwillen aber auch gegen die Abtei, als ihre verbündeten Freunde nicht nur, sondern als

[1] St.Gallen zählte 1457 800 steuerzahlende Bürger und mindestens ebenso viele Ausburger, von denen aber nur gegen 400 steuerten und etwa ein Sechstel der rund 600 Pfund Vermögenssteuer aufbrachten. 1488 ist die Zahl der steuerpflichtigen Bürger auf 1100 angestiegen, diejenige der Ausburger auf gegen 600 gesunken; von diesen zahlten noch 136 einen geringen Steuerbetrag, etwa 4 % der Vermögenssteuer von 800 Pfund. — Man hat in diesem Rückgang der Zahl und Leistung der Ausburger, der also vor der Niederlage im St.Gallerkrieg einsetzte, unzweifelhaft eine Folge der wachsenden Machtstellung des Stiftes auf dem Lande zu erblicken.

ihre Protektoren. Ein erneuerter, zugleich erweiterter und gestraffter Hauptmannschaftsvertrag sicherte ihnen die Hälfte aller Gerichtsgefälle und das Mannschaftsrecht im Umkreis der »alten Landschaft« ohne Wil und ohne das Toggenburg; der Abt hatte sich ihnen gegenüber zu verpflichten, nichts aus seinem Besitz zu veräussern; der Hauptmann, von den vier Orten abwechselnd für ein Jahr geschickt, hatte im äbtischen Gebiet Wohnung zu nehmen, war also dauernd auf dem Platze. Er stand, seiner Rolle und Bedeutung nach, einem Landvogt, die Fürstabtei St.Gallen einer Gemeinen Herrschaft nicht fern. Die Souveränität des Abtes, dies hat Ulrich Rösch noch erleben müssen, war auf das empfindlichste eingeschränkt, ja eigentlich durchbrochen[1]. Diese Herabminderung ihres Staatscharakters blieb der Stadt St.Gallen erspart. Ihr wurde die einfache Erneuerung ihres Bündnisses von 1454 zugestanden. Ihre innere Selbständigkeit blieb unangetastet. Was sie an Aussenwerten verlieren konnte, hat sie verloren; aber eine Reichsstadt, ein selbständiges Gemeinwesen untertan zu machen, lag nicht in den Gewohnheiten der Eidgenossen; ihre Gemeinen Herrschaften bestanden aus abhängigen Landgebieten, deren bisherigen Herrn die eidgenössischen Orte ersetzten. St.Gallen rettete den Kern seiner inneren Freiheit und Stärke.

Dies waren die dauernden Resultate der Auseinandersetzung. Was die politischen Bestimmungen des Friedens begleitete, wurde, so drückend es war, nach einigen Jahren getilgt: die Geldleistungen, — 4000 Gulden Schadenersatz an den Abt, 10 000 Gulden Kriegsentschädigung an die Eidgenossen. Dazu, als eigentliche Strafbestimmung, die aber eine Person, nur indirekt und nicht auf die Dauer auch die Stadt betraf: die Verbannung Varnbülers, die Konfiskation seines Eigentums ausserhalb der Stadt.

Sturm und Verzicht

Auf diesem Boden hatte sich, gegenwärtig und künftig, das Leben der Stadt St.Gallen einzurichten und zu bewegen. Die ersten Nachkriegsjahre lasteten schwer. Die Ausburger und Aussenbesitzungen waren verloren; die Vorstädte lagen in Schutt und Asche; die Aufwendungen für den Krieg waren beträchtlich gewesen. Dazu hatte die kleine Stadt von wenig

[1] Vgl. *Häne*, Klosterbruch, S. 191 ff.

über tausend Steuerpflichtigen in nahen Terminen die Summen aufzubringen, die ihr die Friedensverträge auferlegten, an Abt und Eidgenossen 14 000 Gulden, wozu sich eine Busse von 1600 Gulden gesellte, die der Kaiser im Namen des Reiches ausfällen liess; insgesamt war dies das Zwanzigfache der normalen Jahreseinnahmen aus der direkten Vermögenssteuer. Die Behörden mussten auswärtige Anleihen aufnehmen; aber gleichzeitig muteten sie der eigenen Bürgerschaft grosse Opfer zu. 1490 wurde die Steuer vervierfacht und zweimal eingehoben, also die achtfache Jahresleistung (2 % des Vermögens) gefordert; der Ansatz blieb von 1491 bis 1494 auf dem vierfachen, von 1495 bis 1512 auf dem doppelten Stand. Die drei Brüder von Watt hatten kräftig zu zahlen, Lienhard im Unglücksjahr 1490 allein 49 Pfund Pfennig. Steuerhinterziehung und Steuerflucht wurden schwer geahndet; am 19. März 1490 stellte die Obrigkeit einen der Bürger mit Weib und Kind vor die Stadt, »dwil er nit so vil verstürot als man hinder im funden haut und sich in unser statt nötten uf fluchtsami mit lip und gůt gesetzt haut«; was er versteuert hatte, liess man ihm, das verheimlichte Vermögen wurde konfisziert[1]. Die, die wegziehen wollen, »die alle söllen helffen anzalen und nachstüren so lang, untz das [was die Stadt pflichtig ist] alles zalt ist«[2]. Es zeugt für Leistungsfähigkeit und Erfüllungswillen der Stadt, dass nach wenigen Jahren die Kriegsschuld getilgt war. Die Bürger, welche beim Brand der Vorstädte zu Verlust gekommen waren, forderten und erhielten aus öffentlichen Mitteln Entschädigung.

Die schwerste Erschütterung aber brachte ein innerer Sturm, der im Frühjahr 1491 losbrach, »ain witerer jamer«, sagt Vadian[3], »und was nit gnůg, dass wir vergangens jars so vil laids und schadens erliten hattend«.

Die Ereignisse sind aus Umständen und Stimmungen der Monate nach Krieg und Friedensschluss zu verstehen, zugleich aber in einen grösseren Zusammenhang innerer Auseinandersetzungen einzuordnen[4]; von hier aus fällt wohl auch erhellendes Licht zurück auf die Vorgänge der Jahre 1489/90, insbesondere auf die Politik Varnbülers. Die achtziger Jahre hatten unter dem bestimmenden Einfluss Ulrich Varnbülers gestanden;

---

[1] Ratsprotokolle St.Gallen 1489—1496, S. 30.

[2] Desgleichen, S. 35, 20. April 1490.

[3] Deutsche Historische Schriften II, S. 369.

[4] Vgl. dazu *J. Häne*, »Der Auflauf zu St.Gallen im Jahre 1491« (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte XXVI) St.Gallen 1899.

er leitete, nicht nur in seinen Regierungsjahren als Amtsbürgermeister, sondern dauernd die Stadt, gestützt auf getreue Anhänger im kleinen Rat, aber auch, unzweifelhaft, auf seine Popularität in der Bürgerschaft. Sie wählte und bestätigte ihn und die ihm ergebenen Kollegen im Regiment; sie liess sich eine Führung gefallen, die sich persönlich und autoritär gab, sich nicht streng an Verfassungsrecht und -brauch hielt und den Einfluss der Gemeinde, wo er sich störend bemerkbar machte, zurückdrängte. Dies wurde, wie es scheint, vor allem empfunden von der Weberzunft, die im st.gallischen Gewerbebetrieb hochwichtig und zahlenmässig unzweifelhaft die stärkste Korporation innerhalb der Gemeinde war; sie zählte wenig später um 350 verheiratete Handwerksmeister, damit ein Drittel der gesamten steuerpflichtigen Stadtbürgerschaft[1]. Hier setzte anscheinend eine zünftische und in diesem Sinne demokratische Opposition gegen das Regiment Varnbülers an.

Aber die Lage in St.Gallen wurde in jenen Jahren doch vornehmlich durch die Aussenpolitik der Stadt bestimmt; diese gestaltete sich aus der wachsenden Feindschaft gegen die Abtei und drückte sich im Verhältnis zu den Eidgenossen und zur reichischen Nachbarschaft im Umkreis des Schwäbischen Bundes aus. Varnbülers Politik ist von einem persönlich gefassten st. gallischen Patriotismus aus zu verstehen; der Geschichtsschreiber Vadian, der Varnbülers Sturz erlebt und den Rückschlag gegen seine Führung erfahren hatte, spricht nur mit Achtung von ihm und verurteilt ihn mit keinem Wort. Varnbülers Offensive zielte gegen den Abt, wohl auch gegen die Eidgenossen, insofern sie — die Schirmorte — äbtische Partei waren, nicht aber gegen die Eidgenossen insgesamt. Er hatte als Feldhauptmann der Stadt St.Gallen bei Grandson gekämpft und das städtische Kontingent nach Murten geführt. Seine Stellung in der Stadt beruhte mit auf seinem eidgenössischen Ansehen. Politischen Rückhalt konnte der Lenker der st.gallischen Politik vor allem von Bern erwarten, dem mächtigsten der eidgenössischen Verbündeten der Stadt, der — neben Zug — nicht zu den Schirmorten der Abtei gehörte. Dabei aber berührte sich die st. gallische Kontroverse mit einer gegensätzlichen Gruppierung innerhalb der damaligen Eidgenossenschaft, die sich während der achtziger Jahre heranentwickelt hatte. Mit der ewigen Richtung von 1474 und

[1] Vadian, Von anfang, gelegenheit, regiment und handlung der weiterkanten frommen statt zů Sant Gallen (Deutsche Historische Schriften II, S. 422).

der Erbeinigung von 1477/78 hatten die eidgenössischen Orte insgesamt den Weg beschritten, der aus der Feindschaft gegen Habsburg zum Ausgleich, ja zur Freundschaft mit dem alten Gegner zu führen schien. Als Maximilian, der 1486 gewählte König, auf dieser Bahn weiterzuschreiten wünschte, brach unter den zehn Orten ein Richtungsgegensatz auf. Die westlichen Glieder, Bern, Freiburg, Solothurn, dazu Zürich unter Hans Waldmanns Führung, boten die Hand zu einer freundschaftlichen Vereinigung mit dem König, die die staatliche Selbständigkeit der Eidgenossen sicherte, zugleich ihre Zugehörigkeit zum Reich zu regeln trachtete. Die inneren Orte dagegen, vor allem Luzern, Schwyz, Glarus — drei von den vier Schirmorten der Abtei — widerstanden, und der Streit wurde scharf. Er spitzte sich zu, als 1488, unter Führung Kaiser Friedrichs, nicht so sehr König Maximilians, der Schwäbische Bund begründet wurde. Diese neue, wie es schien zukunftsvolle Organisation wirkte hinüber auf die Gebiete, die damals noch zwischen der Eidgenossenschaft und Süddeutschland lagen, — geographisch und politisch: Rottweil, Konstanz, St. Gallen. So traten die Parteien auseinander: Bern und seine Parteigänger standen dem König Maximilian, der habsburgischen und Reichspolitik nahe; der Schwäbische Bund blickte werbend über den See; Luzern und seine Gruppe widerstrebten, antibernisch, antihabsburgisch, antireichisch; auf diese Seite führte der Sturz Hans Waldmanns im April 1489 auch Zürich, so dass die vier Schirmorte der Abtei sich aussenpolitisch einig zusammenfanden.

Man wird kaum fehlgehen in der Annahme, dass Ulrich Varnbüler, als er aus der politischen Defensive zur Offensive überging, gegen die Abtei und ihre Schirmorte zur Entscheidung des st. gallischen Machtstreites für die Stadt, sich stützen zu können glaubte auf die eidgenössische, bernische Gegenpartei, sich anlehnen zu können hoffte an den Schwäbischen Bund und das Reich. Er rechnete, zu seinen Gunsten, auf die beiden Mächte, zwischen denen damals eine freundschaftliche politische Beziehung bestand.

Der Gang der Ereignisse spricht für die Richtigkeit dieser Auslegung. Am 17. November 1489, ein starkes Vierteljahr nach dem Klosterbruch, im Augenblick der kritischen Zuspitzung also, in einem Zeitpunkt, da Varnbülers Wille unwidersprochen galt, schlossen die Stadt und ihre Verbündeten zu St.Gallen einen Vertrag mit den sechs neutralen eidgenössischen Orten, dass diese — unter Ausschluss der vier Schirmorte —

eine Vermittlung versuchen oder, wenn nötig, den Schiedsspruch in der st. gallischen Streitsache fällen sollten. Dies lag also in Varnbülers Linie. Vierzehn Tage später, am 1. Dezember, wurde er neuerdings zum Amtsbürgermeister gewählt, und als man ihm auf dem Rathause den üblichen Trunk ausrichtete, strömten aus dem Appenzellerland und den Gotteshausgebieten die Leute bei 2000 Köpfen zusammen, um das Ereignis demonstrativ zu feiern[1]. Varnbüler stand auf der Höhe seines Ansehens, jetzt, da ein vermittelnder, günstiger Spruch der sechs Orte in Aussicht stand. Bürgerschaft und Verbündete billigten offensichtlich seine Leitung, die zu diesem Punkte geführt hatte.

Aber Ende Januar 1490 zerschlug sich diese grosse Hoffnung am energischen Widerstand der Schirmorte. Damit war Varnbülers Politik zum Misserfolg verurteilt; dies bedeutete aber auch eine Niederlage Berns in der ostschweizerischen Politik der Eidgenossen. Die bisher neutralen Orte schwenkten jetzt, zögernd zwar, in die eidgenössische Intervention ein, die die Schirmorte beschlossen und ins Werk setzten; am spätesten, erst auf den 11. Februar, zu spät, um am Kriege noch teilzunehmen, bot auch Bern sein Truppenkontingent auf[2]. Dem militärischen Druck wichen Gotteshausleute und Appenzeller: ohne zu kämpfen unterwarfen sie sich den Eidgenossen. St.Gallen stand allein, ohne Hilfe auch von der andern Seite: der Schwäbische Bund, von der Stadt im letzten Augenblick angerufen, hatte 11 000 Mann aufgeboten, die aber jenseits des Sees und des Rheins stehen blieben.

Die Stadt St.Gallen sah sich vor die Frage gestellt, ob sie allein den Kampf aufnehmen wolle, — einen ganz veränderten Kampf, nicht gegen die lokalen Gegner, sondern gegen die gesamte Eidgenossenschaft. Darüber zerbrachen in der Stadt Einigkeit und Sicherheit; zwei Parteien stellten sich gegeneinander: eine entschlossene, radikale, populäre Kriegspartei und eine Gruppe, in den Räten, die das Äusserste vermeiden wollte. Alles spricht dagegen, dass Varnbüler bei den Entschlossenen und Extremen gestanden habe. Dass er jetzt, gleich den Gotteshausleuten und Appenzel-

[1] Vadian, Grosse Chronik, Deutsche Historische Schriften II, S. 347.

[2] In Bern sprach man von Auszug gegen die Appenzeller, — nicht aber gegen St.Gallen! Am 10. Februar wurde vorgesehen, täglich ein Amt zu halten und ein Salve zu singen, um Gott zu bitten, dass er »den uszgesandten lüten in dz velld gegen den Appenntzellern glügk und heil gebenn wölle« (Staatsarchiv Bern, Kirchenwesen I, 9; Stiftsmanual I, S. 104). Ich verdanke den Hinweis Pd. Dr. Hans von Greyerz in Bern.

lern, habe nachgeben, auf Widerstand verzichten wollen, ist nicht bezeugt; der Verlauf der Dinge macht es wahrscheinlich. Schon am 8. Februar wurde er durch die kriegerisch gestimmte Bürgerschaft desavouiert; sie erzwang in erregter Gemeindeversammlung die Einsetzung eines Kriegsrates, dem Varnbüler, der Bürgermeister, bisher der erste militärische Leiter und Vertrauensmann der Stadt, nicht angehörte. Dieser Kriegsrat betrieb die energischen Vorbereitungen; die Mauern wurden verstärkt, die Vorstädte niedergebrannt, die Bäume geschlagen. Aber schliesslich fand man den Mut, eine Belagerung auszuhalten, doch nicht.

Dies war der Zusammenbruch Varnbülers: seine Aussenpolitik scheiterte in der gesamteidgenössischen Intervention, im Separatfrieden der Verbündeten u n d im Abfall seiner eigenen Stadt. Die Stadt entzog sich seiner Leitung und wurde durch eine Opposition von unten auf in eine Bahn gerissen, die er hatte vermeiden wollen. Dies erschütterte ihn auch persönlich; sein »Abtreten«, wie Vadian es nennt[1], geschah im Versagen seiner politischen und persönlichen Kraft zugleich: als er sich, wohl am 11. Februar, vor der Gemeinde zu rechtfertigen suchte, schoss ihm das Wasser in die Augen, und er verlor die Fassung[2]. Am Abend floh er aus der Stadt und begab sich zu König Maximilian, der damals nicht als Gegner der Eidgenossen schlechthin gelten konnte. Von ihm war, wenn nicht Hilfe, so doch vielleicht Vermittlung zu erhoffen.

Wie vermag man sich all dies, aus dem Innern der st. gallischen Lage heraus, zurechtzulegen? Es ist deutlich, dass sich gegen die Leitung des Bürgermeisters eine volkstümliche Opposition aufbäumte, die weiter gehen wollte als Varnbüler: bis zum Kampf gegen die Eidgenossen. Es ist möglich, dass auch Angehörige alter, durch Varnbülers Einfluss zurückgedrängter Geschlechter mit dieser Volksbewegung sympathisierten[3]. Stark

---

[1] Deutsche Historische Schriften II, S. 357.

[2] Vadian, Deutsche Historische Schriften II, 356. *Häne*, Klosterbruch, S. 146, Anm. 3 verweist auf das Zeugnis *Johannes Rütiners* (in seiner 1529—1539 verfassten lateinischen St.Gallerchronik, Ms. 78 und 79 der Stadtbibliothek St.Gallen, Copie von C. Leder, Ms. 79c und 79 d, II, 69), Varnbüler sei, als sich eine letzte Gelegenheit zum Vergleich bot, überstimmt worden. — Varnbüler berief sich später darauf, St.Galler und Appenzeller hätten vor und nach dem Klosterbruch nicht nach seinem Rat gehandelt; vgl. *P. Bütler*, Geschichte und Akten des Varnbüler-Prozesses (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte XXXIV, St.Gallen 1914), S. 8, Nr. 10 und S. 16, Nr. 23.

[3] Dass »an der Spitze der Opposition« die drei Brüder von Watt, Hug, Lienhard und Hans, gestanden (*Bütler*, Varnbüler-Prozess, S. XIV, Anm. 1), ist freilich unbewiesen und, mindestens für Lienhard und Hans, nicht einmal wahrscheinlich zu machen.

betont Vadian den Gegensatz zwischen der Obrigkeit und der Gemeinde in den entscheidenden Tagen: es war »vil zwitracht zwüschet gwalt und gmaind«, »und ouch der gwalt selbs nit ains«[1]. Die unter Waffen stehenden Bürger drängten zum Kampf gegen die eidgenössische Belagerungsarmee; die Obrigkeit, das heisst der kleine Rat, der nach Varnbülers Abgang zunächst keine Umbildung erfuhr, verbot »an lib und gůt« zu schiessen, da er gerne eingelenkt hätte[3]. Heftige Unzufriedenheit, »ain widerwil in unser gmaind«, die Nachgiebigkeit als erbärmlich und inkonsequent verwarf, zwang ihn schliesslich, den Gebrauch der Waffen zu erlauben[2]. Der Widerstand erwies sich freilich als wenig nachhaltig; doch nur mehrheitlich, gegen Widerspruch, wurde die zu St. Fiden am 15. Februar vereinbarte Kapitulation von der Bürgergemeinde angenommen.

Zum Äussersten, zum Sturm auf die Stadt, liess man es im Februar 1490 nicht kommen. Der Aufmarsch der eidgenössischen Truppen, die Verteidigungsmassnahmen der Stadt führten nicht zu ernsthaftem Kampf, sondern zu einem Vertrag. Dies entsprach der Politik des Rates. Die Volkspartei hat sich nicht durchgesetzt, weder für die auswärtige Politik, noch auch für das innere Regiment der Stadt. Wohl ist die Gesamtgemeinde in den erregten Tagen vor der Einschliessung als politische Macht hervorgetreten, und das persönliche Regime Varnbülers liess man mit seinem Träger fallen. Aber zu einer demokratischen Verfassungsänderung kam es nicht. Als am 18. Februar das verwaiste Bürgermeisteramt neu besetzt wurde, erhob man keines der beiden andern Stadthäupter, nicht den Altbürgermeister Ludwig Vogelweider, der Varnbüler ergeben gewesen zu sein scheint, aber auch nicht den Reichsvogt Heinrich Zili, den militärischen Anführer beim Klosterbruch und im St.Gallerkrieg, der Varnbüler entgegenstand und vielleicht als das Haupt der scharfen, populären Kriegspartei gelten kann[3]. Amtsbürgermeister wurde vielmehr Lienhard Merz, in nicht ganz regulärer Weise bestellt, insofern er der Gemeinde nicht durch die Zunftmeister vorgeschlagen wurde[4]. Der Wille

[1] Vadian, Deutsche Historische Schriften II, S. 360.

[2] Desgleichen, S. 357 f.

[3] *W. Ehrenzeller*, »Geschichte der Familie Zili von St.Gallen«, o. O. 1928, S. 10 ff.

[4] Vadian, Deutsche Historische Schriften II, S. 360 und »Die Chronik des Hermann Miles« (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte XXVIII, St. Gallen 1902); dort heisst es (S. 290) über die Wahl und den Gewählten: »was vor stataman gsin und wais nie fürgschlagen zů aim burgermaister, wie man tůt; er ward von ainer gmaind erwelt«.

der Wahlgemeinde sprach sich unmittelbar aus; aber der Gewählte war ein angesehener Mann, vor Jahrzehnten bereits Zunftmeister der Weber und jahrelang Mitglied des kleinen Rates, als Führer einer Hilfstruppe aus St.Gallen Mitkämpfer bei Murten, also auch den Eidgenossen nicht unbekannt. Als am 22. Februar der grosse Rat beschloss, die Gemeinde zu ersuchen, die Räte wie von alters her in der Führung des Regiments zu belassen, traf er anscheinend nicht auf Widerspruch. Allerdings wurde die am 2. März von der Gemeinde, wie es scheint, einmütig gewählte und für die Friedensverhandlungen bevollmächtigte Gesandtschaft nicht nur aus Mitgliedern beider Räte gebildet, sondern durch zwei besondere Abgeordnete der Bürgerschaft erweitert. Aber zu einer radikalen Abkehr von der bisherigen Behördenorganisation oder auch nur von den dem gestürzten Bürgermeister verbundenen Personen kam es nicht. Der wichtigste Gehilfe Varnbülers, Stadtschreiber Hans Schenkli, den die Stadt gefangengenommen hatte, wurde nach wenigen Monaten rehabilitiert und wieder in sein Amt eingesetzt. Der Reichsvogt Heinrich Zili dagegen wurde in den Weihnachtswahlen 1490, entgegen der Gewohnheit, nicht zum Amtsbürgermeister gewählt, sondern zugunsten eines langjährigen Ratsherrn übergangen.

Der Regierung war die schwierige Aufgabe gestellt, mit Abt und Eidgenossen Frieden zu schliessen, die Friedensbestimmungen sodann auszuführen und innerhalb der Bürgerschaft Verrechnungen wie die Entschädigung für Verluste beim Brand der Vorstädte vorzunehmen. Sie hat im ersten Amtsjahr viel geleistet und bemerkenswerte Erfolge erzielt. Sie ging dabei autoritär vor: Bürgermeister und Räte, — in ihnen jene bürgerliche Oberschicht, die in den Jahrzehnten zuvor wohlhabend und einflussreich geworden war. Gegen demagogische Regungen bewies sie eine starke Hand. So erhob sich nochmals die Opposition gegen sie, aus denselben Kreisen, die sich zu Anfang des Jahres geregt hatten, ohne durchstossen zu können. Dass die regierenden Männer die Bahnen Varnbülers verfolgten, war nicht richtig; die persönlich-ehrgeizige Spitze des Regiments fehlte durchaus, und nach aussen hin war die Lage ja gründlich verändert. Die Verschwörung, die sich bildete, blieb auf eine kleine Gruppe von Unzufriedenen beschränkt. Ein eigentliches politisches Programm besass sie kaum. Demokratisch in dem Sinne, dass sie die breite Masse der Bürgerschaft vertreten und gegen eine regierende Geld- und Ämteraristokratie hätte anführen können, war sie nicht.

Über die Anstifter urteilt Vadian mit bitteren Worten: Es trug sich zu, »dass etlich hitzig, rachgirig, zänkisch und unrůbsam lüt gůt sin bedunken wolt, ainen weg an die hand ze nemen, durch welchen den gwaltigen ouch ain mal in das spil gesechen wurd«[1]. Dass Ursache zu Argwohn vorhanden gewesen sei, bestreitet er nicht ausdrücklich; man warf den Regierenden unklare, unkorrekte Geschäfts- und Rechnungsführung vor. Die Klagepunkte, die die Verschwörer nach dem Scheitern des Putsches aufstellten, führten dies im einzelnen, als die zahlreichsten ihrer Beschwerden, aus; sie wandten sich ferner gegen Heimlichkeit und Parteilichkeit von Räten und Beamten; man scheint ihnen auch vorgeworfen zu haben, dass sie sich den Eidgenossen zu nachgiebig gezeigt hätten. Aber was zu klagen war, das hätte — so Vadian — nach Ordnungen und Eiden der Stadt vorgebracht, untersucht werden können. Grosser Hass trieb die törichten und frevelhaften Leute auf den Weg der Gewalt.

Der Revolutionsversuch brach kläglich in sich zusammen. Der Bürgermeister wurde benachrichtigt; verraten, schlugen die Verschworenen am Donnerstag vor der Fastnacht, dem 10. Februar 1491 los; dies war der »unsinnige Donnerstag«. Nach einem Augenblick der Verwirrung und Gefahr zeigte es sich, dass die Verschwörer keinen Anhang hatten. Ein Wort des Altbürgermeisters Merz hielt die Bürgerschaft in Pflicht und Ruhe; ein Untersuchungsausschuss wurde zwischen die Behörden und den Bund ihrer Gegner gestellt. Nach wenigen Tagen gewann die Regierung die Autorität zurück und setzte die Verschwörer in Anklage.

Die Dinge, die dem »Auflauf« vorangingen und folgten, haben Joachim von Watt nahe berührt. Sie sind aus dem Erfahrungsgrund seiner künftigen Staatsmannschaft, der in die Knabenjahre zurückreicht, nicht wegzudenken. Die Verschwörung bildete sich in dem Quartier, in dem er aufwuchs, ja in allernächster Nähe: unmittelbar bei Lienhard von Watts Haus lag Ackermanns Trinkstube[2], in der zu Anfang Januar 1491 der »Punt« gegründet wurde, und wo die Verschworenen mit ihrem Anhang sich fortan trafen. Es waren zur Hauptsache kleine Bürger, wie sie in jener Gegend wohnten, vielfach — in dieser Nachkriegszeit — belastete, verschuldete, verärgerte Leute. Lienhard von Watt gehörte nach

[1] Deutsche Historische Schriften II, S. 370.
[2] Vgl. *Häne*, Auflauf, S. 311 und S. 321.

seiner Vermögenslage und seiner sozialen Stellung nicht zu ihnen, und nichts deutet darauf hin, dass er mit der Verschwörung irgend etwas zu tun gehabt habe. Dagegen war sein Bruder Hug, im »Goldapfel« zu Hinterlauben, beteiligt, nicht als mitverschworener Teilnehmer, sondern als einer »der vornehmen Hintermänner der Verschwörung«[1]. Erst nachdem der Gewaltstreich am 10. Februar gescheitert war, trat er deutlicher hervor. Die 24 Artikel, die die Partei der Verschworenen am 13. Februar dem Untersuchungsausschuss überreichte, gingen gutenteils auf seinen Rat und Vorschlag zurück. Er muss die politischen Beschwerden also noch jetzt als berechtigt und, in einem rechtlichen Verfahren, aussichtsvoll betrachtet haben. Es ist möglich, dass er, stärker als die Unzufriedenen aus den Unterschichten, durch allgemeinere und deutlicher politische Motive bewegt worden ist. Mehrere der Klageartikel greifen in die achtziger Jahre, also in die Regierungszeit Varnbülers und seiner Anhänger zurück. Damals hatte eine frühzeitig begonnene Ämterlaufbahn Hug von Watts ihr Ende gefunden[2]; vielleicht, dass er — nicht als einziger[3] — durch die damaligen Machthaber kaltgestellt wurde, und dass sich in ihm, neben persönlicher Verstimmung, eine Abneigung der alten Geschlechter gegen die neuen Männer aussprach. Zu politischer Wirkung gelangte dies alles doch nicht mehr; Hug von Watt wurde nur eben noch in die Niederlage der Verschworenen verwickelt und vorübergehend gefangengesetzt. Der Rat gab jedoch den vornehmen Gefangenen, für den sich der in der Stadt anwesende kaiserliche Fiskal und die Eidgenossen von Zürich verwendeten, gegen Urfehde wieder frei. Eine politische Rolle hat Hug von Watt in dem Vierteljahrhundert seines künftigen Lebens nie mehr gespielt.

Die Häupter der Verschworenen aber traf die ganze Härte eines politischen Strafgerichts. Man tat den auffälligen Schritt, den kaiserlichen Kammerfiskal Dr. Heinrich Martin, der sich in Konstanz befand und die Stadt eben an die Bezahlung der von Reichs wegen nach dem Klosterbruch verhängten Busse gemahnt hatte, nach St. Gallen zu bitten. Als Reichsstadt, von Kaisern und Königen mit Rechten und Freiheiten begabt, sei

[1] *Häne,* Auflauf, S. 343.
[2] Vgl. *Näf,* Familie von Watt, S. 63.
[3] Ein ähnliches Beispiel bietet Ulrich Schwainberg, der 1491 gleichfalls in Opposition stand, und dessen Sohn Heinrich der Verschwörung angehörte (vgl. *Häne,* Auflauf, S. 313 ff).

St. Gallen in seinen Behörden durch die Aufrührer geschmäht und verachtet worden; unter den Augen eines Reichsbeamten sollte das Verbrechen gesühnt werden. Es scheint, dass dies die städtischen Behörden stärkte und entlastete, vor allem es ermöglichte, die Verschwörer aus der »Freiheit«, in die sie geflohen waren, herauszunehmen. Der Fiskal bestellte ein »unparteiisches Gericht« aus Bürgern der Stadt, das in raschem Verfahren am 19. Februar sechs Häupter des Bundes zum Tode verurteilte und ungesäumt auf dem Marktplatz hinrichten liess. Unter ihnen waren Lukas Bürer und Hans Ackermann, die unmittelbaren Nachbarn zu beiden Seiten von Joachim von Watts Elternhaus an der Schmiedgasse.

Die Ereignisse zitterten jahrelang nach. Noch war mit Schuldigen und Beteiligten abzurechnen, und wenigstens eine Angelegenheit, die die Verschworenen aufgestochen hatten, Unregelmässigkeiten, Unehrlichkeiten im obrigkeitlichen Salzverkauf, musste im Rate selbst und gegen eines seiner Mitglieder, den Zunftmeister Kaspar von Vonbül, durchgeführt werden. Dies liess neue Unruhen befürchten. Der Rat schuf eine Bürgerwehr und stellte sie bereit, wo immer Verdächtiges sich zeigte. Die Verschworenen, deren Leben man geschont hatte, wurden hart hergenommen, die am schwersten Belasteten mit Ehren- und Rechtsverlust auf Lebenszeit und Bussen bis auf hundert Pfund bestraft, die andern mit geringeren Bussen und Einstellung in ihren bürgerlichen Rechten bis zur Begnadigung durch den Rat. Alljährlich an dem Tag, da die Bürgerschaft dem Bürgermeister und den Räten den Eid leistete, wurden die Namen der Eidbrüchigen von 1491 von der Kanzel zu St. Laurenzen verlesen; erst nach dem Schwabenkrieg wurde dies eingestellt. Noch viermal brachten die Monate nach dem Auflauf das aufregende Schauspiel einer Hinrichtung, die mit den politischen Ereignissen und Parteiungen zusammenhing. Ende März wurde Kaspar von Vonbül, Mitglied des Rates, wegen Unterschlagung gehängt, weitere Exekutionen trafen Parteigänger der Aufständischen.

Länger noch, ein volles Jahrzehnt hindurch, hielt der Prozess, den Ulrich Varnbüler und seit 1496, nach seinem Tode, seine Söhne führten, die Stadt in Atem[1]. Die Varnbüler kämpften um ihre Rehabilitierung und die Rückgabe ihrer konfiszierten Güter. Die Stadt stand in dieser Auseinandersetzung nicht willensfrei; denn Verbannung und Enteignung des

[1] Vgl. *P. Bütler*, »Geschichte und Akten des Varnbüler-Prozesses« (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte XXXIV), St.Gallen 1914.

Bürgermeisters Varnbüler waren ihr im Friedensvertrag mit den vier Orten auferlegt worden. Der Prozess richtete sich gegen die Stadt, und sie wurde sein Opfer. Abermals litt St.Gallen unter der Zwischenstellung zwischen den Eidgenossen und dem Reiche, zwischen ihrer politischen Bindung und ihren wirtschaftlichen Interessen; ja, sie geriet jetzt in eine beängstigende Klemme. Ulrich Varnbüler hatte bei den Eidgenossen, namentlich bei Bern ansetzen wollen; als er nicht zum Ziel kam, rief er die Reichsjustiz an, — gegen seine Stadt, im Grunde doch gegen ihre übermächtigen Protektoren. Die rechtliche Kontroverse trat ganz zurück hinter der politischen Frage, ob die eidgenössischen Orte sich einem reichsgerichtlichen Spruche zu fügen hätten, oder wie weit sie »zugewandte« Aussenposten wie St. Gallen von der Reichsgewalt abzulösen, ihrem Schirm und Gebot zu unterstellen vermöchten. Der Varnbüler-Prozess wurde zu einem Vorspiel des Schwabenkrieges. Friedrich III. hat in Fortsetzung seiner alten antieidgenössischen Politik, Maximilian I. in Eröffnung seiner neuen Reichspolitik an der Politisierung des Prozesses Anteil; Maximilian benutzte den Handel abwechselnd als Druckmittel und als Gelegenheit zu Kompensationsofferten in seiner Schweizerpolitik. Aber es ist nicht zu übersehen, dass sowohl das königliche Kammergericht, das als Organ des Reichsoberhauptes gelten konnte, als auch das Reichskammergericht, das nach dem Wormser Reformreichstag als ein zur Hauptsache von den Kurfürsten und den übrigen Reichsständen gebildeter oberster Gerichtshof an seine Stelle trat und dem König weithin unabhängig gegenüberstand, die Klagen Varnbülers und seiner Söhne schützte und St.Gallen zur Leistung von Schadenersatz und Genugtuung verurteilte (1494 und 1496). Wäre die Stadt aussenpolitisch unabhängig gewesen, so hätte sie sich, so wie die Dinge rechtlich und politisch lagen, kaum auf die Aufrechterhaltung des Verdiktes gegen ihren flüchtigen Bürgermeister von 1490 versteift, vollends nicht nach seinem Tode; sie hätte den billigen Vergleich gesucht. Aber sie war durch den Willen der Eidgenossen gebunden, und so traf sie der Schlag: das Reichskammergericht verhängte am 15. Oktober 1496 die Reichsacht über St. Gallen. Dies musste sich für ihre Kaufmannsgüter, für den sicheren Betrieb ihres Handels im Reich und durch das Reich katastrophal auswirken. In solcher Not blieb freilich nur die Hilfe der Eidgenossen übrig. St. Gallen war in diesen Jahren Opfer der eidgenössischen Politik und wuchs doch, eben dadurch, unlösbar mit der Eidgenossenschaft zusammen. Die Orte nahmen

sich tatsächlich der Stadt, ihrer Stadt an; am 9. September 1497 erreichten sie den Vergleich mit dem Kaiser, den St. Gallen annahm: die Varnbüler erhielten ihr ganzes Besitztum zurück, wobei das Gut Weinstein bei Marbach im Rheintal für sie zurückgekauft werden musste; der Kaiser verhiess, die Exekution der Reichsacht einstellen zu lassen. Doch erst 1501 hob das Reichskammergericht sein Ächtungsurteil förmlich auf.

In diesen Vorgängen ist St.Gallen auch mit seinen eigenen Interessen, noch immer mehr gezwungen als freiwillig, eidgenössisch geworden. Aber es ist doch nicht zu verkennen, dass eine ältere Linie eidgenössischer Politik in der Stadt jetzt aufgenommen werden konnte, dass auch innere Berührungspunkte vorhanden waren. Dass 1492 ein eidgenössischer Bote der Stadt, die man zwei Jahre zuvor mit 14 000 Gulden Kriegslasten belegt hatte, die Summe von etwas über 42 Gulden als Anteil St. Gallens am Verkauf einiger Kostbarkeiten aus der Beute von Grandson — des grossen Diamanten vor allem — überbrachte, wirkt wie ein Handschlag der Versöhnung: die Stadt, von den Eidgenossen bekriegt, besiegt, verurteilt, hört doch nicht auf, als Bundesgenossin dieser selben Eidgenossen zu gelten. Sie hatte, vor 16 Jahren, mitgekämpft, und dies war unvergessen geblieben. Ihr gebührte Anteil am materiellen Kriegsgewinn, schliesslich doch auch an der politischen Grösse und Stärke des Bundes, dem sie angegliedert war. dem sie 1490 und neuerdings 1492 Treue schwur. Dass dieser materielle Anteil noch bei weitem kein Hundertstel der verteilten Summe ausmachte, entsprach der Stärke des städtischen Mannschaftsaufgebotes im Zug nach Grandson, — ein Ausmass an Verdienst und Belohnung, das gewiss zur Bescheidenheit mahnte. Aber immerhin: es gab für St. Gallen nicht nur eidgenössische Lasten, sondern auch eidgenössischen Gewinn.

Diese Verbundenheit hat der Schwabenkrieg bestätigt, und ohne Zweifel gehört auch er mit seinem Stimmungsgehalt zur Erlebniswelt des jungen, nunmehr fünfzehnjährigen Joachim von Watt. Der st. gallische Gegensatz, der ohnehin ruhen musste, verblasste, ohne zu verschwinden; aussenpolitisch war nach dem, was man vor zehn Jahren erlebt hatte, nur die Stellung im Gefolge der Eidgenossenschaft und jetzt als einer ihrer östlichen Vorposten möglich; militärisch stand die Stadt an der Seite des Abtes und der Verbündeten und gewann Teil an gemeinsamen Siegen; was es bedeutete, dem Reichskammergericht nicht unterstellt zu sein, hatte die Stadt eben jetzt am eigenen Leibe erfahren. Indem man den Gegner von Rhein und Bodenseeufer fern hielt, seit eben dort, auf Grund des

Friedensschlusses, das Reich mit seinen neuen Ansprüchen Halt machen musste, ist eine Grenze entstanden, für die Eidgenossenschaft und für St.Gallen damit. Noch brauchte sie für friedliche Zeiten und für friedliche Beziehungen keine Schranke zu bedeuten. Politisch aber hatte sich St.Gallen an die Eidgenossenschaft angelehnt, — wie man sich anzulehnen pflegt: mit dem Rücken. Dies entschied für die Zukunft.

In allem Getriebe dieser Jahre hat Joachim von Watt noch keine persönliche Stelle; er ist geschichtlich noch nicht sichtbar geworden, — ein Sechzehnjähriger erst, als das Jahrhundert zu Ende gegangen war. So hatte er an den Ereignissen keinen Anteil, und wie sie auf ihn wirkten, erfahren wir nicht; seine Chronik selbst verschweigt eigenes Erleben, es wäre denn, dass in der Unmittelbarkeit seiner Erzählung die Beobachtungs- und Erlebnisnähe zu den Vorgängen seiner Knabenzeit spürbar würde. Der Historiker kann den Gegenstand seiner Biographie noch kaum fassen; er muss sich darauf beschränken, die Umwelt zu schildern, in die Joachim von Watt mit der ganzen Generation künftiger Bürger von St. Gallen hineingestellt war. Wie aus diesem Kreis von Altersgenossen, den die Mauern und das Schicksal der Stadt St. Gallen zu Ende des 15. Jahrhunderts umfingen, der eine überragende Mann Vadian hervorging, das deutet Kessler bereits an: der Knabe, der Jüngling wuchs über sich hinaus und schien bereits nach höheren Zielen zu streben[1]. Aber erst allmählich wird dies zu sehen und zu verstehen sein.

[1] Vita Vadiani (Kessler, Sabbata, S. 602).

Drittes Kapitel

Die humanistische Laufbahn



Lateinschüler in St. Gallen

Die ersten Strahlen des Lichtes, das Joachim von Watt allmählich vom Hintergrunde seiner Stadt und seiner Familie abhebt, fallen auf seine Schulzeit in St.Gallen und zünden, noch ehe seine körperliche Silhouette erkennbar wird, in innere Bezirke seiner geistigen Anlage und Entwicklung. Der spätere Gelehrte und Lehrer hat gelegentlich auf die Anfänge seiner wissenschaftlichen Bildung zurückgeblickt; ehemalige Schulkameraden erinnerten den Berühmten nachmals etwa an gemeinsame Jahre auf der Schulbank. Hier kann, von innen heraus, Vadians Biographie ihren Anfang nehmen.

Die alte innere Schule des Klosters war unter Abt Egloff Blarer (1426—1442) als Internat im Stifte erneuert worden; ihr Unterricht galt, bei sehr beschränkter Schülerzahl, der Ausbildung von Geistlichen. Daneben hatte die Stadt um die Mitte des 14. Jahrhunderts eine Lateinschule für Laienschüler ins Leben gerufen, die in gewissem Sinne an die Stelle der einstigen äusseren Schule des Klosters trat[1]. Wie die Gründung städtischer Spitäler, war die Schaffung eigener Schulen überall Ausdruck städtischer Selbständigkeit und Regsamkeit; so auch in St.Gallen. Aber das Schulwesen verblieb doch allenthalben in enger Verbindung mit dem kirchlichen Leben. In den st. gallischen Verhältnissen musste dies, als fruchtbare Wechselwirkung wie als Spannung, besonders fühlbar werden. Auf Grund eines Vertrages zwischen Stift und Stadt diente die Lateinschule b e i d e n St.Gallen, ein Beispiel der alle politischen Zwistigkeiten

[1] Über das st. gallische Schulwesen orientiert umfassend *P. Staerkle*, Beiträge zur spätmittelalterlichen Bildungsgeschichte St. Gallens (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte XL), St.Gallen 1939. Das Allgemeingültige im Typus der Lateinschule charakterisiert *O. Scheel*, Martin Luther. Vom Katholizismus zur Reformation, 1. Band: Auf der Schule und Universität, Tübingen 1916 (3. Aufl. 1921), S. 32 ff.

überdauernden Lebensgemeinschaft von St.Gallen-Stadt und St.Gallen-Kloster. Abt Ulrich Rösch hatte die ehemalige St. Michaelskapelle über dem Helmhause für die Bedürfnisse der Schule eingerichtet[1]; die Schulstube lag also Joachim von Watts Elternhaus nahe, nicht aber auf städtischem Gebiet, sondern im Stiftsbezirk. Das Kloster beherbergte die Schule; aber der städtische Rat setzte den Schulmeister, der meist Laie und seit 1460 immer ein Stadtbürger war.

Dass die Lateinschule als Stadtschule zu gelten hatte und nicht mehr Klosterschule war, ergibt sich aus dieser Ordnung der Dinge[2]. Aber der Zusammenhang mit dem Stift blieb doch keineswegs bloss räumlich erhalten: der Schulmeister war verpflichtet, den Chorgesang zu pflegen und mit seinen Schülern beim Gottesdienst im Chor des Münsters mitzuwirken. Diese Aufgabe wurde ihm ausdrücklich überbunden: er soll die Schüler lehren singen und lesen »frömbd und haimsch«, das heisst lateinisch und deutsch. Die Stadt scheint diese Verpflichtung, mindestens im allmählichen Fortgang der Entwicklung, als Last empfunden zu haben, wohl weniger wegen des Aufwandes an Zeit und Arbeit, die sie mit sich brachte, als wegen des Einflusses, den das Stift damit auf Schule und Schüler übte. Im Zusammenhang mit dem Streit um St. Laurenzen[3] machte die Stadt zu Anfang des 16. Jahrhunderts den Versuch, eine besondere, völlig losgelöste Schule bei St. Laurenzen zu errichten. 1506 erwarb sie ein päpstliches Privileg, das sie hiezu berechtigte. Aber sie stiess auf den entschiedenen Widerspruch des Abtes, der durch dieses Vorhaben die bisherige Schule und seine Rechte an ihr gefährdet sah[4], und in dem allgemeinen Vergleich von 1509, der den kirchenpolitischen Streit dieser Jahre abschloss, wurde die Beibehaltung des bisherigen Zustandes verfügt.

Von Lehrgegenständen und Lehrplan der st. gallischen Lateinschule ist wenig überliefert; man kann jedoch, da verhältnismässig weitgehende

---

[1] Vgl. Die Baudenkmäler der Stadt St. Gallen, bearbeitet von *A. Hardegger*, *S. Schlatter* und *T. Schiess*, St.Gallen 1922, S. 102. Vadian sagt (Kleine Chronik, Deutsche Historische Schriften II, 377), »die gemein schůl ... liess er [Abt Ulrich Rösch] in das gemeur S. Michels capel näbend den alten schůlturn verendern und ein gross stuben machen, darin die jugend zů gsang und anderm gelert ward«.

[2] *Melchior Goldast* (Rerum alamannicarum scriptores, Frankfurt 1606, T. III, fol. 1) bezeichnet sie unzutreffend als die äussere Schule des Klosters. (Über Vadian: »Prima studiorum suorum fundamenta iecit S. Galli in monasterii schola exteriori«.)

[3] Vgl. 2. Band, 7. Kapitel.

[4] Vgl. *Staerkle*, Bildungsgeschichte St.Gallens, S. 39 f.

Verwandtschaft unter den Schulanstalten dieses Typus bestand, aus anderwärts Bekanntem auf St.Gallen schliessen[1]. Aufgabe der städtischen Lateinschulen war in einliniger Absicht die Hinleitung zur Universität, nicht die Vermittlung allgemeiner Bildung, nicht die Vorbereitung auf einen praktischen Beruf, wenn auch etwa ein Lateinschüler ohne weitere Ausbildung für untergeordnete Funktionen im Kirchendienst brauchbar sein mochte. Während der neunziger Jahre, da Vadian die Schule seiner Vaterstadt besuchte, gingen um fünfzig junge Leute, von denen angenommen werden kann, dass sie St.Galler Schüler waren, an die Universitäten ab[2]. Die Universität aber schloss all ihre Lehre und Weisheit in die Ausdrucksform der lateinischen Sprache ein. Dass der Student der artistischen Fakultät ihrer mächtig sei, war die unerlässliche, zugleich aber auch die einzige Voraussetzung, die sie, in bezug auf seine Vorbildung, machte. Dieser Forderung der Universität hatte die »Trivialschule« zu genügen; von den überlieferten Fächern des Trivium, das der Lateinschule nur eben noch den Namen gab, dominierte die Grammatik. Es galt, Latein zu lehren und zu lernen; daran mochte sich anderes, ohne dass es im Lehrplan ausgeschieden zu sein brauchte, anschliessen. An lateinischen Vokabeln lernte der Knabe, der diesen Weg geleitet wurde, lesen und schreiben. Formenlehre und Syntax wurden sodann nach Lehrbüchern von verwunderlich langer und allgemeiner Geltung durchexerziert: nach der antiken, einigermassen angepassten Grammatik des Donatus und nach dem mittelalterlichen Doctrinale des Alexander de Villa Dei.

Zur Sprachlehre gesellte sich die Pflege der Musik, — Übung des Singens nicht nur, sondern Einführung in Text und Sinn der kirchlichen Liturgie. Dies konnte zu Religionsunterricht in weiterem Sinne hinführen, wie denn auch der Sprachunterricht sich zu mannigfacher Belehrung und zu formaler Bildung des Schülers ausweiten liess.

Der Rahmen war gesteckt; unbedingt starr blieb er nicht. Lateinschulen grösserer Städte begannen ihn zu dehnen. Nicht ihn zu sprengen, aber frisches Leben an Stelle alter Routine zur Geltung zu bringen, war

[1] Vgl. *C. Müller,* Geschichte des aargauischen Schulwesens vor der Glaubenstrennung (Diss. Freiburg i. Ue.), Aarau 1917; *F. Blanke,* Der junge Bullinger (Zwingli-Bücherei 22), Zürich 1942.

[2] Vgl. *Staerkle,* Bildungsgeschichte St. Gallens, besonders S. 27 ff und das dort S. 167 ff aufgestellte Verzeichnis der St. Galler Studenten an auswärtigen Hochschulen ca. 1200—1530.

das Ziel einer Schulreform, die allmählich in Gang kam, humanistisch in dem Sinne, dass sie zur Lektüre der Texte, zum Verständnis der Schriftsteller hindrängte. Was die einzelne Schule zu leisten vermochte, hing wesentlich von der Persönlichkeit des Schulmeisters ab. Die Behörden der Städte aber liessen es sich angelegen sein, für ihre Schulen gebildete, selbst gelehrte Männer zu gewinnen.

Nichts deutet darauf hin, dass die Lateinschule zu St. Gallen von diesem Schema abgewichen sei. Vom allgemeinen her wird sich also eine Vorstellung von Vadians erster Schulbildung gewinnen lassen. Immerhin vermögen wir einige individuelle Züge in das Bild zu setzen.

Schulmeister war in Vadians Knabenjahren Hans Schürpf, aus alter Bürger- und Ratsherrenfamilie der Stadt[1]. Er hatte in Tübingen studiert und sich dort 1477 den akademischen Grad eines Magister artium erworben. Seit spätestens 1481 versah Meister Schürpf die Schule seiner Vaterstadt. 1494 nahm er, nach langem Schuldienst, Urlaub, um zu Basel Medizin zu studieren. In St.Gallen vertrat ihn ein Stadtfremder, Meister Simon aus Augsburg[1], nicht ungelehrt, aber von massloser Strenge. Bei ihm lernte Joachim von Watt, wie Johannes Kessler in seiner Vita Vadiani bezeugt[2], die Elemente der Wissenschaft, das heisst die grammatischen Grundlagen seiner Lateinkenntnis. Um 1499 kehrte Schürpf, nachdem er in Basel neben seinem Medizinstudium auch gelehrt und eine Burse geleitet hatte, als Doktor der Medizin nach St.Gallen zurück und nahm hier sein Lehramt wieder auf. Vadian ist Schüler dieses bedeutenden Mannes gewesen, dessen Bildung jetzt weit über den Umkreis eines blossen Lateinlehrers hinausreichte. 1526 nimmt Johannes Comander, Prediger an der St. Martinskirche in Chur, Bezug auf seinen einstigen Umgang mit Vadian, als sie unter Magister Simon vor etwa dreissig Jahren den ersten Unterricht genossen und erlitten, während ungleiche Studien sie später weit auseinander führten[3]. Und 1542 erinnert Kaspar Korn aus St.Gallen,

---

[1] Vgl. *Staerkle*, Bildungsgeschichte St. Gallens, S. 44 und Studentenverzeichnis Nr. 243.

[2] Joh. Kessler, Vita Vadiani (Johannes Kesslers Sabbata mit kleineren Schriften und Briefen, unter Mitwirkung von *E. Egli* und *R. Schoch* hsg. vom Historischen Verein des Kantons St.Gallen, St.Gallen 1902, S. 601 f).

[3] Die Vadianische Briefsammlung der Stadtbibliothek St.Gallen, hsg. von *E. Arbenz*, Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte XXIV bis XXXa in 7 Teilen, St.Gallen 1890—1913; IV, Nr. 468.

jetzt Spitalmeister zu Nürnberg, Vadian daran, dass sie beide zur Zeit Doktor Schürpfs in St.Gallen miteinander zur Schule gegangen seien[1].

In den Jahren, die dem Beginn seiner Universitätsstudien unmittelbar vorangingen, war Joachim von Watt also Schüler eines Magister artium, der in vorgerücktem Alter noch Medizin studiert und den medizinischen Doktortitel erworben hatte. Dies mag nicht ohne Einfluss auf ihn geblieben sein. Er selbst belegt, wo er von seinem eigenen Medizinstudium spricht[2], dass er seit früher Jugend, gewiss also schon in seiner St.Galler Schulzeit, eine besondere Vorliebe für die Naturwissenschaften gehabt, diese aber nirgends besser gepflegt gefunden habe als bei gebildeten Medizinern. Vor seiner Erinnerung steht hier unzweifelhaft die Gestalt Doktor Hans Schürpfs; dieser wird, wie man annehmen darf, den Knaben seiner Lateinklassen naturwissenschaftliche Anregungen vermittelt haben, und sein begabtester Schüler, Joachim von Watt, war dafür empfänglich.

Gleichwohl hat sich Vadian über die St. Galler Schule im ganzen nachmals recht bitter ausgesprochen[3]. Wenn er über die Nöte und Schläge klagt, die er erlitten, so mag er an Meister Simon denken; seine Kritik aber trifft darüber hinaus, in der Gegenüberstellung der »Barbaries«, die er ablehnte, in die man ihn habe hineinzwingen wollen, und der wahren Wissenschaft, die man ihm bis in sein siebzehntes Jahr vorenthalten habe, Lehrziel und Methode der Schule. Sie waren scholastisch; ihnen gilt der Kampf der Humanisten für die neue Bildung. Vadians Urteil von 1518 trifft sie nicht nur als Mängel der eigenen heimischen Schule, die er selbst empfunden hatte, sondern als das falsche, barbarische, der humanitas entgegenstehende Prinzip.

Zum Unterricht in der öffentlichen Schule trat die Erziehung im Elternhause. Johannes Kessler rühmt die vorbildliche Lebensführung bei-

---

[1] Vadianische Briefsammlung VI, Nr. 1260.

[2] De Poetica et carminis ratione (1518), Tit. XXI (»... rerum ad naturam pertinentium studiis ab ineunte ętate oblectatus, nusquam ea uberius quam apud medicos eruditos tractari tandem animadverti ...«).

[3] De Poetica, Tit. XXIIII (»Liberet hoc loco deflere me pueritiae meę sub tam insulso hominum genere tot ęrumnas, tot inflictas ob reiectam barbariem plagas, quam didicisse usque in decimum septimum ętatis meę annum summę doctrinę loco fuit«). Da Dr. Hans Schürpf vermutlich um 1500 die St. Galler Schule wieder übernahm, ist damit zu rechnen, dass Vadians Kritik nur den Unterricht Meister Simons betrifft, und dass durch Schürpfs Einfluss seine letzte Schulzeit in St. Gallen, 1500/1501, bereits die Wendung zu den wahren, humanistischen Studien brachte oder vorbereitete. Sein 17.Jahr trat Vadian Ende 1500 an.

der Eltern, das Verständnis des Vaters Lienhard für die Wissenschaften, die Förderung, die er der Entwicklung seines ältesten Sohnes angedeihen liess, als er dessen hohe Fähigkeiten erkannt hatte[1]. Spürbaren Einfluss auf Geistesrichtung und Geistesbildung des Knaben übte sodann wohl vor allem Hermann Miles, wenngleich die Dürftigkeit der Überlieferung diese für den jungen Vadian offensichtlich bedeutsame Beziehung mehr nur erschliessen als im einzelnen erweisen lässt. Hermann Miles war der Familie von Watt verwandt und nahe verbunden[2]. 1463 geboren, hatte er um 1480 in Wien studiert und war dort Magister artium geworden; seit 1484 amtete er in St.Gallen als Propst zu St. Mangen[3]. Er hat Vadians wissenschaftliche Ausbildung vielleicht als Lehrer gefördert, jedenfalls als Anreger und mahnender Mentor begleitet. Er hat ihn früh auf geschichtliche und geographische Forschungen hingewiesen: über den Priester Willimar und seinen Diakon Hiltibold, die Gallus in Arbon aufgenommen hatten, über die Heilige Wiborada, die in ihrer Zelle bei St. Mangen den Märtyrertod gestorben war, über Magnoald und Theodor, die st. gallischen Glaubensboten[4], — über den Bodensee[5]. Auf die Heimat, das Land und seine Geschichte, will er Vadians Eifer lenken, auf die Familie seinen Sinn; dass dieser den Namen seines Geschlechtes durch den Humanistennamen Vadianus ersetzt habe, macht er ihm später zum Vorwurf[6]. Vadians Aufstieg in Wien ehrt Vaterland und Familie, erfreut ihn, Hermann Miles, besonders; den zum Rektorat Erhobenen nennt er an Würde seinen Vater, dem Alter nach seinen Sohn, in der Liebe seinen Bruder[7]. Hermann Miles verdanken wir auch eine erste Charakterisierung

[1] Vita Vadiani, Sabbata, S. 602.

[2] Er war ein mehr als zwanzig Jahre älterer Vetter zweiten Grades Joachim von Watts; ihr gemeinsamer Urgrossvater war Hug (I.) von Watt (vgl. *W. Näf,* Die Familie von Watt. Geschichte eines st. gallischen Bürgergeschlechtes, Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte XXXVII, 2, St.Gallen 1936, S. 28 und Anm. 3).

[3] Vgl. *Staerkle,* Bildungsgeschichte St.Gallens, Studentenverzeichnis, Nr. 274.

[4] Hermann Miles an Vadian, St.Gallen, 11. Juli 1512 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 15).

[5] Epistel Vadians an Rudolf Agricola (1515), gedruckt Wien 1515, S. 129 v (»Habes lector ...«; vgl. *M. Denis,* Wiens Buchdruckergeschicht bis 1560, Wien 1782, Nr. 131), Vadians Scholien zu Pomponius Mela (1518) beigegeben.

[6] Vgl. Vadian an Herm. Miles, Wien, 5. Jan. 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 17).

[7] Herm. Miles an Vadian, St.Gallen, 16. Dez. 1516 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 85).

Vadians: ein Geist, der sich an den musischen Künsten, am Umgang mit heiteren, sorgenfreien Menschen freut, während Miles selbst schweren Gemütes sei[1]. Vadian hat sich dem väterlichen Freunde zeitlebens herzlich verbunden gefühlt.

Von den nahen Verwandten scheint Onkel Hans von Watt die Laufbahn seines Neffen mit besonderer Anteilnahme verfolgt zu haben[2]. Als weitreisender, grosser und reicher Kaufmann vertrat er um 1500 die Wattsche Familientradition im Stile seines Grossvaters Hug; an der Spitze einer neuen, im Osthandel tätigen Gesellschaft stehend, war er durch Kaufmannsreisen nach Posen und Krakau mit den östlichen Ländern wohl vertraut. Ihm lag der würdige Fortgang der Familie, keineswegs bloss im ökonomischen Sinne, vor allem am Herzen; er hat dem Neffen, als sein Ruhm wuchs, in einem noch vorhandenen Briefe von 1513[3] gratuliert, ihn zur Demut ermahnt und den Hoffnungen, die er auf ihn und seinen jungen Bruder Melchior setzte, Ausdruck gegeben: gelehrt und fromm, — beides lasse sich sehr wohl miteinander verbinden. Ihm stand Vadian besonders nahe; er rühmt seine Treue und Freigebigkeit; sein Tod im Jahre 1516 berührte ihn tief.

Scholar in Wien

Im Alter von 17 Jahren zog Joachim von Watt als Scholar an die Universität Wien.

Er stand damals um etwa zwei Jahre über dem Durchschnittsalter des angehenden Studenten seiner Zeit[4]. Was ihn so lange in St.Gallen zu-

[1] Herm. Miles an Vadian, St.Gallen, 11. Juli 1512 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 15).

[2] *Näf,* Familie von Watt, S. 64 ff und *H. Ammann,* Die Diesbach-Watt-Gesellschaft. Ein Beitrag zur Handelsgeschichte des 15. Jahrhunderts (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte XXXVII, 1, St. Gallen 1928), S. 118 ff samt den dort aufgeführten Nachweisen.

[3] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 27 (vom Herausgeber hier fälschlich — in Band VII berichtigt — Hug von Watt zugeschrieben).

[4] Kessler vermerkt zweimal, also mit einem gewissen Nachdruck, Vadian sei damals bereits ein Jüngling, das heisst kein Knabe mehr gewesen; für die letzte Zeit in St.Gallen: »iam prope adolescens«; beim Abgang nach Wien: »parens ... misit ... filium iam adolescentem Viennam ...«.

rückhielt, wissen wir nicht. Seine Bildung war über den Reifegrad des Lateinschülers hinausgediehen; sein Geist strebte weiter und höher hinauf[1]. Ihn lockte schon der musische Reiz der Dichtung, er ahnte schon die Wunder der Natur und empfand den Wunsch, sie forschend zu ergründen. Beides hat er im Rückblick auf seine Knabenjahre wiederholt, wenn auch nur andeutungsweise bezeugt[2]. Sein siebzehntes Jahr empfand er später als entscheidend; es tat ihm das Tor zum wahren Studium auf. Er war bereit, an der von verschiedenen und gegensätzlichen Bildungstendenzen bewegten Universität sofort den Weg zu wählen, den er gehen wollte.

In diesem Zeitpunkt war die deutsche Universität weniger als zuvor und hernach Berufsschule; mehr als jemals war sie eben jetzt die Stätte, an der sich die letzte grosse Auseinandersetzung im deutschen Geistesleben vor der Reformation entschied. Sie war nach Ursprung und Tradition, nach Wesen und Zielsetzung scholastisch. Sie diente höherer Bildung des Priesters, des kanonischen Juristen, des theologischen Philosophen. Sie war geistliche Korporation, auch da, wo ein fürstlicher Landesherr sie gegründet hatte und förderte. Sie führte zum geistlichen Amt und zu kirchlichen Pfründen hin. Sie lenkte den Studiengang durch die vorbereitende artistische zur krönenden theologischen Fakultät. Sie band sich geistig an christliche Offenbarung und kirchliches Dogma. Sie hatte darauf verzichtet, das zentrale Problem scholastischen Denkens, wie Göttliches und Irdisches, Glauben und Wissen zu verbinden und zu versöhnen seien, zu lösen; sie liess Glauben und Dogma triumphieren und erzog nicht zum Wissen des Wissbaren, sondern zur disziplinierten Fähigkeit des Intellekts, das Gesetzte und zu Glaubende mit logischen Gründen und paraten Zeugnissen evident und unangreifbar zu machen. Dies durchzusetzen und als wissenschaftliche Orthodoxie festzusetzen, gelang derjenigen scholastischen Geistesrichtung, die man Via moderna nannte.

Aber das 15. Jahrhundert, das letzte der scholastischen Jahrhunderte, liess diese Dinge nicht ruhen. Gegen die herrschende Via moderna wandte sich die Via antiqua, die Richtung der scholastischen Realisten. Ein Re-

[1] »studiis, quae tunc exercebantur, post se relictis ad graviora animus iam prope adolescentis aspirare videbatur« (Vita Vadiani; Kessler, Sabbata, S. 602).

[2] Vadian an Herm. Miles, Wien, 5. Jan. 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 17); De Poetica, Tit. XXI.

formversuch innerhalb der Scholastik; ein Einbruch in die festgefahrene Routine, ein Wiederaufgreifen der alten scholastischen Problematik, ein Trieb zum religiös und philosophisch Wesentlicheren, mit lebhafterer Teilnahme, mit mehr Frische. Aber ein Weg zurück, kein Weg, der aus der Scholastik hinausgeführt hätte. Der Kampf der beiden Richtungen entbrannte an den Universitäten, zwischen den Universitäten. Er setzte sich, ohne Lösungen, fort vom 15. zum 16. Jahrhundert, eine geistige Unruhe aus geistiger Unbefriedigtheit.

Mitten im Kampf der beiden Wege, der unverkennbar ein Kampf der Ausweglosigkeit war, wurde das Universitätsleben vom Humanismus berührt. Eine Berührung von aussen her. Der Humanismus ist nicht an den Universitäten gewachsen, ist keineswegs etwa aus der Via antiqua hervorgegangen oder von ihr abgezweigt, wenn auch die Humanisten mit den Realisten Berührungspunkte hatten oder gewannen und anfangs nur ihren Gegnern, den scholastischen Nominalisten der Via moderna, unbedingt feindlich entgegenstanden. Der Humanismus ist seinem Ursprung nach keine akademische Richtung. Seine Wurzeln haften breit und tief in Schichten, die der mittelalterliche Geist bisher hatte brachliegen lassen, und diese werden nicht nur die wissenschaftlichen Studien mit neuen Säften nähren, sondern auf viel weiterem geistigen Felde Keime zur Entfaltung bringen, die einen ungeahnten kulturellen Ernteertrag verhiessen. Humanismus ist später geistiger Ausdruck einer umfassenden Bewegung von breiter Strömung. Wie er von Italien angeregt, in Deutschland übernommen und weitergeführt wird, bedeutet er wissenschaftliche Fassung und literarische Formung neuer Lebenskräfte, die längst erwacht vom Politischen und vom Wirtschaftlichen her Staat und Gesellschaft verwandelt haben. Denn in mächtig aufsteigender Fortschrittskurve hat das 15. Jahrhundert alles Frühere, alles »Mittelalterliche« hinter sich gelassen. Ein neues Lebensgefühl ergreift das Religiöse, in der Mystik etwa, in der neuen Frömmigkeit, der Devotio moderna; er lebt aber auch in der Stadt, die ihr Recht und ihre Verwaltung aufbaut, nach Wohlstand zielt, erzieherisch eingreift, den Willen zur Freiheit geltend macht, — im Bürger, der alle Kräfte regt, im Kaufmann, der weithin denkt und handelt und seinen Reichtum nutzt, um sein Leben auszugestalten, es äusserlich zu schmücken, es innerlich zu verfeinern. Humanismus ist die geistige Blüte, die jetzt möglich wird: ein anderer Geschmack, ein anderer Lebensstil, höhere, fernere Ziele der Forschung, befreite Methode, geläu-

terter, stilisierter literarischer Ausdruck. Er entfaltet sich aus der Kraft der gesteigerten Lebensintensität; er tritt aus den beschränkten Bereichen wissenschaftlich-literarischer Geltung ins allgemeine Kulturleben der Nation hinaus mit e i n e m Gedanken, dem grössten, den er zu bringen berufen war: dem Gedanken der Bildung. Er schöpft ihn aus dem optimistischen Glauben an Bildungsfähigkeit und Bildungsrecht des Menschen; er formt ihn aus dem Trieb, was immer der Erkenntnis und dem geistigen Genusse dient, heranzuholen und zugänglich zu machen, rein und unbefangen aufzunehmen, was das geistige Erbe in seinem ganzen Reichtum ausmacht, nicht nur einen Kanon anerkannter Schriften, sondern alles, was Christen und Heiden geschaffen haben; er wagt es daneben und danach, zu sehen, was vor Augen ist, die bunte Welt, die durch die Sinne eingeht; er wagt es in der Zuversicht, dass sein Lesen und Forschen und Erleben ihm das Schöne im Wahren, das Wahre im Schönen enthülle, dass es ihn erst recht zum Göttlichen hinleiten werde.

An diesem Punkte berührte der Humanismus die Universität. Wen der neue Geist begeistert, der ist seinem Wesen nach Professor: er will bekennen, belehren, verkündigen. Er braucht den Kreis, der ihm zuhört, die Schüler, die er bilden kann; er sucht den Gegner auf, der ein falsches Prinzip verficht, um ihn, den Unzeitgemässen, Unbewegten, zu überwinden. Beides findet er an der Universität; seit der Mitte des 15. Jahrhunderts drängt der Humanismus zur Universität. Er erhebt eine unerhörte Forderung: zu forschen, um zu wissen. Das steht revolutionär den bisherigen Devisen entgegen: ich glaube, auf dass ich wisse; ich muss wissen, auf dass ich glaube. Das Bekannte und Anerkannte, das seit langem Zugerüstete und Ausgepresste, das dogmatisch Kanalisierte genügt diesem Wissensdurst nicht mehr. Ad fontes heisst nicht nur: zu den r e i n e n Quellen, sondern auch: zu a l l e n Quellen. Die Lust am Unerforschten bricht die Schatzkammern des Geistes auf, wie sie — andererseits, aber gleichzeitig — Kontinente aus den Meeren hebt. Die Lektüre weitet sich; es soll mehr und anders gelesen werden: w i e die Alten geschrieben, und w a s sie geschrieben, — dies zu erkennen wird Forschungsziel einer autonomen artistischen Fakultät, wenn sie sich aus scholastischer Dienerrolle befreit und sich der wahren Wissenschaft, den bonae litterae, zuwendet. Der Blick geht frei, ins Buch und über das Buch hinaus, zum Himmel und zur Erde. Er erkennt neue Gegenstände, die ihn locken, die ihm zugänglich werden, das weltliche Recht, die Geschichte,

die Geographie, die Astronomie, die Mathematik: das Menschliche und das Übermenschliche, das Natürliche und das Wunderbare, — überall ist Schönheit und Wahrheit, überall ist Gott. Darauf ziele die Bildung, dem öffne sich die Universität!

Solcher Anspruch musste Kampf bedeuten, und er setzte ein. Aber er wurde nicht einfach in akademischer Palaestra zwischen Humanisten und Scholastikern als akademischen Gegnern ausgefochten. Der humanistische Ruf weckte vielmehr ein doppeltes Echo. Der Vorstoss aus neugewonnenen geistigen Stellungen heraus fand an den Universitäten und im Kampf um die Universitäten zwei Bundesgenossen, die von keiner Theorie ausgingen, Lebensmächte, die herangewachsen waren und jetzt an die Universitäten als Bildungsanstalten ihre Forderungen stellten: Staat und Bürgertum der Städte. Der Landesherr, in erwachendem Staatsbewusstsein, nahm seine Landesuniversität für sich in Anspruch; der spätmittelalterliche Kampf zwischen Kirche und Staat findet auch hier seinen Schauplatz und seine Gegenstände. Für Rechtspflege, Verwaltung, Diplomatie begehrte jetzt der Hof sprachgewandte Oratoren, historisch gebildete Kanzleibeamte, geschulte Juristen; das Studium generale soll sie ihm heranziehen. Der Staat will sich der Universität bedienen; er sieht in ihr gleichzeitig einen Ausdruck seiner modernen Aktivität. Damit wendet er sich gegen das Alte: gegen das Bildungsziel der Scholastik, gegen den Bildungsdominat der Kirche; scholastische Methode ist kein zweckmässiges Bildungsmittel mehr, Kirchendienst ist nicht mehr einzige Laufbahn des studierten Mannes. Zugleich aber hatte das Bürgertum der Städte in wirtschaftlicher Prosperität und geistiger Regsamkeit denjenigen Punkt seiner Entwicklung erreicht, wo es nach den Bildungsgütern verlangte, — um der Bildung willen und gleichzeitig, zurückbezogen auf das praktische Leben, in dem es blühend stand, um des Nutzens willen, den Wissen und Bildung für die vielfältig entwickelte städtische Tätigkeit verhiessen. Was aber sollten dieser Bildungsschicht, die das Mittelalter überwand, scholastische Theologie und Philosophie bedeuten? Sie begehrte das Wissen, das der Zeit zugänglich war, in seiner irdischen Weite, im modernen Geschmack.

Dieses Zusammentreffen des literarisch-wissenschaftlichen Humanismus mit den Bedürfnissen, die der Staat in seiner Politik, das Bürgertum in seinem kulturellen Bewusstsein anmeldete, ergab erst die Macht der neuen Bewegung.

Diese Begegnungen und Gegensätze kennzeichnen einen Krisenpunkt der deutschen Bildungskurve. Er war um 1500 erreicht, — eben jetzt, da Joachim von Watt den Schritt tat, der für seine persönliche Entwicklung entscheidend wurde: von der Lateinschule, die noch in den Bahnen älterer Tradition weiterlief, zu der von regen Winden durchwehten Universität. Noch immer gingen zahlreiche Bürgersöhne den Pfad konventioneller Etappen zum geistlichen Amt und zur kirchlichen Versorgung. Joachim von Watt aber gehörte zu den vielen, die anders und aus anderen Gründen studierten, denen es mehr um Bildung als um Ausbildung zu tun war. Sein Eintritt in die Universität bedeutete seinen Eintritt in den Streit der Richtungen, in dem er Stellung nehmen, ein Mitkämpfer werden musste. Es konnte sich, für den wachen jungen Menschen von damals, nicht mehr einfach um lernende Übernahme gesicherten Bildungsgutes handeln. Zu vieles stand fraglich offen: wie sich unüberwundene Scholastik mit vordringendem Humanismus verbinden liess, was der Stufengang zu den Examina an alter Disziplin erforderte, an neuer Freiheit gewährte, wie die humanistischen Antriebe geistig und organisatorisch in das Universitätsgetriebe eingeführt werden könnten. All dies wird ihn als Schüler angehen; er wird sich den Verhältnissen, in die er mit Hoffnungen und Erwartungen eintrat, anpassen müssen, aufgerufen doch zugleich zu eigener Entscheidung, wie er lernen wolle, was, bei wem, wie er seine eigene geistige Potenz dereinst einreihen werde in den Geisteszug seiner Zeit, die ungeklärt und in ihrer Bewegtheit lockend vor ihm lag.

Universitätsstudien waren auch in St. Gallen längst nichts Ausserordentliches mehr, längst nicht mehr nur dem künftigen Geistlichen vorbehalten. Johannes Schürpf, Tübinger Magister der Via antiqua, übte als St.Galler Schulmeister zweifellos geistigen Einfluss; sein Medizinstudium führte ihn bereits aus den engen scholastischen Zirkeln hinaus. Als er 1494 nach Basel ging, um sich nochmals auf die Schulbank zu setzen, nahm er seinen Sohn Hieronymus mit, der noch vor dem Jahrhundertende bei den Artisten Magister wurde und alsbald in die akademische Laufbahn einlief; er wird wenige Jahre später an der soeben, 1502, gegründeten Universität Wittenberg Doktor der beiden Rechte und als solcher, 1504, Rektor werden. Der Sohn des Bürgermeisters Merz war 1496 nach Leipzig gegangen, stand eben jetzt vor seinem Magisterexamen und wird ein Jahr später Lehrer der Poetik sein, was für seine moderne Studien-

und Geistesrichtung spricht[1]. Es scheint, dass sich St.Gallen der Bildung der Zeit mit besonderer Lebhaftigkeit erschloss, eine kleine Stadt, deren Bürgertum sich jedoch in Gewerbe und Handel üppig entwickelt hatte. In den letzten fünfundzwanzig Jahren hatten gegen hundert Bürgersöhne der Stadt ihre Ausbildung an den hohen Schulen gesucht[2]. Fast die Hälfte von ihnen hatte sich den nächst erreichbaren Universitäten Basel und Freiburg zugewandt; nicht wenige aber waren auch weit in die Ferne, nach Köln, Leipzig, Krakau gefahren. Joachim von Watt ging nach Wien.

Die Universität Wien[3] war um die Jahrhundertmitte, auch von St.Gallen aus, gerne aufgesucht worden; in den letzten Jahrzehnten aber hatte sie nur mehr wenige angezogen. Sie hielt ihre traditionelle Bahn, die Via moderna, die orthodoxe Scholastik Okhamistischer Richtung inne. Zwar waren Anregungen einer humanistischen Erneuerung und Erweiterung der Studien, ausgehend von Enea Silvio, Wilhelm von Savona und Georg von Peuerbach, gerade in Wien besonders frühzeitig, in den fünfziger Jahren des 15. Jahrhunderts, wirksam geworden. Aber sie hatten sich nicht durchzusetzen vermocht; die humanistischen Stimmen klangen wieder ab, wenn sie auch nicht völlig verstummten. Die Universität blieb, in Organisation und Geist, scholastisch. Dann hatten äussere Ereignisse zu einem eigentlichen Verfall der Wiener Studien geführt: seit Ende der siebziger Jahre suchten Krieg und Pest die Stadt heim, im Sommersemester 1484 sank die Zahl der Neu-Immatrikulationen auf fünf, von 1485 bis 1490 herrschte Matthias Corvinus, König von Ungarn, als Eroberer in Wien und in Österreich; da die Universität ihm die Huldigung verweigerte, sperrte er ihr zeitweilig die staatlichen Mittel. Erst Maximilian I., in den letzten Jahren Friedrichs III. und dann seit 1493 als Landesherr und als Kaiser, brachte die Wendung: die Rückeroberung Österreichs, die Wiedererhebung auch der Landesuniversität.

---

[1] Angaben bei *Staerkle,* Bildungsgeschichte St.Gallens, Studentenverzeichnis, Nr. 243, 396, 427.

[2] Desgl., besonders S. 111 ff und Studentenverzeichnis.

[3] Vgl. *J. Aschbach,* Geschichte der Wiener Universität, Band 2, Die Wiener Universität und ihre Humanisten im Zeitalter Kaiser Maximilians I., Wien 1877; *G. Bauch,* Die Reception des Humanismus in Wien, Breslau 1903; *K. Grossmann,* die Frühzeit des Humanismus in Wien bis zu Celtis Berufung 1497 (Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, XXII. Jahrgang 1929, Heft 2/3).

Diese Wendung schien gleichzeitig auch eine tiefgreifende innere Erneuerung des Wiener Studium generale anzubahnen. Der Wille dazu erhob sich nicht aus der Universität; er ging aus vom Landesherrn. Maximilian will zum Reformer im Sinne der neuen Zeit werden: er bringt die staatliche Autorität gegenüber der klerikalen Korporation stärker zur Geltung; er wünscht gleichzeitig der neuen Bildung an seiner Universität die Bahn zu brechen.

Die Regierung setzte ein mit dem Versuch, an der artistischen Fakultät die Einseitigkeit des scholastischen Studienziels, der scholastischen Studienmethode zu überwinden. Die Artistenfakultät bildete den breiten Unterbau für die theologischen Studien, wie für die juristische und medizinische Berufsausbildung; an ihr allein konnte aber auch jene sprachlich-philosophische Allgemeinbildung entwickelt werden, die dem Staate nützlich, den sich geistig aufschliessenden Schichten der Bevölkerung begehrenswert erschien. Zweierlei konnte die Überwindung des toten Punktes und damit den Fortschritt bringen: die Befreiung der Grammatik und weiterhin aller Sprachstudien aus dem Schema der alten Lehrbücher und die Weitung von Lehr- und Wissenskreis in alle Bereiche der Philosophie, zu der Poetik wie Mathematik gehörten, literarische Bildung wie geographisches Wissen, und zu der Lektüre alles Werten und Wesentlichen bei alten und neuen Schriftstellern den Zugang eröffnen konnte. Und zwei Mittel schienen den Erfolg herbeiführen zu können: Reform der Studienordnung und Errichtung neuer Lehrstühle, die mit neuen Männern zu besetzen wären.

Der Kaiser, unterstützt von Bernhard Perger, dem fürstlichen Superintendenten der Universität, von den beiden Räten Johann Fuchsmag und Johann Krachenberger, hat beides versucht und stiess mit beidem auf den entschiedenen, erbitterten Widerstand der Fakultät. Sie hat Reformen der Studienvorschriften — ein neues Lehrbuch der Grammatik, erweiterte Lektüre, Besuch humanistischer Kurse als Voraussetzung für die Zulassung zu den Examina — 1492 und 1499 verschleppt und verhindert; sie sperrte sich gegen Aufnahme und Eingliederung neuer Dozenten, die die Regierung von auswärts, teils aus Italien, teils aus Deutschland, kommen liess. 1497 unternahm der Kaiser den entscheidenden Vorstoss: er berief Konrad Celtis, den grossen Wortführer und Organisator humanistischer Studien und moderner Bildungsgemeinschaft nach Wien auf einen jetzt errichteten Lehrstuhl für Poetik und Rhetorik.

Sein Name war ein Programm, seine Berufung eine Demonstration; er schien beauftragt und geeignet, den scholastischen Bann zu brechen.

Aber der Widerstand der Fakultät erwies sich als unüberwindlich. Zwar blieb sie nicht völlig starr und unbewegt. Humanistische Lektoren lehrten; ihre Lektionen konnten belegt werden, eine humanistische Grammatik wurde neben dem herrschenden Doctrinale benutzt. Vergil fand Eingang. Bessere Textausgaben erschienen. Im Herbst wurde Johannes Camers in die Fakultät aufgenommen; er vertrat als Realist die dem Wiener Nominalismus entgegengesetzte scholastische Reformrichtung und verschloss sich auch der humanistischen Bildung nicht; neben ihm förderte Thomas Resch, Velocianus, die humanistischen bonae artes. Aber all dies wurde nur eben als beiläufig, zusätzlich, ergänzend zugelassen; daneben lief der alte Lehrgang zu den alten Zielen; der Kanon der Vorlesungen, die obligatorischen Lehrmittel, die Lektionen und Disputationen, ohne die keine Examina zu bestehen, keine Grade zu erlangen waren, blieben in Geltung und Übung.

Da tat Celtis einen weiteren Schritt, der erst recht eine Kampfansage bedeutete. Er bestimmte den Kaiser Ende Oktober 1501, ein besonderes Bildungszentrum neben der Fakultät zu errichten, mit Privilegien und Mitteln auszustatten: das Collegium poetarum et mathematicorum. Zwei Lehrer der Poetik und Rhetorik, zwei der Mathematik und Astronomie sollten es bilden; Celtis übernahm die Leitung mit dem Recht, Schüler des Kollegiums nach eigenen Prüfungen durch die Dichterkrönung zu einem Rang zu erheben, der dem Magisterium und Doktorat der Universität gleichgeachtet wäre. Ein rein humanistischer Bildungsweg sollte damit eröffnet werden. Im Winter 1501 auf 1502 bereitete Celtis die Organisation vor; neben ihm sollte Johannes Rhagius Aesticampianus Dichtkunst und Redekunst lehren, sollten Andreas Stiborius und Johannes Stabius die mathematische Abteilung versehen. Am 1. Februar 1502 erfolgte die feierliche Eröffnung; mit dem neuen Sommersemester sollte das Kollegium seine Tätigkeit beginnen.

Eine höchst auffallende und gespannte Situation: die Wiener Artistenfakultät behauptete gegen Regierung und Zeitgeist ihren hergebrachten scholastischen Charakter, berührt immerhin durch die realistische Via antiqua und durch humanistische Ideen, die allmählich infiltrierten. Daneben aber erhob sich in radikaler Abwendung und revolutionärer Neuorientierung Celtis' Poetenkolleg. Alle Fragen akademischer Bildung,

geistiger Wertung, pädagogischer Schulung, wissenschaftlicher Zielsetzung waren aufgerollt, traten jetzt und an dieser Stelle in scharfe Auseinandersetzung.

In eben diesem kritischen Augenblick, im Winter 1501/2, traf Joachim von Watt in Wien ein, bereit, im bevorstehenden Sommersemester seine Studien zu beginnen.

Wir wissen wenig über die Gründe, die ihn gerade diese Universität hatten wählen lassen. Sie waren vielleicht zunächst äusserlicher Natur gewesen, von Eltern und sorglichen Ratgebern vorangestellt. Studium an einer fernen Universität bedingte, auf lange Jahre hinaus, Trennung von Heimat und Elternhaus, und sehr jung sah sich der angehende Scholar in eine fremde Umgebung, in eine ganz veränderte Lebensweise versetzt. Es musste den Eltern daran gelegen sein, den Sohn nicht völlig aus den Augen zu verlieren. Die Übermittlung des nötigen Studiengeldes, die Sorge für leibliches und geistiges Wohl des Jünglings, eine gewisse Überwachung seiner Studien und seiner Lebensführung überband man gerne einem vertrauten Freunde des Hauses in der Universitätsstadt. Immer wieder sind es solche Rücksichten persönlicher Art gewesen, die die Wahl der Universität entschieden. Den Kaufherren von Watt waren die östlichen Länder vertraut; Onkel Hans von Watt wird in den Städten des Ostens seine kaufmännischen Verbindungen und persönlichen Beziehungen besessen haben. Dies hätte doch eher nach Leipzig oder Krakau gewiesen. Indessen hatte, um 1480,[1] Hermann Miles in Wien studiert und mag sich, trotz den zwanzig Jahren, die dazwischen lagen, dort noch ausgekannt haben. Das Wiener Studium begann jetzt neuerdings, die jungen Leute anzuziehen; im Sommersemester 1500 belief sich die Zahl der Neu-Immatrikulierten auf 326. Dass die Anregungen, die Wien verhiess, auch Joachim von Watt, seinen Vater, seinen Mentor für diese Universität einnahmen, ist möglich, aber nicht überliefert. Politische Bedenken, an der Universität Kaiser Maximilians zu studieren — der Schwabenkrieg lag erst zwei Jahre zurück, eben erst war die Stadt St.Gallen aus der Reichsacht erlöst worden — hemmten den Entschluss nicht.

Joachim von Watt ist als der erste aus dem alten st. gallischen Kaufmannsgeschlecht den Weg zur Universität gegangen. An der Hochschule

---

[1] *Staerkle,* Bildungsgeschichte St.Gallens, Studentenverzeichnis, Nr. 274.

stand ihm, der von der Lateinschule seiner Vaterstadt kam, zunächst wie jedem Anfänger nur die Artistenfakultät offen. Sie vermittelte eine allgemeine akademische Bildung, wie sie damals bei den höfischen, adeligen und städtischen Oberschichten zu wachsendem Ansehen gelangt war; nach mindestens vier Semestern war das Baccalariat zu erlangen, nach weiteren vier Semestern das Magisterexamen zu bestehen. Es war durchaus möglich, mit der sprachlich-mathematisch-logischen Schulung der artistischen Fakultät versehen, mit dem artistischen Magistertitel geschmückt, ein geistliches Amt zu erlangen oder einen weltlichen Beruf zu ergreifen. Aber von der Artistenfakultät liefen die Wege auch weiter zu einem eigentlichen Fachstudium, wie es die juristische und die medizinische, im traditionell höchsten Sinne die theologische Fakultät vermittelte. Diese drei »oberen Fakultäten« setzten die artistischen Studien als Vorbereitung, den Magistertitel als Ausweis voraus; nur sie vergaben den Doktorhut.

Im scholastischen Aufbau und Sinnzusammenhang der Studien bedeutete die Artistenfakultät Fundament, das zu stützen, nicht aber selbständig zu gelten hatte. Bereits hatte freilich das Leben, das nach dem gebildeten Mann rief und nach den Bildungsgütern der Zeit griff, diese exklusive akademisch-kirchliche Auffassung durchstossen. Und eben jetzt arbeitete humanistischer Geist daran, die Bildungsmöglichkeiten an der Artistenfakultät zu vermehren und diese dadurch aus ihrer bisher bloss zudienenden Rolle zu befreien. Im Kreise der »sieben freien Künste«, der bisher eine umgrenzte und durch übergeordnete kirchlich-theologische Interessen bevormundete Enzyklopädie gebildet hatte, schieden sich jetzt einzelne Disziplinen deutlicher aus; sie setzten sich eigene Forschungsziele, entwickelten eigene Methoden; sie wurden zu Fachwissenschaften, die man lernen und lehren konnte. Die Universitäten trugen, wenn sie oder ihre Regenten Fortschritt erstrebten, dieser Entwicklung Rechnung. Mit der Errichtung zweier Lehrstühle für Mathematik und Astronomie hatte Kaiser Maximilian soeben »die ersten ordentlichen Fachprofessuren«[1] an der artistischen Fakultät seiner Universität Wien geschaffen. Artistische Studien gewannen einen selbständigen Sinn; die Möglichkeit einer dauernden Lehr- und Forschungstätigkeit in den Wissenschaften unserer heutigen philosophischen Fakultäten tat sich allmählich auf. Dies war

[1] *Bauch,* Reception des Humanismus in Wien, S. 123 f.

eben im Werden, und dem Kaufmannssohn aus St.Gallen wird eine akademische Laufbahn, die ihn in der Universitätsstadt festhalten musste, kaum von Anfang an vor Augen geschwebt haben.

Joachim von Watt ist im Wintersemester 1501/2 zu Wien in die allgemeine Universitätsmatrikel eingeschrieben und damit als Glied der privilegierten Korporation, die die Universität damals darstellte, aufgenommen worden. Er erlegte dafür die übliche Gebühr von 29 Denaren[1]. Diese Einschreibung hatte spätestens einen Monat nach Ankunft in der Stadt zu geschehen; erst dadurch wurde der Aufenthalt des Landesfremden in aller Form geregelt[2]. Recht viel später, am 5. Juli 1502, erfolgte die Aufnahme des st. gallischen Scholaren in die Matrikel der Artistenfakultät und im Laufe dieses selben Sommersemesters die letzte der drei notwendigen Immatrikulationen oder Intitulationen, die Aufnahme in die rheinische Nation, das heisst in diejenige der vier landsmannschaftlichen Studentenorganisationen, der die Helvetier zugerechnet wurden[3].

Nach diesen Daten ist Joachim von Watt spätestens in den ersten Monaten 1502 nach Wien gekommen, wahrscheinlich aber, da das Universitätsjahr im Oktober begann, schon im Herbst des Jahres 1501.

Er kam in der Absicht, den regulären Studiengang durchzumachen, und er hat dies in der Folge von Stufe zu Stufe, nach den geltenden Vorschriften, auch getan. Er hat also ohne Zweifel die scholastische Wissenschaft, was sie lehrte, und was sie verwehrte, die scholastische Geistesschulung mit ihren Exerzitien kennen gelernt. Aber nicht dies berührte sein inneres Wesen; die neuen Studien wurden ihm Offenbarung und Verheissung. Er bezeugt es selbst: bis zu seinem 17. Jahr, das heisst in der Lateinschule seiner Vaterstadt, sei er in der alten, falschen Methode unterrichtet worden[4]; der Übergang nach Wien entschied also eine geistige Neuorientierung.

In Tat und Wahrheit vollzogen sich Abkehr vom alten Geist, Wendung zum neuen Licht nicht mit so heftiger Plötzlichkeit. St.Gallen scheint

---

[1] Adelige zahlten bedeutend mehr, bis zu einem Pfund Pfennig (= 240 Denaren); Mittellosen wurde die Gebühr erlassen, ihrem Namen die Bemerkung »pauper« beigesetzt.

[2] Vgl. *J. Aschbach,* Geschichte der Wiener Universität im ersten Jahrhundert ihres Bestehens, Wien 1865, S. 66.

[3] Angaben nach *E. Egli,* Die St. Galler Täufer (mit Anhang: Beiträge zur Vita Vadiani), Zürich 1887, S. 57 f.

[4] De Poetica, Tit. XXIIII. Vgl. dazu vorn S. 115, A. 3.

Künftiges vorbereitet, Wien aus altem Erbe Unverächtliches beigetragen zu haben. Was wir als Scholastik und Humanismus auseinanderlegen, das begegnete sich tatsächlich in den Zeiten, an den Universitäten, in der geistigen Entwicklung der Einzelnen, und diese Begegnungen führten durchaus nicht immer zu Zusammenstössen und feindlicher Scheidung. Verbindungen, Übergänge waren zahlreich, — auch bei Vadian; was ihm am Herzen lag, wird freilich unzweideutig klar.

Die scholastische Fakultät verlegte die neuen Pfade nicht ganz, ja sie stellte selbst Führer, die auf ihnen voranzugehen bereit waren. Joachim von Watt hat sich ihnen anvertraut; nur ihre Namen hat die Überlieferung, hat, wie es scheint, sein eigenes Gedächtnis festgehalten: Johannes Camers, der scholastische Realist und Kenner der Alten, Johannes Cuspinian, Dichter, Arzt und kaiserlicher Diplomat, Thomas Resch, als Velocian bereits voller humanistischer Gelehrter, Professor bei den Artisten und Schüler des Poetenkollegs zugleich.

Den Durchbruch brachte aber doch, für Joachim von Watt wie für viele, Konrad Celtis. Er lehrte zwar an der Fakultät, aber er stand mit Programm und Propaganda ausser ihr und gegen sie und schuf eben jetzt, im Kollegium der Poeten und Mathematiker, sein eigenes Institut[1]. Er hatte sich, als er nach Wien kam, nicht in die Universitätsmatrikel einschreiben, nicht als Magister in die Fakultät aufnehmen lassen. Er stand als Potenz eigenen Rechtes und unabhängigen Willens bewusst und kämpferisch für sich selbst. Nicht für sich allein, sondern als Mittelpunkt einer grossen Vereinigung aller geistig Lebendigen und Befreiten durch ganz Deutschland, die er plante und zum Teil in der Sodalitas Litteraria Rhenana (1495) und in der Sodalitas Litteraria Danubiana (1497) geschaffen hatte. Celtis selbst war den realistischen Schulweg gegangen; jetzt lehnte er beide scholastischen Viae ab und die Universitäten, wenn sie sich nicht von ihnen abdrängen liessen, damit. Er suchte eine neue Form: die Form der Akademie, wie sie aus antiker Vergangenheit vorschwebte, in der platonischen Akademie zu Florenz erneuert worden war. Und aus Antike und italienischer Renaissance leitete er den geistigen Gehalt her, viel mehr als nur pädagogisch-methodische Reformgedanken! Eine neue Philosophie vielmehr, das heisst eine neue Einheit von Wissenschaft,

[1] Vgl. *Bauch,* Reception des Humanismus in Wien, besonders S. 117 ff.

Dichtung und Leben. Die Welt ist zu erkennen und zu erleben als kosmisches Kunstwerk, mit Weisheit und in Schönheit, nach Zahl und Ordnung harmonisch geschaffen; in ihr die Poesie, die Musik, ihren Grundgedanken nach der Mathematik, der Astronomie verwandt, — alles in einem zu fassen, zu verstehen, zu gestalten vom Menschen, der die geistigen Schranken niedergelegt hat und sich zur Höhe der Bildung und des Wissens erhob. Er hat in den vier Büchern seiner »Amores« ein Beispiel neuer Dichterkraft, ein Zeugnis persönlich-moralischer Unbefangenheit aufgestellt. Er war und blieb vor allem Poeta, mit dem geweiteten Blick freilich auf alles Poetische, auf alles — dies ist fast gleichbedeutend — Philosophische, und die philosophische Erkenntnis schliesst die Erkenntnis der Natur: Geographie und das Erde und Himmel durchwaltende mathematische Gesetz ein. Er hat zugleich das patriotische Empfinden der Deutschen geweckt; seine Ausgabe der Werke Roswithas von Gandersheim wies auf literarische Schätze im deutschen Mittelalter; er gab des Tacitus Germania heraus und interpretierte sie als erster an der Universität. Seine Sodalitäten riefen die Geister des ganzen Landes zur Gemeinschaft im Geiste auf.

Joachim von Watt sah sich von seinem ersten Semester an zwischen das Gesetz der Fakultät und die Geistesmacht des Konrad Celtis gestellt. Er liess sich immatrikulieren, fand aber, wie es scheint, den Zugang zu den ernsten Studien nicht sogleich. Johannes Kessler berichtet in der Vita Vadiani, Joachim von Watt habe anfangs seine Studien vernachlässigt und sich einem freien, rauflustigen Leben hingegeben, übermütig, fast wie ein Landsknecht. So traf ihn einst der Vertreter des st. gallischen Kaufmanns Kobler in Wien, dem Joachims Eltern den Auftrag überbunden hatten, den Sohn mit dem nötigen Geld zu versehen und ein Auge auf ihn zu haben. Seine Vorstellungen führten ihn auf den richtigen Weg; mit Feuereifer, Tag und Nacht, habe Vadian fortan seinen Studien gelebt. Dies ist eine Anekdote, die einem Zwischenspiel, einem für Vadians Temperament vielleicht sogar recht bezeichnenden Intermezzo entsprechen mag. Man wird doch kein grosses Gewicht darauf legen dürfen. Viel Zeit hat Vadian nicht verloren; er hat sein erstes Examen, das Baccalariat, für das vier Semester vorgeschrieben waren, im Frühjahr 1504 abgelegt, in normaler Frist, höchstens zweieinhalb Jahre nach seiner Ankunft in Wien. Und für Neigungen und Abneigungen seines Geistes wird aus der überlieferten Szene erst recht nichts zu schliessen sein.

Er ging den vorgeschriebenen Weg, gleichgültig oder mit innerer Anteilnahme, — wir wissen darüber nichts. In diesen frühesten Wiener Jahren tut sich uns nur e i n Bild auf: es zeigt Vadian zu Celtis' Füssen, inmitten seiner Schüler.

Celtis wurde sein Lehrer; ein Kreis von Celtis-Schülern nahm ihn auf. Er selbst nennt[1] Nicolaus Gerbellius aus Pforzheim[2], Johannes Volscus aus Böhmen[3], Ulrich Vannius aus Augsburg. Gerbellius und Volscus gehörten dem Collegium Poetarum an; die Publikation eines Ludus — »eine poetische Deklamation mit Chorgesängen« —, den Celtis 1504 mit seinen Schülern zu Ehren Kaiser Maximilians aufführte und im Druck mit Lobgedichten seiner Zöglinge begleitete, führt die Namen der zwölf Schüler des Kollegiums auf; Vadian ist nicht darunter[4]. Die überlieferten Daten zeigen Vadian nur als Studenten der Fakultät, nicht als Alumnus des Kollegs; seine Erinnerung aber hat nicht die Pflichtstudien festgehalten, sondern das genialische Treiben in der von Celtis angeführten und angeregten Schar: ein Flug junger Poeten, um die Wette Verse schmiedend, unter Celtis Leitung um den Dichterkranz ringend, so charakterisierte Vadian viele Jahre später in einem Brief an Hermann Miles[5] den Kreis, in den er eintrat, und seine Worte kennzeichnen unzweifelhaft den Geist, der das Collegium Poetarum beseelte. Er berührte auch ihn: mächtig habe ihn die Lust ergriffen, es den Gefährten gleichzutun. Denn seit erster Jugend habe ihn die Dichtung entzückt.

Joachim von Watt durchlief den Kursus der Artistenfakultät; aber er gehörte gleichzeitig, mit seinen stärksten Interessen, der Sezession des Konrad Celtis an. Hier fühlte er sich als ein anderer; als junger Student von 18 Jahren, also bereits in seinen ersten Semestern, legte er sich, den bürgerlichen Namen latinisierend, den modischen Poetennamen bei: Va-

---

[1] Dedikationsepistel Vadians an Miles, dat. Wien, 5. Jan. 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 17).

[2] Über ihn vgl. *H. Rupprich,* Der Briefwechsel des Konrad Celtis (Veröffentlichungen der Kommission zur Erforschung der Geschichte der Reformation und Gegenreformation; Humanistenbriefe, 3. Bd.), München 1934, S. 620, Anm. 1.

[3] Johann von Swola; vgl. *Rupprich,* Briefwechsel des Konr. Celtis, S. 591, Anm. 3.

[4] In hoc libello continentur Divo Maximiliano Augusto Chunradi Celtis rhapsodia laudes . . ., Augsburg 1505. Vgl. *Bauch,* Reception des Humanismus in Wien, S. 144 ff; die Namen der zwölf Schüler des Kollegs — je vier in drei Klassen — siehe S. 147 f.

[5] Vadian an Hermann Miles, Wien, 5. Jan. 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 17).

dius zuerst, dann, als er erfuhr, dass in Italien ein gewisser Hieronymus diesen Beinamen trage, Vadianus. Die Seinen sahen dies ungern, der Vater Lienhard, der Onkel Hug von Watt, Hermann Miles. Sie machten ihm Vorwürfe: wie ein Überläufer habe er den ehrlichen Namen seiner Väter preisgegeben; er habe die Pietät verletzt; er scheine die Familie zu verachten, sie der Verdienste, die er etwa durch Geist und Gelehrsamkeit erringen möge, berauben zu wollen. Nichts dergleichen, so rechtfertigt sich Vadian vor dem väterlichen Freunde Miles [1], habe er beabsichtigt; er habe sich, als er die Anfangsgründe der Dichtkunst erlernt und mehr und mehr Fortschritte gemacht habe, auch durch den Namen nicht mehr von den Genossen unterscheiden wollen. Jugendlicher Ehrgeiz habe ihn dazu angetrieben. Aber auch jetzt, nach zwölf Jahren, bedaure er den Entschluss nicht: er brauche, wenn er lateinisch schreibe, einen Namen, der im Klang zu dieser Sprache passe, der in der Prosa sanft, im Verse leicht klingt. Schreibe er deutsch, so nenne er sich Joachim von Watt [2].

Der Humanistenname war äusseres Zeichen humanistischer Gesinnung. Der Scholar Joachim von Watt hat sich aus eigenem Entschluss, demonstrativ zur jungen Schule bekannt. Gewiss war es ihre literarische Richtung, ihr dichterischer Schwung, die ihn zunächst mitrissen. Hier war Celtis der Anreger, der temperamentvolle Vorkämpfer, auch an der Fakultät, von seinem Lehrstuhl aus. Vadian nennt sich seinen Schüler. Er hat nachmals in dem bedeutsamen literargeschichtlichen Abriss seiner eigenen Vorlesung De Poetica et carminis ratione [3] das Bild des Meisters gezeichnet: als Lehrer habe Celtis Genauigkeit mit Anmut verbunden; seine Darstellung sei gewandt und wohlgeformt gewesen; er habe die Nachweise aus alten Schriftstellern in geschicktester Weise anzubringen verstanden; seine philologische Art sei nicht anmassend und polemisch gewesen, — ein Meister von hoher Autorität, ganz gerichtet auf die

---

[1] Vadian an Hermann Miles, Wien, 5. Jan. 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 17).

[2] In entsprechender Weise verteidigt noch 1536, in einem Brief an seinen Vater, Georg Öhmler in Wittenberg die Latinisierung seines Namens (Aemilius); vgl. Corpus Reformatorum III, S. 208 ff.

[3] Vadian hat die Vorlesung De Poetica et carminis ratione wahrscheinlich im Wintersemester 1513/14 gehalten; 1518 ist sie als Buch erschienen. Der literargeschichtliche Abriss macht den Titel VI des Werkes aus; dort steht die Charakterisierung des Celtis, die auch wiedergegeben wird von *Rupprich*, Briefwechsel des Konr. Celtis, S. 616 f. Über De Poetica vgl. später S. 277 ff.

Förderung seiner Hörer. Die rühmenden Worte lassen erkennen, was den jungen Vadian besonders ansprach: die schöne musische Gestaltung der wissenschaftlichen Lehre, das Streben nach dem wahren Bildungsfortschritt. Auch die Impression des leidenschaftlichen Eiferers und strengen Erziehers ist Vadian geblieben; ich erinnere mich, so sagt der Vers eines Lobgedichtes Vadians zur Ausgabe der Oden des Celtis[1], wie er mit den Fäusten sein Pult erschütterte und mich jungen Schüler oftmals vor sein Angesicht zitierte[2].

Aber die dichterischen und literarischen Neigungen Vadians, die hier sichtbar werden, haben seine Ausbildung nicht einseitig geleitet. Dies hätte weder dem allgemeinen humanistischen Bildungsideal der Zeit, noch im besonderen dem Programm des Celtis entsprochen. Celtis habe sich, Vadian erwähnt es, auch der Astronomie und der Naturlehre gewidmet; er habe geographische Interessen gehabt, Reisen unternommen, ein geographisches Werk unvollendet hinterlassen. Er sei, dies steht charakteristisch an dieser Stelle, der lückenlos gebildete, vollkommene Mensch, »ad unguem factus homo«, gewesen. Noch gibt es nicht eine Summe von Einzelwissenschaften; es gibt e i n e »Philosophie«, innerhalb deren man freilich den Kreis der Forschung und Erkenntnis enger oder weiter ziehen mochte. Celtis wies weit hinaus über das, was Velocian, was vollends Camers lehren und deuten konnten. Immerhin blieb auch er seinem Wesen nach der Poeta, der an den Alten orientierte Forscher und Gestalter, der humanistische Erwecker moderner literarischer und historischer Studien. Anders doch bereits zwei seiner Schüler, die in Vadians Wiener Lehrjahren neben und nach dem grossen Meister bestimmend standen: Johannes Spieshaymer, Cuspinian, und Georg Tannstetter, Collimitius[3]. Zwar war auch Cuspinian humanistischer Philologe und gekrönter Dichter, zugleich aber Mediziner und einflussreicher, zu diplomatischen Missionen verwendeter kaiserlicher Rat. Er fühlte sich als Vadians Lehrer; den stärksten Einfluss aber mag Collimitius geübt haben, vielleicht nicht so sehr als Lehrer, denn als nur wenig älterer Genosse und Freund: Humanist und Poeta laureatus auch er, zugleich aber Mathematiker, Astronom und Astrolog, Doktor der Medizin und Leibarzt des Kaisers.

---

[1] Vgl. *Rupprich*, Briefwechsel des Konr. Celtis, S. 635 ff.

[2] »Quem memini gravibus quassantem pulpita pugnis
Me iuvenem in vultus saepe citasse suos.«

[3] Über Cuspinian und Collimitius vgl. später, Kapitel 4.

Cuspinian und mehr noch Collimitius verlegten den Schwerpunkt ihrer Interessen aus der poetischen Mitte weg, zum fachlichen Wissen und Können vor; sie vertraten kein einseitiges Literatentum; sie waren den Naturwissenschaften geneigt, der Praxis des wirksamen Lebens zugekehrt. Dahin sollte auch Vadian sich richten.

Magister

Am 4. Februar 1508 starb Konrad Celtis. Er hatte in seinen letzten Jahren den Versuch einer quinta facultas, einer rein und ausschliesslich humanistischen Schulgemeinschaft neben Universität und Fakultät als gescheitert betrachten müssen. Er liess das Kollegium in der Fakultät aufgehen: testamentarisch übergab er das Privileg der Dichterkrönung, das silberne Siegel und seinen silbernen Lorbeerkranz der Universität, Bücher und Globen der artistischen Fakultät; er selbst hatte sich noch in aller Form immatrikulieren lassen und nannte sich, nach seinem akademischen Amt, »in poetica in studio Viennensi lector ordinarius«.[1] Damit hatte er der Fakultät gewissermassen auch die geistige Erbschaft des Poetenkollegs vermacht, und die Fakultät nahm sie an. Das Poetenkolleg hatte ein hohes und lockendes, ein wahrhaft ins Freie und Weite weisendes Bildungsideal aufgestellt; aber es war nicht zu gesicherter Organisation, zu allgemeiner Anerkennung gelangt. Celtis hat keine einzige Dichterkrönung vorgenommen, und hätte er es getan, so hätte er durch diesen musischen Schmuck die Wertschätzung von Magister- und Doktortitel, dieser Ausweise soliden Studiums, im praktischen Leben nicht wettzumachen vermocht. Der normale Bildungsweg der Deutschen lief durch die Examina der Universitäten; keine Geistesrevolution seit dem Ausgang des Mittelalters, seit es überhaupt Universitäten gab, hat daran je etwas zu ändern vermocht. Die Universität aber, und dies ist das zweite, war jetzt bereit und fähig, die neuen Gegenstände und Methoden der Bildung, die humanistischen Elemente, in sich aufzunehmen. Der Gegensatz zwischen Fakultät und Poetenkolleg war nie schroff und verbindungslos gewesen[2]; jetzt übernahm die Wiener Artistenfakultät, für eines ihrer

[1] *Bauch,* Reception des Humanismus in Wien, S. 157 ff.

[2] *Bauch,* Reception des Humanismus in Wien, fasst ihn wohl etwas allzu scharf.

schönsten, reichsten Jahrzehnte, die doppelte und damit erst die volle Bildungsaufgabe einer hohen Schule dieser Zeit: sie übermittelte und überlieferte den scholastischen Wissensstoff weiter, behielt Ernst und Form der Methode bei, durchbrach aber ihre hochmütige und unduldsame Enge und gewährte verändertem Streben und Wissen, dem humanistischen Geisteszuge Raum. Auch Vadian stand auf ihrem Fundament; mit Blick und Willen, mit seinen bewegten Gedanken aber wird er ein durchaus moderner, ein humanistischer Mensch. In solchem Sinne vermochte er sein Studium durchzuführen und dann einer der grossen Lehrer der alten Wiener Universität zu werden.

Erst im Herbst 1508 hat Vadian sein zweites akademisches Examen, die Magisterprüfung, abgelegt, viereinhalb Jahre nach dem Baccalariat, während der Studienplan nur zwei Jahre vorschrieb. Die Ursachen dieser Verzögerung sind wenigstens zum Teil zu erkennen. Kessler, der die Vorgänge aus Vadians Jugendzeit wohl allzu gerne in bürgerlich-moralischem Sinne auslegt, erzählt[1], Vadian habe den Eltern nicht dauernd zur Last fallen und einmal seine Tüchtigkeit unter Beweis stellen wollen; deshalb sei er nach Villach in Kärnten gezogen und habe dort, vom Magistrat freundlich aufgenommen, als Schulmeister geamtet; später aber sei er in das geistig angeregtere Wien zurückgekehrt. Nüchterner und präziser berichtet Vadian selbst über diesen Zwischenakt[2]: er sei, vor der Pest aus Wien weichend, nach Villach gegangen, zusammen mit einem Sohne dieser Stadt, der dort zum Lehrer bestellt wurde; als dieser plötzlich der Seuche zum Opfer fiel, sei er an seine Stelle getreten. Vadian gibt auch eine ungefähre Zeitangabe, die auf 1507, vielleicht eher schon auf 1506 — das Pestjahr — weist[3].

Über Vadians Leben in Villach erfahren wir nicht viel, immerhin Charakteristisches: Vadian hat sich, neben seiner Lehrtätigkeit an der Gelehrtenschule der Stadt, der Musik gewidmet; zehn Jahre später erin-

---

[1] Vita Vadiani, Sabbata, S. 602.

[2] In seinem Buche De Poetica (1518, Tit. VI), das manche wertvolle biographische Notiz enthält, und in seinen eigenen späteren Erzählungen, die *Johannes Rütiner* in den dreissiger Jahren des 16. Jahrhunderts aufgezeichnet hat (Diarien, Vadiana St. Gallen, Ms. 78/79 und handschriftliche Kopie von C. Leder, Ms. 79 c; 1. Teil, Nr. 788).

[3] So in De Poetica, Tit. VI: »anno ab hinc septimo«; nach Rütiner datierte Vadian später auf 1508, was aber mit feststehenden biographischen Daten — Magisterexamen im September 1508, Reise nach St.Gallen im Sommer 1509 — kaum vereinbar ist. Der Aufenthalt Vadians in Villach ist sicher in die Zeit v o r dem Magisterexamen zu setzen.

nert ihn sein Singlehrer Wilhelm Waldner daran, dass er ihm das Lehrgeld noch immer schulde![1] [2]

Von Villach aus unternahm Vadian eine Reise, die er in seiner Ausgabe des Geographen Pomponius Mela beschreibt[3]: nach Venedig[4] und zu Schiff nach Triest, dann der Küste entlang nordwärts und im Binnenland bis Udine, einem Trieb nach geographischer Anschauung folgend. Er will nämlich den geheimnisvollen Fluss Timavus sehen, der im Karst verschwindet und dann wieder ans Tageslicht tritt; unweit Görz habe er wirklich Quellen gefunden, die mächtig aus dem Felsen brechen und als Fluss ins Meer münden. Auf der Rückreise berührte er Padua[5]; hatte ihn bisher der Wunsch, ein Naturwunder mit eigenen Augen zu beobachten, geleitet, so zog ihn nach Padua die Absicht, Gelehrte der dortigen Universität zu besuchen. Er habe, so erzählt er in De Poetica, Mauritius Hybernicus kennen gelernt, der ihn in seinen Kreis einführte und nachhaltig anregte, namentlich zum Studium der Poetik, das ihn fortan dauernd im Banne hielt.

Der Verlauf von Vadians Magisterexamen lässt sich rekonstruieren: Vadian erhielt am 7. September 1508, nach einer Prüfung vor der Fakultät, die sogenannte Lizenz und wurde daraufhin am 16. September durch den Vizekanzler der Universität, Thomas Resch (Velocianus), auf

---

[1] Wilhelm Waldner an Vadian, Hall im Inntal, den 4. April 1518 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 117).

[2] Dass Vadian in Villach den jungen Paracelsus kennengelernt habe, ist nicht zu erweisen, aber nach des letzteren Lebensdaten möglich (vgl. *G. Sticker*, Paracelsus. Ein Lebensbild. Nova Acta Leopoldina, NF. X, Nr. 66, Halle 1941). Der Vater, Wilhelm von Hohenheim, war Stadtarzt in Villach, der Sohn, 1493 geboren, lebte bis 1509 in Villach oder nicht allzu fern davon. 1509 zog er zu artistischen Studien nach Wien und kann dort mit Vadian in Beziehung getreten sein. In Ferrara führte er sein Medizinstudium durch, und Vadian stand mit einem seiner Lehrer, Nicolaus Leonicenus, bei dem um dieselbe Zeit Christoph Schürpf von St.Gallen (Crassus) studierte, in Verbindung (vgl. Vadianische Briefsammlung I, Nr. 16). Indessen fehlen meines Wissens Quellenzeugnisse für eine Begegnung Vadians mit Paracelsus in Villach oder Wien. (Hinweise z. T. von Dr. M. Gabathuler).

[3] Pomponii Melae ... libri de situ orbis tres ... (1518), Fol. 70 v.

[4] Von Beobachtungen und Erlebnissen in Venedig erzählte Vadian noch nach Jahrzehnten in St.Gallen den Freunden (vgl. Rütiner, Diarien I, Nr. 788).

[5] De Poetica, Tit. XVIII, sagt Vadian, er sei von Venedig »anno ab hinc octavo« (1506) nach Padua gereist. Man wird, trotz der abweichenden Zeitangabe, den Aufenthalt in Padua doch wohl im Zusammenhang der erwähnten Reise sehen müssen und nicht an einen früheren Besuch denken.

den 18. September, morgens 7 Uhr, zum Magisterexamen vorgeladen[1]. Mitte Oktober nahm dann der Vizekanzler im Stephansdom die feierliche Magisterpromotion vor[2].

Die Erhebung zum Magister bedeutete den Abschluss der Studien an der artistischen Fakultät. Ein artistischer Doktortitel wurde nicht verliehen. Der Sprachgebrauch höflicher und bewundernder Freunde hat freilich den Magister artium häufig als Doktor angeredet; so geschieht es nicht selten in Briefadressen an Vadian, lange ehe er in aller Form Doktor, nämlich Doktor der Medizin wurde: »bonarum artium doctori«, »artium et Musarum doctori«, »poetices et omnium humaniorum studiorum doctori«. Schon die wechselnden Fassungen verraten, dass es eine feststehende Titulatur nicht gab.

Vadian hätte als Magister artium die Universität verlassen und heimkehren oder aber sich dem eigentlichen Berufsstudium an einer der »oberen« Fakultäten zuwenden können. Er hat weder das eine noch das andere getan. Nur zu vorübergehendem Besuch weilte der junge Magister 1509 in St.Gallen. Dann kehrte er an seine Fakultät zurück. Damit entschloss sich der Fünfundzwanzigjährige zur akademischen Laufbahn eines humanistisch gesinnten und gebildeten Gelehrten, als Lehrer an der Universität, als Orator und Poeta, als wissenschaftlicher Forscher und Schriftsteller[3].

---

[1] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 1. Der nächste Montag war nicht, wie Anm. 3 sagt, der 22., sondern der 18. September.

[2] Der Zeitpunkt ist gegeben durch die Angabe (vgl. *Egli*, Täufer, S. 59) »prope festum Colomanni«, also am oder gleich nach dem Colomanstag, 13. Oktober, dem Tag, da Rektor und Dekane ihr Amt antraten und das Universitätsjahr eröffnet wurde.

[3] Die Lebensskizze Vadians, die *Goldast* im Umfang einer halben Seite dem Abdruck Vadianischer Schriften voranstellte (Rerum alamannicarum scriptores III, Fol. 1), hat biographisch einige Verwirrung angerichtet. Vadian, so heisst es hier, sei von Wien nach Krakau gezogen und habe sich dann, da die dortigen Gelehrten seinen Erwartungen nicht entsprachen, nach Buda gewandt, durch den Ruf der königlichen Bibliothek angezogen; nach geraumer Zeit sei er von dort nach Wien zurückgekehrt. Goldast setzt diese Reisen in die Zeit zwischen Vadians eigentlichen Studienjahren und dem Beginn seiner Lehrtätigkeit in Wien.

Mehrere Biographen Vadians (so *Fels, Pressel, Stähelin, Ehrenzeller, Ninck*) haben diese Angaben aus Goldast oder unter sich, einer vom andern, übernommen. *Johannes Kesslers* Vita weiss von diesen Etappen in Vadians Lebensgang nichts; sie erwähnt nur den sicher bezeugten Aufenthalt in Villach, den Goldast seinerseits nicht notiert. Goldasts Angaben finden in der verhältnismässig reichen zeitgenössischen Überlieferung keine Bestätigung; die feststehenden biographischen Daten dieser Jahre machen sie, wenn nicht

Professor, Poeta, Orator

Die mittelalterliche und ebenso die dem Humanismus erschlossene Universität schied nicht scharf zwischen Lernenden und Lehrenden. Schon der Baccalarius, vollends der Magister, mochte er auch gleichzeitig seine Studien noch weiterführen, beteiligte sich, sozusagen als Assistent und Lektor, am Unterricht. Auch für Vadian ist dies anzunehmen, obschon wir es im einzelnen nicht Schritt für Schritt belegen können. Bereits sehen wir Vadian jedoch bei einigen im Universitätsleben traditionellen Anlässen hervortreten. Am Ursulatag, 21. Oktober 1510, hielt er im Namen der Rheinischen Nation die Rede auf deren Schutzpatronin, die heilige Ursula und ihre elftausend Jungfrauen[1], zu Weihnachten desselben Jahres vor vielen Zuhörern die Universitätsrede, konventionell stilisiert, zum Geburtstag Christi[2]. In diesen gleichen Jahren wird der humanistische Freundeskreis in Wien, dem Vadian zugehörte, sichtbar, der Briefverkehr mit abwesenden Kommilitonen, aber auch mit persönlich unbekannten Gelehrten kommt in Gang; die ersten Publikationen werden vorbereitet und herausgegeben; der Name Vadian gewinnt Klang.

Der neupromovierte Magister hatte das Recht und die Pflicht, sich an den Aufgaben des akademischen Unterrichts zu beteiligen. Vadian wird Lehrer und Dozent. Schon 1510 schreibt er an einen seiner Schüler, spricht er von Rücksichten, die er den Studierenden schulde[3]. Man wird, wenn man sich Vadians erste Lehrtätigkeit vergegenwärtigen will, an

---

unmöglich, so doch sehr unwahrscheinlich: im September 1508 passierte Vadian das Magisterexamen, im Sommer 1509 hielt er sich in St. Gallen auf, ab Mai 1510 ist er wieder in Wien nachweisbar.

Goldasts Darstellung ist in dieser Form abzulehnen; in ihr spiegeln sich wohl, nach Motiv- und Zeitzusammenhängen verschoben, die kurze Fahrt Vadians mit Collimitius nach Buda, Herbst 1518, und die Reise (von St. Gallen aus) nach Krakau im Jahre 1519.

[1] Vadiani de undecim milibus virginum oratio, Wien o. J., wohl 1510 (*Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 318); vgl. dazu Kapitel 5, S. 302 ff.

[2] Ioachimi Vadiani oratio de Iesu Christi die natali, Wien 1511 (*Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 61); vgl. dazu Kapitel 5, S. 302, 304.

[3] Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 5: »Vadianus Servacio Scheb ... discipulo« ...

sprachliche Übungen und Repetitionen zu denken haben, an Schulmässiges und Handwerkliches, das den Alltag durchzog, ohne dauernd sichtbare Spuren zu hinterlassen. Aber dazu gesellte sich Lektüre, die den Schüler weiterführte und auch dem Dozenten Gelegenheit bot, sich in der Interpretation zu entfalten, zur Geltung zu bringen, was ihn wissenschaftlich beschäftigte. Aus Andeutungen kennen wir wenigstens einige Gegenstände Vadianischer Vorlesungen dieser Frühzeit: Columella, De cultu hortorum, Strabos Hortulus, die Homer zugeschriebene Batrachomyomachie[1], — abgelegene Texte, wenig bekannte Autoren, zu denen der junge Gelehrte aber eine persönliche Beziehung besass; an der Batrachomyomachie interessierte ihn die Verfasserschaftsfrage[2], Strabos Hortulus hatte er selbst entdeckt und erstmals herausgegeben[3]. Was neu sich bot, den Blick anzog, den Sinn erfüllte, darüber konnte er reden und schreiben: dies machte die Lust des Humanisten aus. Humanistisch war auch das Thema der ersten Vorlesung Vadians, die sich genau datieren und durch das mit Noten durchsetzte Handexemplar des Textes[4] nachweisen lässt: im Sommer 1511 las Vadian über Sallusts Catilinarische Verschwörung und Jugurthinischen Krieg und sorgte im Anschluss daran für die Neuauflage einer guten Textausgabe des Historikers[5].

In diesen ersten Dozentenjahren stand Vadian noch frei neben der Fakultät und ihren Obligatorien.

Aber auf das Wintersemester 1511/12 wurde ihm, bei der Verteilung der Lehrgebiete an die Magistri, die alljährlich am 1. September stattfand, erstmals eine der regulären Vorlesungen zu selbständiger Behandlung übertragen: die Vorlesung über die »Sphaera des Aristoteles«[6]. Es

---

[1] Vgl. *W. Näf,* Vadians Vorlesungen in Wien (Vadian-Studien, Heft 1, St.Gallen 1945).

[2] Dedikationsepistel Vadians an Johannes Mair, Wien, 30. Juni 1510 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 1).

[3] Vgl. später, Kapitel 5, S. 255 ff.

[4] Die Vadianische Bibliothek hat *Verena Frei* rekonstruiert (Bibliotheca Vadiani, als Ms. auf der Stadtbibliothek St. Gallen); die Vadian gehörende und von ihm benutzte Sallustausgabe findet sich hier als Hist. Nr. 268 (heute Inc. 735).

[5] Dedikationsepistel Vadians an Christophorus Crassus, 27. Oktober 1511, in: C. Crispi Sallustii De Coniuratione Catilinae et bello Iugurthino historiae ... (*Denis,* Buchdruckergeschicht, Nr. 49; Exemplar Nationalbibliothek Wien, Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen). Die Publikation von Briefen von und an Vadian, die in der Vadianischen Briefsammlung fehlen, ist vorgesehen.

[6] Vgl. *Egli,* Täufer, S. 60, Nr. 11; *Näf,* Vadians Vorlesungen in Wien.

handelte sich um eine der hergebrachten kleineren Vorlesungen[1], um einen mathematisch-astronomischen Gegenstand in dem Sinne, wie derartiges im scholastischen Lehrbetrieb dem aristotelischen Kanon und der Philosophie zugezählt wurde. Vadians Kraft wurde damit für die Fakultät, ihr unerschüttert beibehaltenes Vorlesungsprogramm in Anspruch genommen. Seine Studien und seine Lehrtätigkeit bewegten sich fortan auch im Zirkel der überkommenen Wissenschaften, nicht nur auf der humanistischen Linie.

Die erste Vorlesung, die Vadian förmlich durch die Fakultät überbunden wurde, war ihrem Thema nach scholastisch, nicht philologisch-musisch. Was er aus dem Gegenstand gemacht hat, wissen wir nicht. Der humanistisch Gesinnte konnte sich seiner in neuem Geiste, in modern naturwissenschaftlichem Sinne bemächtigen. Celtis und seine Schüler sahen den Mathematicus dem Poeta nahe stehen; wir wissen, dass Vadian sich, angeregt durch Collimitius, der beides in einem war, den mathematisch-astronomischen Fragen öffnete[2].

Äusserlich ist Vadian damit einen bedeutenden Schritt vorangekommen: er ist in den Rang der Magistri actu regentes oder, wie es auch heisst, der Magistri ordinarie legentes aufgenommen worden, — in die Zahl der Professoren, wie man sagen könnte, obgleich dieser Titel in der Artistenfakultät wenig gebräuchlich war. Gleichzeitig wurde er, als Mitglied der Fakultät, zum Examinator bei den Baccalariatsprüfungen bestellt.

Vadians selbständige Vorlesungstätigkeit läuft also von diesem Semester ab, und heute gelingt es allmählich, aus zerstreuten Notizen in Briefen und Schriften einen Überblick über die Themen seiner Wiener Kollegien zu gewinnen[3]. Seine akademische Stellung, sein Aufgabenkreis veränderten sich rasch; seine Entwicklung bedeutete Aufstieg, Weitung, vor allem aber auch geistige Verselbständigung und damit Formung eines Charakters, der dem Manne von innen heraus klare eigene Ziele setzte.

---

[1] Nach den Kollegiengeldansätzen zu urteilen, die *Aschbach,* Geschichte der Wiener Universität I, S. 95 f gibt.

[2] Dass Vadian sich, zusammen mit Collimitius, eben damals und vielleicht im Zusammenhang mit dem Vorlesungsauftrag astronomischen Studien hingab, belegt die Dedikationsepistel, mit der Collimitius unter dem 12. November 1511 Vadian seine Neuausgabe der Sphaera des Proclus Diadochus widmete (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

[3] *W. Näf,* Vadians Vorlesungen in Wien.

Schon 1512 erscheint Vadian als Stipendiatus, das heisst als besoldeter Professor. Im gleichen Jahre übernahm er die Vertretung Cuspinians, der seit 1508 den Lehrstuhl des Celtis innehatte, aber durch andere, vornehmlich diplomatische Aufträge im Dienste des Kaisers, vielfach abgehalten wurde[1] und wohl bereits durch Angelus Cospus entlastet worden war. Damit eröffneten sich ihm freilich in viel reicherem Maße als bisher Pflicht und Möglichkeit, die humanistischen Fächer zu lehren, humanistische Methode, humanistischen Geist zur Geltung zu bringen. Vadian hat dies während der nächsten zwei Jahre, 1512 bis 1514, getan. Etwa zwei Jahre lang, so schreibt er am 1. Januar 1517[2], habe er gewissenhaft und eifrig für Cuspinian gelesen; in den zwei letztvergangenen Jahren — 1515 und 1516 — habe er sich dann freiwillig von jenem Lehrauftrag zurückgezogen.

Die Jahre 1512 bis 1514 bedeuten einen ersten Höhepunkt von Vadians akademischer Lehrtätigkeit, vielleicht die Zeit, da sein Humanismus am eindeutigsten durch die philologischen Interessen bestimmt wurde. Im Winter 1512/13 hörte ihn Jakob Zwingli, Huldrych Zwinglis Bruder, über Ciceros Briefe vortragen[3]. Gleichzeitig oder daran anschliessend interpretierte er des Plinius Praefatio in historiam mundi, ausdrücklich bezeugend, dass Cuspinian dies vor fünf Jahren gleichfalls getan habe[4], — sodann, im Sommer oder Herbst 1513, den pseudo-ciceronischen Auctor ad Herennium[5]. Im Wintersemester 1513/14 hat er seine wohl bedeutsamste Vorlesung De poetica et carminis ratione gehalten, eine der ersten, wenn nicht die allererste umfassende literaturkundliche Vorlesung, von der wir Kunde haben, ja deren Text uns überliefert ist[6]. Im Sommer 1514

---

[1] ... »cum ob Caesareae maiestatis negotia raro adsit« (vgl. Dedikationsepistel des Augustinus Moravus an Vadian, Olmütz, 13. Febr. 1512; Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

[2] An Pierius Gracchus (Krachenberger); vgl. Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 16.

[3] Jak. Zwingli an Huldrych Zwingli, 23. Jan. 1513: »Ciceronis epistolas ex nostro Ioachimo ... audio«, Zwinglis Briefwechsel, bearbeitet von *E. Egli*, hsg. von *G. Finsler* (Corpus Reformatorum, Huldreich Zwinglis sämtliche Werke VII), Nr. 8. — Zwingli selbst gibt seinen Vornamen als Huld(e)ricus, Huld(e)richus, Huld(e)rych.

[4] Vadians Dedikationsepistel an Collimitius, Februar 1513, einer Ausgabe der Praefatio des Plinius vorangestellt (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

[5] Vadian bezeichnete die rhetorische Unterweisung ad Herennium in De Poetica, Tit. XXV, noch als ciceronisch. Vgl. *Näf*, Vadians Vorlesungen in Wien.

[6] 1518 gedruckt. Vgl. später, Kapitel 5, S. 277 ff.

machte er das geographische Werk des Pomponius Mela zum Gegenstand einer Vorlesung[1]. Er trägt die volle Last des akademischen Amtes; alle Kraft und allen Eifer, so schrieb er in diesen Jahren einmal an Zwingli, setze er für seine Schüler ein; er habe seine Freiheit verkauft, und seine Musse sei selten geworden[2].

Von 1514 an hat Vadian, mit seinen medizinischen Studien beschäftigt, seine literarisch-humanistischen Vorlesungen wohl eingeschränkt. Immerhin erfahren wir, dass er auf das Wintersemester 1514/15 die Vorlesung über das 7. Buch der Naturalis historia des älteren Plinius übernahm[3], 1516/17 die nach des Angelus Cospus Tode verwaiste Lektüre der Georgica Vergils durchführte[4], Bücher aus Diodors Geschichtswerk erklärte[5], wenig später, 1517, des Pontanus Meteororum liber vornahm[5] und abermals über den Periegeten Pomponius Mela vortrug[6]. Die Reihe der Titel erweist, dass Vadian neben den Historikern die naturwissenschaftlichen und geographischen Schriftsteller stärker in den Vordergrund treten liess als früher.

Immer enger verwuchs Vadian in diesen Jahren mit der Universität als eines ihrer ausgezeichneten Häupter, — Humanist nach Gesinnung und Wirken, aber der halb klösterlichen Lebensordnung der Universität eingefügt. Die Universität war einst als landesherrliche Gründung geschaffen worden; aber sie hatte päpstlicher Genehmigung und Unterstützung bedurft und war als Korporation von betont kirchlichem Charakter aufgebaut worden, mit päpstlichen Privilegien ausgestattet, mit Pfründen dotiert, vom geistlichen Auge überwacht. Wohl war im Laufe der Zeit der fürstliche Einfluss stärker und schliesslich bestimmend geworden und war die weltliche Bedeutung der Universität gewachsen, indem die Studien weniger einseitig auf Kirchenlehre und Kirchendienst bezogen und in neuester Zeit mit humanistischer Unbefangenheit über

[1] Rudolf Agricola an Vadian, Gran, 25. August 1514 (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

[2] Vadian an Zwingli, Wien, 7. Mai 1513 (Vadianische Briefsammlung VII, Nachträge Nr. 1; Zwinglis Briefwechsel I, Nr. 9a).

[3] *Egli*, Täufer, S. 61, Nr. 14.

[4] *Näf*, Vadians Vorlesungen in Wien.

[5] Dedikationsepistel Vadians an Konrad Grebel, 28. Febr. 1517, der Ausgabe des Liber meteororum des Pontanus beigegeben (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

[6] Dedikationsepistel Vadians an Abt Franz von St.Gallen, 15. Okt. 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 18) und Joh. Leopold und Konrad Grebel an Zwingli, 8. (?) Sept. 1517 (Zwinglis Briefwechsel I, Nr. 27).

den alten Rahmen hinaus erweitert wurden. Aber die Universität behielt ihre kirchlich-korporative Organisation unverwischt bei, und diese bestimmte den Lebensstil aller ihrer Angehörigen. Seit 1514 war Vadian Collegiatus, Duodecimvir Collegii Viennensis, das heisst Mitglied des Collegium ducale. Das Collegium ducale war 1384 bei der zweiten Gründung der Universität durch Herzog Albrecht als der feste Mittelpunkt des Wiener Studium generale gestiftet und mit einem Hause, dem Universitätsgebäude zur Seite, ausgestattet worden. Es wurde gebildet durch zwölf artistische Magister, die gemeinsam in eigenem Hause und bei freiem Unterhalt lebten, unverheiratet, einem geistlichen Orden, einem Stifte von Chorherren vergleichbar. In dieser klerikalen Lebensweise und Würde, die in der Hierarchie der Universität zweifellos als Auszeichnung galt, haben wir uns seither Vadian vorzustellen; entsprechend sind die Briefe an ihn adressiert: »... Ioachimo Vadiano ... Viennae in collegio caesareo vitam viventi ...«; »... Viennae, in collegio ducali«[1]. Im Jahre 1514 versah er das Amt des Vizekanzlers, — Vertreter des Propstes zu St. Stephan, der ex officio als Kanzler die geistliche Autorität gegenüber der Universität vertrat und namentlich bei der Erteilung der Grade mitzusprechen hatte. Dem Vizekanzler lag es ob, im Auftrage des geistlichen Herrn die feierlichen Promotionen im Stephansdom vorzunehmen. Endlich gehörte Vadian — es ist dies für 1515 und 1516 bezeugt — dem Consilium facultatis an, dem engeren Rate von vier Fakultätsmitgliedern, der dem jeweiligen Dekan zur Unterstützung, aber auch zur Kontrolle beigegeben war.

Man sieht: die Ämter häuften sich und die Ehren. Die Auszeichnung aber, die in der humanistischen Gelehrtenrepublik höchstes Ansehen verlieh, der Kranz, den Vadian längst lockend vor den Augen schweben sah[2], den er begehrte und den zu erwerben er sich bemühte[3], wurde ihm am

[1] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 43 und Nr. 46. Vadian hatte bisher im Kloster St. Hieronymus gewohnt, das der Universität benachbart lag; eine Adresse von 1513 lautet noch: »... Vadiano, in aedibus divi Hieronymi habitanti ...« (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 21).

[2] Am 7. Mai 1513 schrieb er an Zwingli, der verfrüht von einer Dichterkrönung Vadians vernommen, er werde es ihm melden, wenn der Lorbeer seine Schläfen umwunden habe; man erwarte nämlich die Ankunft des Kaisers (Vadianische Briefsammlung VII, Nachträge Nr. 1; Zwinglis Briefwechsel I, Nr. 9 a).

[3] *W. Näf*, Die Vorbereitung von Vadians Dichterkrönung (Vadian-Studien Heft 1, St.Gallen 1945).

12. März 1514 zuteil: Kaiser Maximilian I. krönte ihn zu Linz zum Poeta laureatus. Dies bedeutete nicht Amt und Würde der schwerfällig-altmodischen Universität; dies war eine Ehre, die dem ausserordentlichen Einzelnen zuteil wurde, beglänzt von kaiserlicher Gnade. Poeta kann nur heissen, wer die neuen Wissenschaften pflegt und fördert, die »studia humanitatis«, die »litterae politiores«[1]; Poeta zu sein, ist das höchste Ziel des Humanisten; alle Wissenschaft und Kunst, so hat es Vadian selbst verkündet, vereinigt der Dichter in sich. Die Krönung aber macht dies aller Welt sichtbar, und humanistische Begeisterung erhebt sie, alles konventionelle und wohl arrangierte Beiwerk übersehend, in die ideale Höhe einer symbolisch bedeutsamen Handlung. Vadian selbst hat denn auch gerade diesen Titel mit Stolz geführt, und von allen Seiten gratulierten die Freunde. In gehobenem Ton kündet Kesslers Biographie das Ereignis: als Liebling der Musen, als berühmter, aus dem kastalischen Quell schöpfender Dichter ist Vadian vom Kaiser ausgezeichnet worden. Vadian hat seinerseits an einer kaum beachteten Stelle seiner Poetik[2] die Szene geschildert, die Gefühle, die ihn bestürmten, als er in glänzender Versammlung seine Ansprache an den Kaiser hielt, hingerissen von der Grösse des Augenblicks, — wie er dann vor Maximilian kniete, von seiner Hand erhoben wurde, wie der Kaiser seine Linke mit dem Ringe, seine Stirne mit dem Kranze schmückte und ihn, unter dem Beifall der Menge, als Poeta proklamierte. Doch dass der Tropfen Wermut im Freudenbecher nicht fehle: es war kein Lorbeer vorhanden gewesen, und der Kranz bestand aus Buchs — »corona e buxo texta (nam laurus non suppetebat)« —, der aber gleichfalls, wie Vadian sich tröstet, die Berge liebt und unverwelklich ist.

Wie die Universität ihn schätzte, als einen ihrer repräsentativsten Männer und besten Redner, das zeigte sich im folgenden Jahre 1515. Die habsburgische Politik hatte, gerade hierin erfolgreich von Cuspinian bedient, Erbvertrag und doppelte Familienverbindung mit den Jagellonen von Böhmen und Ungarn vorbereitet: Enkel und Enkelin des Kaisers wurden der Tochter und dem Sohne des Jagellonen-Doppelkönigs Ladislaus bestimmt. Ein Fürstentag zu Wien sollte die Abmachung, die der späteren Erwerbung von Böhmen und Ungarn den Boden bereitete, be-

[1] Dedikationsepistel Vadians an Konr. Grebel, 28. Febr. 1517, der Ausgabe des Liber meteororum des Pontanus vorangesetzt (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

[2] De Poetica, Tit. XXIII.



VADIANS POETENDIPLOM VON 1514

stätigen. Der Kaiser empfing im Juli 1515 Ladislaus von Ungarn und Böhmen und dessen Bruder, König Sigismund von Polen; ein erlauchter Kreis geistlicher und weltlicher Fürsten samt einer Schar von Adligen und dem Schwarm des Volkes fand sich ein. Die Universität, die bei solchen Staatsanlässen die Redner zu stellen hatte, sah insgesamt 22 Ansprachen an die einzelnen fürstlichen Gäste vor[1]. Die bedeutendste und ehrenvollste Aufgabe, Maximilian I. zu begrüssen, den römischen Kaiser, den Landesherrn in Österreich, den Protektor und Gönner der Universität und der humanistischen Studien, wurde Vadian übertragen. Und damit nicht genug, Vadian hatte auch einen der jagellonischen Könige, Sigismund von Polen, mit gebührenden Worten und Lobeserhebungen zu empfangen. Er hat dann freilich nur die Rede an den König von Polen wirklich halten können; der Kaiser fand im Drange der Geschäfte keine Zeit, die ihm zugedachte Ansprache anzuhören; aber er liess sie sich schriftlich einreichen. Die beiden Reden sind sogleich gedruckt worden, die Kaiserrede anscheinend gegen den Wunsch Vadians, der sie gerne, auf Grund eingehenderer Studien, zu einem grösseren Werke über Maximilian ausgebaut hätte[2]. Dass dieses schon durch seinen Gegenstand bedeutsame historische Buch Vadians ungeschrieben geblieben ist, müssen wir bedauern; das Relief von Vadians Ansehen aber hebt sich im Rahmen der Festlichkeiten des Sommers 1515 eindrücklich ab.

Doch noch enger verpflichtete ihn alsbald die Universität. Am 2. November 1516 starb überraschend Angelus Cospus[3]; Vadian führte dessen

---

[1] Die 22 Reden sind im Januar 1516 publiziert worden unter dem Titel: Orationes Viennae Austriae ad Divum Maximilianum Caes. Aug. aliosque illustrissimos principes habitae in celeberrimo trium regum ad Caes. conventu. Anno M.D.XV. (vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 158).

[2] Die Rede an Sigismund erschien zu Wien unter dem 5. August 1515: »Oratio coram invictissimo Sigismundo rege Poloniae etc. in conventu Caesaris et trium regum, nomine Universitatis, Viennae Austriae per Ioachimum Vadianum poetam laureatum habita ...« (*Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 140). Der Titel der Kaiserrede lautet: »Divo Maximiliano Ces. Augusto, principi magnanimo et invicto. Oratio, nomine Gymnasii Viennensis per Ioachimum Vadianum Helvetium, oratorem et poetam ab eodem laureatum, XI. Kalen. Augusti Anno M.D.XV. in celebri summae nobilitatis praesentia, exhibita« (*Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 147). Die Dedikationsepistel Vadians an Bischof Georg von Wien, der Kaiserrede vorangestellt, dat. Wien, 1. Aug. 1515, spricht über das Zustandekommen des Druckes (vgl. Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 10).

[3] Angelus Cospus aus Bologna war, um den Kriegswirren in Italien zu entgehen, erst vor wenigen Jahren nach Wien gekommen, »anscheinend erst 1514«: *H. Ankwicz*

angezeigte, vielleicht begonnene Vorlesung über Vergils Georgica fort[1] und sah sich einige Wochen später berufen, seine Professur zu übernehmen. Er wird, nach Cuspinian und Cospus, der dritte Nachfolger des Celtis, Inhaber des berühmtesten humanistischen Lehrstuhles des damaligen Deutschland. Dieses Amt schien ihn auf die Dauer an Wien zu binden; es hätte jeden humanistischen Ehrgeiz zu befriedigen, jede gelehrte, musische Wirksamkeit zu eröffnen vermocht. Vadian selbst spricht von der ebenso nützlichen wie ehrenvollen Stellung, die er erlangt habe[2]. Die Freunde gratulieren; Urbanus Regius verkündet ihm preisend den Ruhm seines Namens: man sage, in Vadian sei Konrad Celtis, Germanorum poetarum primus, auferstanden; bei allen seinen Schülern sei Vadian, was seltener vorkomme als das Erscheinen des Vogels Phönix (»quod phoenice rarius est«), beliebt; denn er verbinde Rednergabe mit Gelehrsamkeit, erfreue durch den Glanz seiner Sprache, beschenke durch den Reichtum seines Wissens[3].

Vadian hatte die Höhe seiner humanistischen Laufbahn erreicht, von der er weit blickte, wo er von weitem gesehen wurde. Für dasselbe Wintersemester 1516/17 war er zum Rektor der Universität gewählt worden.

Doctor medicinae

Aber dieser Aufstieg des Humanisten Vadian — Leistung und Anerkennung dieser Leistung — macht noch keineswegs den ganzen Inhalt seines bisherigen Lebens aus, gibt noch nicht das volle biographische Bild. Schwer begreiflich wäre von hier aus die Tatsache, dass Vadian, anderthalb Jahre, nachdem er sich ein hohes Lehramt hatte übertragen lassen, nach St.Gallen zurückkehrte, unverständlich sein späterer Entwicklungsgang, die Eigenart seines reifen geistigen Wesens. Gerade Vadians Rek-

v. Kleehoven, Joh. Cuspinians Briefwechsel (Veröffentlichungen der Kommission zur Erforschung der Geschichte der Reformation und Gegenreformation; Humanistenbriefe, 2. Bd.), München 1933, S. 42, Anm. 4.

[1] Rütiner Diarien I, Nr. 672/673 und Nr. 931; *Näf*, Vadians Vorlesungen in Wien.

[2] Dedikationsepistel Vadians an Krachenberger, dat. 1. Jan. 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 16).

[3] Urbanus Regius an Vadian, 16. Mai 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 97).

torat weist auf eine andere Seite seines Strebens und seiner Ausbildung hin. Vadian war berühmter Humanist, Poeta und Orator; doch nicht als Professor der Artistenfakultät ist er zum Rektorat erhoben worden, sondern als Vertreter der medizinischen Fakultät. Ihr gehörte der Zweiunddreissigjährige damals als Studierender an, als Doktorand, der vor seinem Examen stand. Ein Brief aus fröhlicher Gesellschaft von Freunden spricht ihn, am 15. November 1516, in scherzhaftem Ton, aber ohne Zweifel zutreffend an: »Magister ornatissime, mox licentiande et in medicinis doctorande, nunc vero rector«[1].

Vadian hatte vor Jahren das medizinische Studium begonnen, das er Ende 1517 mit der medizinischen Doktorpromotion abschliessen sollte. Dass man auf die artistischen Semester und Examina ein Fachstudium aufbaute, war durchaus üblich; auffällig ist höchstens, dass Vadian dies so lange nach Abschluss seiner artistischen Studien, aus verheissungsvoll eröffneter akademischer Laufbahn heraus tat. Entschluss und Anfänge sind in das Jahr 1512 zu setzen[2].

Vadian war damals etwa 28 Jahre alt, besass bereits Stellung, Ansehen, Einkommen: nicht nur Magister actu regens, sondern Stipendiatus, bald Collegiatus. Es ist also nötig, nach den inneren Motiven seiner Hinwendung zur Medizin zu forschen. An anregenden Beispielen hat es ihm nicht gefehlt: sein Lehrer in St.Gallen, Hans Schürpf, hatte als Magister artium und aus dem Berufsleben heraus, noch in reifen Jahren, Medizin studiert; in Wien waren der akademische Lehrer Cuspinian und der Freund Collimitius denselben Weg, in jüngeren Jahren, gegangen. Vadian folgte ihnen spät, nachdem er zunächst Miene gemacht hatte, sich der Jurisprudenz zu widmen. Er habe, so erzählt Kesslers Vita, auch in römischem Rechte Studien getrieben und gute Fortschritte gemacht, sei dann aber an die medizinische Fakultät übergegangen. Diesen Entschluss, Medizin zu studieren, begründet Vadian, aus späterer Rückschau (1518), in schönster Weise selbst[3]: er habe sich nach erfolgreich begonnenen juristischen Studien zur Medizin oder, wie es charakteristisch heisst, zu den medizinischen Schriftstellern — »ad medicinae scriptores« — gewandt. Er habe dies getan, weil er von seiner Jugend an Freude an naturwissenschaftlichen Dingen verspürte, und weil er erkannt habe, dass diese

[1] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 82.
[2] Vgl. S. 150 f.
[3] De Poetica, Tit. XXI.

von gebildeten Medizinern am fruchtbarsten behandelt werden, ganz besonders aber, weil er eingesehen habe, dass die Kenntnis der Natur für die stets von ihm geliebte Dichtkunst nützlicher sei als die Jurisprudenz. Daher habe er lieber Mediziner als Jurist sein wollen: »Medicus esse quam iuris peritus malui«.

Dieses Zeugnis ist für Vadians humanistische Denkweise, seine Wertung und Verbindung der Wissenschaften, bezeichnend. Biographisch ergibt sich aus seinen Worten, dass er lediglich zwischen Medizin und Juristerei eine Wahl traf, dass er jedoch keineswegs seine philologisch-literarischen Neigungen der ärztlichen Wissenschaft habe opfern wollen. Sein Bildungsideal, wie er es hier, am Ende seiner Wiener Zeit, nochmals umschreibt, ist umfassend-einheitlich: der Dichter verkörpert es. Der Poeta ist der Vates, der wahre Weise und Künder der Weisheit. Aller Wissenschaft liegt Dichtung zugrunde; seherische Weisheit ist höchstes Ziel und höchster Ausdruck aller Wissenschaft. Die Theologen waren ursprünglich Dichter, Gesetze sind, wie Solons Beispiel lehrt, in Versen geschrieben worden; ganz besonders aber war die ärztliche Kunst den Dichtern vertraut: Homer habe Medizin wohl verstanden, Vergil sich ihr gewidmet, in griechischen wie in lateinischen Versen sei die Heilkraft der Pflanzen, sei der Gang der Naturforschung dargestellt worden. »Vatibus et medicis unus Apollo favet«[1], den Dichtern und den Ärzten ist derselbe Apoll gewogen. Ihn selbst hatte schon 1509 Walahfrid Strabos poetische Beschreibung der Heilpflanzen in seinem Apothekergärtchen so begeistert, dass er 1510 eine erste, 1512 eine zweite Ausgabe der Schrift veranstaltete[2], und 1511 gab er der Abhandlung des Arztes Windperger über die Thermen von Baden bei Wien vier Disticha, die Heilkraft der Bäder preisend, bei[3]. Der Dichter kündet die Natur; nicht voraussetzungslos aber kann dies geschehen. Vadian kennt auch die andere Funktion: die Natur spricht zum Dichter, und er muss auf sie lauschen; er lernt aus ihr, und die Medizin, wie keine andere Wissenschaft, erfährt und erlebt ihr geheimnisvolles Walten.

---

[1] De Poetica, Tit. XXI.

[2] Vgl. später, Kapitel 5, S. 255.

[3] De Thermis et earum origine ac natura quibusque morbis sint salubres et quale in eis regimen sive dieta observari debeat libellus Wolfgangi Anemorini medicinae doctoris tam frugifer quam brevis; darin Ioachimus Vadianus lectori (vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 45; Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

Vadian hat also das neue, spät begonnene Studium der Medizin organisch in seinen bisherigen Interessenkreis aufzunehmen vermocht, — in einen Interessenkreis freilich, der sich nicht nur dehnte, sondern schliesslich nach einer Richtung hin öffnete. Und nach dieser Richtung sah sich Vadian durch die seinem Geiste eigentümliche Anlage getrieben: zu den Realien, von den literarisch-schönen zu den praktisch nützlichen Wissenschaften. Aber diese Entwicklung floss, innerhalb des humanistischen Stromes, langsam dahin; Vadian brauchte als Mediziner seine geistige Richtung zunächst nicht zu ändern; er gedachte, wie er es selbst motiviert, sein Wissen zu bereichern, sein Blickfeld zu weiten. Der Dichter führt zur Natur, Medizin kann mit philologischer Methode studiert werden. Andererseits ist Einblick in die Natur dem Dichter unentbehrlich, und die Natur kann mit Liebe erlebt, mit dem Auge gesehen, mit aufgeschlossenem Sinn beobachtet werden. Der Poeta ist alles in einem; alles Wissen und Können sammelt sich in ihm; das Licht der Schönheit und Weisheit strahlt aus ihm. Vadian hat diese dem Humanismus so teure Vorstellung übernommen und festgehalten, eine ideale Hypothese und schliesslich ein konventioneller Lehrsatz der humanistischen Pädagogik, der die wahren und notwendigen Scheidungen der geistigen Funktionen verwischte. Vadian selbst hat ihn verkündet, noch 1518 in seiner Poetik. Dies ging an, weil die Begriffe des Poeta, der bonae litterae, der politiores artes so weit gefasst wurden, dass in ihnen ein fast unbegrenzter Bewegungsraum offen stand, in dem jene Verlagerung des Schwergewichtes vom literarischen zum naturwissenschaftlichen Humanismus möglich war, die Vadian tatsächlich im Laufe seiner Wiener Jahre vorgenommen hat. Der Mediziner konnte mit seinen Studien fast ganz in der philologischen Sphäre verbleiben. Er wurde doch ein anderer, als er als Philologe gewesen, und nur in sentimentaler Erinnerung konnte er sich als Mediziner noch Poeta nennen. Er gewann vor allem einen Stand des Wissens und Könnens, der ihm einen unmittelbaren Ausblick und Ausweg zum praktischen Leben, zu einem bürgerlichen Beruf eröffnete. Dies aber, so lässt sich erkennen, ist auch für Vadians Entschluss zum medizinischen Studium früh bestimmend oder wenigstens mitbestimmend gewesen.

Hier ist eine biographisch wichtige Feststellung einzusetzen: Gerade im Zusammenhang mit der fortschreitenden medizinischen Ausbildung Vadians ist sehr früh von seiner dereinstigen Rückkehr in die Heimat die Rede gewesen. Was Vadian im Sommer 1518 ausführte, entsprang nicht

einem unvermittelten Entschluss, sondern ging auf jahrelange Erwägungen zurück. Schon zu Anfang des Jahres 1516 sondierte Ulrich Lener[1] in Vadians Auftrag die Möglichkeiten einer Heimkehr. Vadian scheint damals nicht nur an St.Gallen, sondern auch an Zürich gedacht zu haben. Es geschah schwerlich von ungefähr, dass gleichzeitig auch die Frage einer Verheiratung Vadians aufgeworfen wurde. Ulrich Lener hat sich geschäftig nach einer Gattin für den Freund umgesehen, und er ist nicht verlegen, eine junge Witwe von 18 Jahren mit einem hübschen Sümmchen in Vorschlag zu bringen; »... die naim üch, wann ir hie werend und üch gefellig were«. Der Poeta und Collegiatus soll als Arzt zum verheirateten Bürger werden. Lener ist überzeugt: »ir werdend wol wiber gnůg fünden, wenn ir doctor werdend und haim komend«[2]. In einem etwas späteren Briefe[3] verbindet Lener abermals beides, — diesmal in lateinischer Stilisierung: »habebis ubique apud nostrates amicos exquisitos, mulierum copiam elegantissimam«, — Du wirst bei uns überall ausgezeichnete Freunde und eine ansehnliche Auswahl an Frauen haben; Lener selbst weiss jetzt gleich zwei, die er empfehlen könnte.

Abschluss des Medizinstudiums und dann Heimkehr, — daran hat um diese Zeit Vadian vermutlich gedacht; dies war sicher die Hoffnung und der Rat der Freunde in der Heimat. Aus Leners Briefen wird dies klar; Ende desselben Jahres 1516 bezieht sich der vertraute Freund Miles auf einen seiner früheren Briefe an Vadian, in dem er ihm geraten habe, »ut acceptis medicinae insigniis statim ad nos accelerare non differas«, dass er nach Abschluss des medizinischen Studiums ungesäumt heimkehren möge[4]. Noch hatte Vadian damals einen festen Entschluss offensichtlich nicht gefasst; aber die ärztliche Ausbildung konnte die Wendung zu einem andern Kurs seines Lebens vorbereiten.

Am 13. Oktober 1512 liess sich Vadian in die medizinische Fakultät einschreiben[5]. Er begann sein medizinisches Studium also im Winter-

---

[1] Lehrer u. später Pfarrer in Appenzell, in Wien zuvor Vadians Schüler u. Famulus.

[2] Ulr. Lener an Vadian, Appenzell, 15. Febr. 1516 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 60).

[3] Desgleichen, Appenzell, 12. Juli 1516 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 71).

[4] Herm. Miles an Vadian, St.Gallen, 16. Dez. 1516 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 85).

[5] *K. Schrauf,* Acta facultatis medicae universitatis Vindobonensis III (1490—1558), Wien 1904, S. 86: »Eodem die [videlicet die Colomanni] est intitulatus Mag. Iochachimus [sic !] von Watt alias Vadianus ex Sancto Gallo; dedit 15 cruc.«.

semester 1512/13 und hat es zunächst neben seiner bisherigen Tätigkeit gefördert; 1514 steht er, wie sich aus Briefen ergibt[1], bereits mitten darin. Er war gleichzeitig beides: Professor an der artistischen Fakultät und Schüler der medizinischen. Dies war möglich, weil die Fächer einander viel näher standen als in modernen Zeiten, und weil der medizinische Stundenplan nicht die ganze Zeit des Studierenden in Anspruch nahm. Die Wiener medizinische Fakultät sah einen fünfjährigen Studiengang vor und verlangte für die Zulassung zu ihrem Doktorat den Nachweis mindestens einer Disputation pro Jahr, des ununterbrochenen Besuches zweier ordentlichen Vorlesungen und der Krankenvisiten in Begleitung eines Arztes während eines Jahres[2]. Sie war noch wenig differenziert ausgebaut; es gab zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Wien, neben einer grösseren Anzahl lesender und prüfender Doktoren der Medizin, nur zwei oder drei besoldete Professoren. Der Studienbetrieb war in eine enge Routine gebannt geblieben, aus der noch kein Weg zu wirklicher Modernisierung, vor allem kein Zugang zu naturwissenschaftlicher Forschungs- und Erkenntnisfreiheit gesucht und gefunden worden war. Zwar standen um 1500 zwei Lehrer der medizinischen Fakultät, Johannes Tichtl und Bartholomäus Steber, Konrad Celtis nahe; sie hatten sich um seine Berufung nach Wien bemüht und gehörten seiner Sodalitas, seiner Reformpartei an[3], — Ärzte, die sich für den literarischen Humanismus begeisterten, ohne dass sie seine naturwissenschaftlichen Anregungen für ihre medizinischen Fächer hätten entscheidend wirksam machen können.

---

[1] Der Brief Johann Gastgebs an Vadian, dat. 16. Jan. 1514 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 28), ist nicht dahin zu verstehen (wozu die Inhaltsangabe des Herausgebers verführen könnte), dass Gastgeb Vadian empfiehlt, das Studium der Medizin zu ergreifen, sondern dass er ihm rät, sich diesem Studium eifrig zu widmen.

Johannes Gastgeb war am 26. September 1513 zum Doktor der Medizin promoviert worden und gehörte in der Folge zu den Doktoren der Fakultät, also wohl auch zu Vadians Lehrern. Im Wintersemester 1516/17 — in Vadians Rektoratssemester — war er medizinischer Dekan; vgl. *Schrauf,* Acta facultatis medicae III, S. 89—94, 109, 118.

[2] Vgl. *J. Aschbach,* Geschichte der Wiener Universität, Band 2, Die Wiener Universität und ihre Gelehrten 1520—1565, Wien 1888, S. 66 ff; *Schrauf,* Acta facultatis medicae III, Einleitung; *L. Senfelder,* Öffentliche Gesundheitspflege und Heilkunde, II. Die medicinische Schule im ersten Jahrhundert ihres Bestehens (Geschichte der Stadt Wien, hsg. vom Altertumsvereine zu Wien, II, 2. Hälfte, Wien 1905), besonders S. 1048 ff.

[3] Vgl. *Bauch,* Reception des Humanismus, besonders S. 29 und S. 55 ff; *Grossmann,* Frühzeit des Humanismus, S. 306 f; *Rupprich,* Celtis-Briefwechsel, S. 93 ff.

Ihr geistiger Nachfolger wurde Martin Stainpeis[1], der, wie man annehmen, nicht nachweisen kann, Vadians Lehrer war; auch er ein »scholastischer Humanist«[2]: scholastisch in Wissen und Lehre, humanistisch in seinen Ansprüchen an allgemeine Bildung und elegante Form. Er hat um 1517 eine Anleitung zum Medizinstudium publiziert: Liber de modo studendi seu legendi in medicina[3], in der er die bisherige Praxis festhält und weiter empfiehlt, ein »letztes Dokument der alten Schule«[4].

Modus studendi seu legendi in medicina: die richtige Art zu studieren oder zu lesen! Man lernte durch Lesen, aus Büchern und zwar aus Büchern, die veraltetes Wissen durch die Jahrhunderte weiter wälzten und mit dem Schwergewicht ihrer Autorität neue Wissensquellen verschlossen hielten oder verschütteten: Galenus und Hippokrates boten aus einem zeitlichen Abstand von 1300, von 2000 Jahren noch immer die Grundlage; syrische, persische, arabische, spanische, italienische Übersetzer und Fortsetzer, allen voran Avicenna aus dem 11. Jahrhundert, hatten das medizinische Wissen bisher vermittelt. Auch wenn man sich in humanistischer Geschmackswandlung allmählich den originalen Quellen zuwandte, so kam man auf diesem Felde nicht entscheidend vorwärts: massgebend blieben literarische Gewährsmänner. Wenn Vadian in der medizinischen Fakultät Lehrer und Kollegen seiner artistischen Studien, Cuspinian und Collimitius, wiederfand, so bestätigte sich ihm die Tatsache, dass die Kreise sich nicht schieden, sondern ineinanderlegten, dass Humanisten unter Medizinern Platz fanden; aber auch sie wandelten die herrschende Methode nicht[5]. Fast unvermittelt liess man der rein theoretischen Lehre nach Büchern die Erfahrung der Praxis folgen, die der Student nach dreijährigem Studium aus den Krankenbesuchen unter Leitung des be-

---

[1] *Grossmann*, Frühzeit des Humanismus, S. 307; *Senfelder*, Die medicinische Schule, S. 1052 ff.

[2] Diesen scheinbar paradoxen, tatsächlich aber eine nicht selten vorkommende geistige Mischform richtig kennzeichnenden Ausdruck wendet *Grossmann*, Frühzeit des Humanismus, S. 307 auf Joh. Tichtl an.

[3] Vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 343.

[4] *Grossmann*, Frühzeit des Humanismus, S. 307.

[5] *Schrauf* bemerkt in der Einleitung zu Band 3 der Acta facultatis medicae (S. XV): »Die ersten wirklichen Humanisten im medicinischen Doctorencollegium sind erst Dr. Johann Cuspinianus und Dr. Joachim Vadianus ...«. Man vermisst hier den Namen des Collimitius, der besonders entschieden vom literarischen zum naturwissenschaftlichen Humanismus und zur Medizin weitergeschritten ist, und man wird die Kennzeichnung Vadians an dieser Stelle als »Philologe und Theologe« nicht zutreffend finden.

handelnden Arztes schöpfen konnte. Nur spärlich wurden in die Wiener Ausbildung experimentelle Forschungen und anatomische Untersuchungen des menschlichen Körpers einbezogen. Es gab, mit andern Worten, noch kein eigentliches, vom Naturgesetz, vom objektiven Befund, von der Beobachtung der gesunden Funktionen und ihrer pathologischen Störungen ausgehendes medizinisches Studium.

Noch war die Lektüre der Alten dem Mediziner wie dem Philologen unentbehrlich; auf sie waren beide eingestellt und damit unter sich verwandt. So schreibt etwa der Medizinstudent Georg Strölin aus Bologna an Vadian[1]: »Ibi philosophamur, medicas artes audiendo et docta Galeni dogmata revolvendo«, — hier philosophieren wir, indem wir über Arzneikunst hören und die weisen Lehren des Galen durcharbeiten. Wenn Vadian für das Wintersemester 1514/15 an der artistischen Fakultät eine Vorlesung über das 7. Buch der Naturalis Historia des älteren Plinius übernahm, so kann dies als anschauliches Beispiel für die Kombination der Fächer gelten: das Buch enthält die Anthropologie und die Physiologie, und sein Inhalt konnte ebenso wohl den artistischen Studenten, wie den Mediziner interessieren und fördern.

Vadian umfasste die beiden Wissenschaften, stand in beiden Fakultäten, als Meister aber doch erst in der einen, deren Magistertitel er trug. Die Doktoren der medizinischen Fakultät schätzten ihren Schüler auch dementsprechend ein: als sie 1516 beschlossen, dass am Tage ihrer Patrone Cosmas und Damian nach dem Gottesdienst in St. Stephan eine Rede zu Ehren der Schutzheiligen und der medizinischen Fakultät gehalten werden solle, übertrugen sie diese Aufgabe Joachim von Watt und bezeichneten ihn dabei ausdrücklich als Magister artium, Poeta laureatus, hochwürdigen Collegiatus des Collegium ducale[2].

Vadian blieb, wie sich aus all dem schliessen lässt, auch als Mediziner Philologus, Humanist jener der Natur zugewandten Richtung. Sein humanistischer Wissensdrang hatte ihn immer weiter getrieben; die gewohnte Methode führte ihn zu den andern Gegenständen, wie sie der

---

[1] 5. Okt. 1514 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 42).

[2] *Schrauf*, Acta facultatis medicae III, S. 118: »Item tempore decanatus predicti doctoris Ioannis Newman in quadam congregacione facultatis conclusum est, ut in die sanctorum Cosme et Damiani post Evangelium fieret per scolarem quendam oracio seu sermo ad clerum pro commendacione ipsorum et tocius facultatis, et quod illa oratio vel iste sermo pro responsione publica sibi computaretur. Que oratio facta est per egregium

Mediziner ins Auge fassen musste. Dies regte ihn an; aber darüber hinaus bot ihm die Fakultät in ihrer Rückständigkeit wohl nicht viel. Was ihn zur Medizin zog und bei ihr festhielt, war zweifellos, so sehr er dies in humanistischer Argumentation verbarg, die Anwendbarkeit dieser Wissenschaft und damit im Zusammenhang das, was ihn schliesslich überhaupt von der akademischen Plattform, aus den Zirkeln scholastischen Wissens wie humanistischen Redens und Schreibens hinab- und hinaustreten liess: die Lust am hellen, praktischen, undogmatischen Begreifen, am wirksamen Ergreifen des Lebens.

Vorerst stand er aber in Organisation und Geist der gelehrten Körperschaft. Der Blick auf die Jahre, da Vadian an der artistischen Fakultät dozierte und an der medizinischen Fakultät studierte, lässt das eindrückliche Bild des angespannt und ausgreifend tätigen Gelehrten sehen, der lehrend und weiter lernend der Wissenschaft lebte, einer wahren Universitas litterarum, ihren Fächern, ihren Ämtern, ihren Angehörigen, den Freunden und den Schülern. Er hat sich wohl von 1514 an in der Vertretung Cuspinians entlastet, aus freien Stücken, wie er selbst sagt[1]; er war imstande, dies zu tun, weil Cuspinian in Angelus Cospus einen Nachfolger gefunden hatte. Aber er führte doch seine Vorlesungen fort, ja er bestieg, trotz den vor ihm stehenden medizinischen Examina, 1517 den Lehrstuhl des Konrad Celtis. Die Studenten selbst mochten die Wirkungen seiner Doppelbelastung spüren. So gross die Hochachtung ist, mit der einer unter ihnen von Vadians Ruhme spricht, — er möchte sich doch lieber zu Glarean in Paris wenden; denn Vadian wird seiner Lehraufgabe nicht mehr ganz gerecht, nicht aus Nachlässigkeit, sondern »weil er als Kandidat der Medizin im Fegefeuer zappelt«[2]; ein anderer äusserte sich

---

virum Ioachim, artium magistrum poetamque laureatum ac collegii ducalis universitatis Vienensis collegiatum dignissimum, in die tandem sancti Colomanni in rectorem dicte universitatis rite et merite electum«.

Es scheint, dass die Sitte dieser Rede am Festtag der Fakultät damals inauguriert worden ist; sie wird in früheren Jahren nicht erwähnt, wohl aber später als stehende Gewohnheit mehrmals: *Schrauf,* Acta facultatis medicae III, für 1522 S. 149, für 1524 S. 160, für 1533 S. 193, für 1536 S. 208.

Die von Vadian 1516 gehaltene Rede ist nicht bekannt.

[1] »Libenter carui«; Vadian an Krachenberger, 1. Jan. 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 16).

[2] Johann Leopold und Konrad Grebel an Zwingli, Wien 8. (?) Sept. 1517; Zwinglis Briefwechsel I, Nr. 27 (»Vadiano ... medicinę candidato scilicet tanquam inter Orci cancros herente« ...).

bitter über den Tiefstand der poetischen Vorlesungen in Wien[1]. Auch die Ämter nahmen ihn in Anspruch: mitten in sein Medizinstudium fiel, als es sich dem Abschluss näherte, sein Rektoratssemester. Dazu pflegte er seinen Briefwechsel, der in eben diesen Jahren reichlich floss; er hatte repräsentative Pflichten als Sprecher der Universität zu erfüllen, er veröffentlichte Arbeiten und bereitete weitere, grössere Werke vor.

War all dies geeignet, die Gedanken eines Übergangs nach St.Gallen zu rufen oder zu scheuchen? Diese Gedanken spielten in diese Jahre hinein; aber zum Entschluss der Heimkehr reiften sie offenbar noch nicht. Wir glauben vielmehr ein gewisses Schwanken wahrzunehmen, ja schliesslich schien sich Vadian für Wien und gegen St.Gallen, für die wissenschaftlich-humanistische Laufbahn zu entscheiden. Ende 1516 wird er Nachfolger des Cospus, des Cuspinian, des Celtis; er lässt sich Amt und Auftrag überbinden. Dies deutet doch auf seine Absicht hin, noch längere Zeit in Wien zu bleiben. Die Freunde zuhause, die auf seine Heimkehr hofften, waren denn auch beunruhigt. Ulrich Lener schreibt am 27. Fe-

---

[1] Vita Rodolphi Collini, in [*J. J. Ulrich*] Miscellanea Tigurina I, Zürich 1722, S. 5. *M. Staub* hat in seiner Schrift: Die Beziehungen des Täufers Conrad Grebel zu seinem Schwager Vadian (Habilitationsschrift der Theologischen Fakultät Zürich), Zürich 1895, S. 10, diese Stelle der Autobiographie des Collinus im Sinne einer sehr scharfen Kritik an Vadians Lehrtätigkeit ausgelegt. Collinus notiert in den in seinen Altersjahren aus grosser zeitlicher Distanz, 1576, gemachten Aufzeichnungen, er sei zu Luzern von Xilotectus in Vergil, zu Basel von Glarean in die Anfangsgründe der Mathematik eingeführt worden und habe sich dann, nach Glareans Weggang, nach Wien gewandt, »poetices studio adductus«; dort sei Vadian sein Erzieher und Lehrer geworden. Aber er habe zu seiner Enttäuschung »meram barbariem« vorgefunden; die poetischen Vorlesungen erschienen ihm kindisch (pueriles), und die Sitten der dem Trunk ergebenen Studenten stiessen ihn ab; so habe er wegen der Trunksucht der Sänger auch das früher gepflegte Studium der Musik aufgegeben. Als dann Vadian Wien verliess, habe auch er nicht mehr länger bleiben mögen und sei, nach zweijährigem Aufenthalt, heimgekehrt.

Vadian war allerdings während der zwei ersten Studiensemester Collins in Wien Inhaber des Lehrstuhles für Poetik; aber seine einzigen Vorlesungen, die wir für diese Zeit (Sommersemester 1517 und Wintersemester 1517/18) nachweisen können, gingen über Pontans Liber meteororum und über Pomponius Melas Periegesis; die letztere hat Collinus mitgemacht. Es ist also eher zu schliessen, dass Vadian, damals der Astronomie und Geographie zugewandt, Collinus wohl zu fesseln vermochte, dass diesen aber im übrigen die eigentlich literarischen Vorlesungen der Universität nicht befriedigten. Von da aus möchte immerhin, wenn wir die späten Erinnerungen des Collinus als zutreffend annehmen, ein Schatten auf Vadians Haltung und Wirkung in seinen letzten Wiener Semestern fallen: der naturwissenschaftlich interessierte Humanist und Mediziner liess die philologisch-literarischen Studien und Lehraufgaben zurücktreten und hielt sie nicht auf ihrer früheren Höhe.

bruar 1517, dass ihm die — an sich erfreuliche — Wahl Vadians »in lectorem«, das heisst in die neue Professur, schlechte Aussichten auf die ersehnte Rückkehr des Freundes eröffne[1]. Das Rektorat liess seine akademische Laufbahn kulminieren; eben auf dieser Höhe mag Vadian aber auch erfahren haben, dass an der Wiener Universität die Stimmung dem Schweizer nicht durchaus gewogen war. Als dem Helvetier die höchste Würde der Universität zuteil ward[2], wurde dies nicht von allen gern gesehen, und Vadian bekam es zu hören[3].

In diesem biographischen Zusammenhang werden Verlauf und Daten von Vadians medizinischen Abschlussprüfungen und seiner Aufnahme und verpflichtenden Einreihung unter die Doktoren der medizinischen Fakultät bedeutsam[4]. Vadian hat, wie es hier üblich war, die Stufenfolge der Grade rasch — 1517, innert eines halben Jahres — durchschritten[5]. Nach Ablauf seines Rektoratssemesters stellte er sich zum Baccalariatsexamen und bestand es am 16. Mai 1517 mit besonderer Auszeichnung, die vielleicht ebenso sehr seinen hohen akademischen Verdiensten wie seinem medizinischen Fachwissen galt[6]. Am 2. Oktober desselben Jahres wurde er, gemeinsam mit Johannes Aicher, zur Lizenz zugelassen, am 11. dem Vizekanzler vorgestellt und am 14. geprüft: am frühen Morgen wurden ihm — dem berühmten Joachim Vadian, Magister der Philosophie und gekröntem Phoebus, wie die Fakultätsakten sagen — die Fragen

[1] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 89. Das »in lectorem« ist nicht etwa, wie *Arbenz* annimmt, verschrieben (statt »in rectorem«); es bezieht sich nicht auf das Rektorat, sondern auf die Professur.

[2] »... quo nullus Helvetiorum vix umquam decoratus est«, schreibt in stolzer Freude Hermann Miles (16. Dez. 1516, Vadianische Briefsammlung I, Nr. 85). Indessen war Vadian auch unter seinen St.Galler Mitbürgern nicht der erste Universitätsrektor: am 18. Oktober 1504 war Hieronymus Schürpf zum Rektor der Universität Wittenberg gewählt worden (vgl. *Staerkle*, Bildungsgeschichte St. Gallens, Studentenverzeichnis, Nr. 396).

[3] Rütiner weiss zu berichten (Diarien I, Nr. 344), dass unter Vadians Rektorat eine Schlägerei zwischen Studenten und Metzgern vorfiel, und dass dabei der Rektor angefochten wurde »quia Helvetius esset«; er verzeichnet dazu des Collimitius scherzende Bemerkung, er liebe Vadian, obgleich dieser ein Schweizer sei.

[4] *Schrauf*, Acta facultatis medicae III, S. 120, 122, 124 f, 128, 129, 134, 136, 138.

[5] Siehe zum Vergleich die Reihenfolge der Prüfungen Johannes Aichers und Johannes Wenzelhausers (*Schrauf*, Acta facultatis medicae III, S. 120—125 und 108 f).

[6] »Examine vero peracto, a consumatissimis doctoribus decano professionis medice demandatum fuit, Mag. Ioachimo coronam primam in hac arte auctoritate facultatis, omnium doctorum ac propria tradendam fore« (*Schrauf*, Acta facultatis medicae III, S. 120).

vorgelegt, die er am Nachmittag beantwortete. Zehn Doktoren, unter ihnen der Freund Collimitius, nahmen das Examen, die eigentliche Hauptprüfung, ab. Am 15. November 1517 wurden Vadian und Aicher durch den Propst zu St. Stephan, Kanzler der Universität, zu Lizentiaten promoviert und erhielten aus der Hand des Collimitius die Abzeichen der Doktorwürde[1].

Schon am 17. November wurden die beiden neuen Doktoren in die Fakultät aufgenommen. Damit traten sie in die Verpflichtung ein, zur Unterstützung der lectores ordinarii ein Jahr lang Vorlesungen zu halten[2]. Mit Vadian einigte sich die Fakultät dahin, dass er an Stelle einer üblichen Lectio über einen lateinischen medizinischen Schriftsteller, über Quintus Serenus[3] oder einen verwandten Autor vortragen sollte, eine Vorlesung also, die wiederum den literarisch gestimmten Arzt, den medizinisch gebildeten Literaten locken konnte. Alsbald hatte er sich auch den Fakultätsgeschäften zu widmen. Am 7. Dezember wurde er zwar zur Rechenschaft gezogen, weil er eine Sitzung versäumt hatte, aber am 12. Februar 1518 wurde er in eine Fakultätsdeputation gewählt, die gegen einen homo indoctus, der entgegen den Fakultätsprivilegien praktizierte, bei den Regierungsstellen Einspruch zu erheben hatte, acht Tage später wurde ihm eine zweite, ähnliche Mission überbunden, und unter dem 7. März erfahren wir, dass er, der Sprachgewandte, die Statuten der Fakultät »in debitum ordinem et latinum« gebracht habe.

---

[1] Das Datum von Vadians Doktorpromotion steht also fest. Kessler gibt in der Vita Vadiani den 9. November an und bezeichnet damit die Zeit annähernd richtig, wenn auch nach den Fakultätsakten der 15. November als Promotionstag anzusehen ist. Seither ist, in bezug auf diese Datierung, allerlei Verwirrung angerichtet worden. *E. Egli* (Täufer, S. 64, Nr. 26) fasst unter dem Datum des 2. Mai 1517 zwei Eintragungen der Wiener Rheinischen Matrikel zusammen, von denen sich jedoch nur die erste, die Rechnungsablage, auf dieses Datum, die zweite dagegen, die Aufführung neuer Magister und Doktoren, offenbar auf das ganze Jahr bezieht. Infolge dieser unrichtigen Zuordnung nimmt *Egli* (Zwinglis Briefwechsel I, Nr. 2, S. 5, Anm. 1 und Nr. 27, S. 63, Anm. 4) an, Vadian sei am 2. Mai 1517 bereits Dr. med. gewesen, also früher promoviert worden, und *Arbenz* (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 110, Anm. 2 und Nr. 117, Anm. 2) gibt gar den 2. Mai 1517 als Datum der Promotion. Irrig ist auch die Angabe *Rupprichs* im Celtis-Briefwechsel (S. 616 f, Anm. 2 zu Nr. 341), Vadian sei 1516 Doktor der Medizin geworden. Die richtigen Daten für Baccalariats- und Lizentiatsexamen gibt, ohne Nachweise, bereits *Th. Pressel,* Joachim Vadian, Elberfeld 1861, S. 18.

[2] *Senfelder,* Die medicinische Schule, S. 1049.

[3] Q. Serenus Sammonicus verfasste im frühen 3. Jahrhundert n. Chr. ein Gedicht in Hexametern: De medicina praecepta.

In denselben Tagen, da Vadian sein Medizinstudium zum Abschluss brachte, scheint aber auch sein Entschluss zur Heimkehr reif geworden zu sein, und wieder glauben wir den inneren Zusammenhang zwischen beidem zu spüren. Jedenfalls gab er seine Absicht jetzt deutlich kund. Schon am Tage nach seinem Doktorexamen schrieb er, in einer für den späteren Druck bestimmten Epistel an Abt Franz von St.Gallen[1], sobald wie möglich werde er, wie er bei sich beschlossen habe, aus der Universitätsstadt in die süsse, lang ersehnte Heimat zurückkehren, um bei Verwandten und Freunden seinen Platz einzunehmen. Dann aber wuchs er, durch die neue Würde, in neue Aufgaben hinein. Wurde er nochmals anderen Sinnes? Rechnete er jetzt doch wieder mit seinem Verbleiben in Wien? Wir hören nichts davon, dass er die in Aussicht genommene Vorlesung gehalten habe. Aber er gedachte doch wohl, seine Pflichten zu erfüllen und sich nur allmählich zu lösen. Dass er diese Lösung erstrebte, ist wahrscheinlich. Er hat während des Winters 1517/18 seine zwei grössten humanistischen Publikationen, die Scholien zu Pomponius Mela und das Buch De Poetica et carminis ratione, in angestrengter, ja eiliger Arbeit fertiggestellt und zum Druck gebracht. Das eine Werk ist im Mai, das andere im Juni 1518 erschienen. Damit waren Aufgaben, die ihn an Wien banden, erfüllt, gewisse Abschlüsse erreicht. Unmittelbar nachher verliess Vadian Stadt und Universität Wien. Das Versprechen einer medizinischen Vorlesung hat er wohl nicht mehr eingelöst.

Der Entschluss selbst war überlegt und lange vorbereitet; Vadian führte ihn aber, wie es scheint, rascher, zu einem früheren Zeitpunkt aus, als er zeitweilig beabsichtigt hatte. Dafür mag Momentanes mitgewirkt haben: Todesfälle in der Familie von Watt, Erbschaftsfragen, die sich daraus ergaben[2]; andere Rücksichten können hineingespielt haben. Die Wendung selbst hat er aus viel tieferen, innerlicheren Gründen vollzogen. Er verzichtete bewussten Willens und in langsam herangereiftem Entschluss auf das Leben des Forschers und Lehrers zu Wien, das ihn mit seinem Gemeinschaftsdasein, in seiner halbklösterlichen Ehelosigkeit nicht

---

[1] Dedikationsepistel zur Ausgabe des Pomponius Mela, 15. Oktober 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 18).

[2] Vgl. *Näf*, Familie von Watt, bes. S. 73 ff; der S. 74 erwähnte Besuch Vadians in Krakau hat freilich nicht im Februar 1518, sondern im Februar 1519, von St.Gallen aus, stattgefunden (*W. Näf*, Vadians Reise von St.Gallen nach Krakau und Wien im Frühjahr 1519, Vadian-Studien, Heft 1, St.Gallen 1945).

voll und auf die Dauer befriedigte. In Vadian drängte ein Bedürfnis zur praktischen Wirksamkeit. Er hätte sie, in gewissem Ausmass, auch in Wien finden können: eine medizinische Praxis liess sich — Cuspinian und Collimitius bewiesen es — mit artistischer Lehrtätigkeit verbinden. Ihm aber stand der Sinn nach einem tätigen bürgerlichen Leben in der Heimat, der Stadtgemeinde, der allein er nach Tradition und Empfindung zugehörte. Dies gab den Ausschlag. Sein Magisterexamen, die dadurch gebotene Möglichkeit, als Mann allgemeiner akademischer Bildung pädagogisch oder politisch zu wirken, hatte ihn seinerzeit nicht zur Heimkehr veranlasst. Er hat sich reicher ausgebildet und ausgelebt in den weiten Kreisen der humanistischen Wissenschaften und ihrer geistigen Räume, ehe er in die enge heimatliche Stube einkehrte, um dort ganz zuhause zu sein. Medizinstudium und Arztberuf bildeten von der einen Lebensform zur andern die Brücke. Den Entschluss, sie zu schlagen, zu überschreiten und hinter sich abzubrechen, um nur in St.Gallen zu wirken, hat ihm nicht Berechnung eingegeben, hat ihn nicht Bildung gelehrt; er entsprang einem elementaren Bedürfnis seiner Natur.

Viertes Kapitel

Die Gelehrtenrepublik



Die hohe Schule zu Wien, an der Vadian studierte und lehrte, zu deren Ruhm er nicht wenig beitrug, erscheint in den Briefen an ihn unter verschiedenen Bezeichnungen. Sie heisst Studium Viennense, auch Studium generale, Gymnasium oder Archigymnasium, Academia, Lyceum, Musarum Collegium, — nur selten einmal Universitas, Universität. Wie dieser letztere Ausdruck verstanden wird, deutet sich in einer Adresse an, die Vadian anredet als »gemainer universitet der hochloblichen schul zu Wien rector«[1]: Rektor der Gemeinschaft, die die hohe Schule darstellt. Denn die Universitas ist nicht die »Universitas litterarum«, die Gesamtheit einander gleichgeordneter Wissenschaften, die das ausgehende Mittelalter gar nicht kannte, sondern die »Universitas magistrorum et studentium«, die Gemeinschaft der Lernenden und Lehrenden. Was wir heute die spätmittelalterliche Universität nennen, das war nicht eine staatliche Studienanstalt, sondern eine Korporation mit Vermögen und Privilegien, Selbstverwaltung und Rechtsprechung, ein Staat im Staate, eine Gemeinschaft mit eigenem Gehaben, besonderer Lebens- und Denkweise. Sie gliederte sich in sich selbst wiederum körperschaftlich. Seit seiner Immatrikulation gehörte Vadian der Universitas an, — als akademischer Bürger, würde man heute sagen. Aber er war und wurde auch Glied der rheinischen Nation, der artistischen, dann der medizinischen Fakultät, einer Burse und einer Sodalitas, schliesslich des Collegium ducale.

So ist es allgemein: der Scholar empfängt an der hohen Schule nicht nur seine Ausbildung, sondern er wächst in die Universitas hinein; er wird nach Tracht und Stand ein anderer, lässt seine bisherige Umwelt hinter sich. Der Magister findet in der Universitas nicht nur Amt und Auskommen, Anregung zur Forschung, Anlass zu Publikationen, Namen

---

[1] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 96.

und Titel, Ansehen und Ehren; er ist seiner Herkunft und seinem bürgerlichen Stande entrückt, mit seinesgleichen zu einem besonderen Ganzen verbunden und emporgehoben. Innerhalb der Universitas gestalten sich die menschlichen Beziehungen: zu Lehrern und Mitstudenten, zu Kollegen und Schülern.

Hier ist Joachim von Watt Vadianus geworden. St.Gallen bleibt seine aus der Ferne geliebte Vaterstadt; geistige Heimat wird ihm indessen für lange Zeit zwar nicht Wien, wohl aber das Studium Viennense.

Neben der Universitas besteht, als zweite, weitere Verbindung, die Res publica litteraria[1], neben der an einem Orte gesammelten, förmlich konstituierten Gemeinschaft die über das Abendland reichenden Beziehungen, Gemeinsamkeiten der geistigen Interessen, Gleichklänge der Gesinnung und des Ausdrucks. Es gibt die »Gelehrtenrepublik«. Sie verbindet die Angehörigen der verschiedenen Universitäten; wandernde Scholaren sind Vermittler und Boten von einer hohen Schule zur andern; der Schüler bleibt über die Jahre, durch die Länder dem Lehrer verpflichtet. Die Lehrer leiten einander ihre Schüler zu; sie stehen durch Gedanken und Pläne, durch Briefe und Werke unter einander in geistigem Austausch. Auch wer keiner Universitas eingegliedert ist, gehört der Gelehrtenrepublik an, sofern er forscht und dichtet, schreibt und druckt. Pietät des Schülers, Freundschaft unter Männern, Bewunderung für den Meister, Aufblick zum fürstlichen Mäzen, Begeisterung, Schmeichelei, Sentimentalität, Spott, Kampf, Eitelkeit, geistiger Schwung, künstlerischer Geschmack, geziertes Gehaben, — all dies spricht sich aus im Brief, im Buch, in der Rede, im poetischen Applaus, in der Widmungsepistel, im Epitaph, — und überall in lateinischer Sprache. Das Latein verbindet und trennt äusserlich am deutlichsten, allen Humanisten geläufig, dem Volke Geheimsprache, das zugleich universale und exklusive Verständigungsmittel; die es handhaben, besitzen Bürgerrecht in der Gelehrtenrepublik, die andern stehen draussen. Mit lateinischen Namen kennen sich die Humanisten, unterscheiden sie sich von den andern, denen diese künstlichen Bezeichnungen nichts sagen. »Herrn Joachim Faden« nennt der kaiserliche Mundkoch Hans Pfatt in einem Briefe den gelehrten Magister, da »Vadianus« ihm schwer über die Zunge geht und er seinen guten, klin-

[1] Für die Anwendung des Ausdruckes vgl. z. B. Vadianische Briefsammlung I, Nr. 80.

genden deutschen Namen nicht kennt[1]; bereits aber studiert Pfatts Sohn, und vielleicht wird auch er den väterlichen Namen alsbald zu latinisieren trachten.

Dieses letztere weist noch auf etwas anderes hin, das die humanistische Gelehrtenrepublik kennzeichnet. Lateinisch sprach auch die Kirche, Latein verband auch den Klerus. Die Humanisten wollen sich davon unterscheiden, ihr Latein anders formen, anders anwenden. Sie suchen die reinen Quellen des antiken Schrifttums auf, sie entdecken und erwecken Wahres und Schönes, wo es das aufs Jenseitige blickende Mittelalter übersehen hatte: im Menschen, in der Natur. Ihr Latein verkündet neue, von der Theologie gelöste Wissenschaften; als Redner und Dichter, Orator und Poeta, als der Weise, der Vates, tritt, noch im Talar der alten Universität, noch in der Verkleidung eines gesuchten, fremden Stils, der humanistische Mensch auf, als der gelehrte Sprecher einer neuen Gesinnungsmacht, die wir Renaissance nennen. Dies war bereits Emanzipation, — und doch nicht einfach Verwerfung, Verachtung alles bisher Gewesenen. Der Humanismus sucht die mittelalterliche Geistigkeit, die Scholastik zu überwinden; aber er macht sich an den alten scholastischen Universitäten, in ihren Kollegien, in ihren Ämtern breit, und er löst sich nicht aus der universalen Kirche. Was die humanistische Gelehrtenrepublik verbindet und zusammenhält, ist freilich weit lockerer als das Gesetz, das die katholische Kirche ihrem Klerus und seiner Bildung auferlegt hatte. Die Res publica litteraria setzt ein schillerndes Ideal an Stelle des verpflichtenden Dogmas, freies Forschen und Künden an Stelle des Gehorsams, den Doktortitel und den Poetenkranz an Stelle der Weihen, die einen wahren Klerus vom Laienvolk auf immer scheiden. Die Männergemeinschaft der Universitas mit ihrem Dekorum, ihrer Bindung, ihrer Ehelosigkeit ist den meisten nur Durchgang; sie nehmen ihren Austritt, — nicht um auf sich allein zu stehen, nicht um auf den Stelzen ihrer Latinität über das Volk hinwegzuschauen. Erasmische Lebensführung ist stets Ausnahme gewesen und wird, wie das Jahrhundert fortschreitet, zunehmend unzeitgemäss. Viele Humanisten gehen freilich auch jetzt noch als Geistliche in den Kirchendienst ein; viele aber wenden sich dem bürgerlichen Leben zu, in Familie, Stadt und Staat, in einem praktischen Beruf, dessen Grundlage doch wissenschaftliche Bildung geschaffen hat.

---

[1] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 20.

Vadian hat lange in der Universitas des Wiener Studium generale, in der abendländisch weiten, hellen und dünnen Atmosphäre der humanistischen Gelehrtenrepublik gelebt, ehe ihn, nach eigenem Entschluss, die enge Gemeinschaft seiner Mitbürger, die kleine Republik St.Gallen, wieder aufnahm. Er ist schliesslich wieder Joachim von Watt geworden, ohne doch aufzuhören, Vadianus zu sein.

Mehr als anderthalb Jahrzehnte lang sprach Vadian lateinisch; sechzehn Jahre lang umgaben ihn die Wiener Kommilitonen, in weiterem Umkreise alle die, denen ihn vielfältige Studien, weitgespannte Beziehungen verbanden. Die Briefe, die sie ihm schrieben, hat er aufbewahrt; die Vadianische Briefsammlung der Humanistenzeit zählt zu den reichsten ihrer Epoche, — viele Briefe an Vadian, wenige von seiner Hand. Von Vadian ist zur Hauptsache das erhalten, was im Drucke ausging. Doch dies ist viel! Das humanistische Werk gibt sich persönlicher als das moderne Buch. Der Verfasser tritt hervor, erklärt sein Wollen und Tun, die Entstehungsgeschichte der Publikation; er wendet sich an seine Leser, nicht selten sehr unmittelbar; er widmet, in einer Dedikationsepistel, sein Werk dem Freund, dem Schüler, dem Gönner; die ihm und seinem Schaffen nahestehen, steuern Widmungen, Disticha, Lobgedichte bei, die die ersten Seiten füllen; Verleger und Drucker nennen ihren Anteil am Gelingen des Ganzen; der Text selbst verschmäht es nicht, die persönliche Erfahrung oder Beobachtung oder Reminiszenz aufzunehmen. Das Buch ist nicht die Leistung eines Einsamen; beziehungsreich gehört es einem angeregten Kreise an. Hier öffnet sich der Blick in die humanistische Geisteswelt. Wir besitzen zwei Dutzend Dedikationsepisteln, die Vadian seinen Schriften vorangestellt hat, erzählend, mit dem Freunde sprechend, von sich, von ihm, vom Thema des Werkes, von allgemeineren Fragen. Hätten wir nichts als diesen kostbaren Schatz, — es wäre gewiss nicht der ganze Reichtum des Humanisten Vadian zu ermessen, wohl aber wäre schon daraus allein sein Format zu erkennen. Doch wir haben mehr: alles das, was Vadian, in Prosa und in Versen, den Werken anderer beigesteuert hat. Zu Dutzenden finden sich Vadianische Beiträge im Wiener Schrifttum, jeder ein Beleg für eine Bekanntschaft von Mensch zu Mensch. Zusammen mit den Angaben der Briefe an Vadian, mit dem, was in den Werken selbst auf Leben und Lebensgefährten zurückweist, ergibt sich daraus das Bild und die Bedeutung Vadians inmitten seiner Welt. Er

gehört der Wiener Universitas und mit ihr der humanistischen Gelehrtenrepublik an.

Lehrer

Von Vadians Verhältnis zu seinen Lehrern wissen wir dies und das; in seinem Verhältnis zu den Schülern spiegelt sich sein ganzes Wesen.

Als Joachim von Watt nach Wien kam, trat er in des Celtis Gefolgschaft, unter des Celtis Einfluss. Er hat ihn in Respekt seinen Lehrer und Meister genannt. Aber Celtis starb 1508, in dem Jahr, da Vadian Magister wurde und sich damit zu humanistischer Selbständigkeit entfaltete. Sie haben nie nebeneinander, in wechselseitigem Austausch, gestanden. Nie hören wir, im Nachklang unserer Überlieferung, Vadian zum lebenden Celtis sprechen; den Manen des Toten hat er geopfert, als Schüler ihn nach Humanistenart preisend; er hat aber auch schon auf ihn geblickt als Historiker, der unterdessen selbst das Katheder des Meisters bestiegen hatte.

Dem Verstorbenen setzten 1513 seine Anhänger, nicht nur Wiener Schüler und Freunde, sondern mit ihnen Angehörige der rheinischen Sodalität, die der junge Celtis einst gegründet hatte, ein literarisches Denkmal: eine Ausgabe seiner Oden[1]. Die Freunde gaben Lobgedichte, die rheinischen Sodalen ein Lebensbild des Dichters bei. Herausgeber war Thomas Resch, Velocianus, Zeitgenosse und Wiener Kollege des Celtis. Als Mitherausgeber aber erscheint Vadian, der einstige Schüler: Er übermittelt das Manuskript dem Drucker Matthias Schürer in Strassburg; dort soll das Werk erscheinen, während die Brüder Alantsee in Wien, denen Vadian damals nahestand, für den Verlag zeichnen. Vadian begleitet die Sendung mit einem Schreiben an Schürer[2]. Es ist mehr als

---

[1] Conradi Celtis Protucii, primi in Germania poetę coronati, libri odarum quatuor, cum epodo et saeculari carmine ... Argentorati, ex officina Schüreriana, ductu Leonhardi et Lucę Alantsee fratrum. Ann. M.D.XIII. Mense Maio. vgl. *H. Rupprich,* Der Briefwechsel des Konrad Celtis (Veröffentlichungen der Kommission zur Erforschung der Geschichte der Reformation und Gegenreformation; Humanistenbriefe, 3. Bd.), München 1934, S. 609 ff; — *J. Aschbach,* Geschichte der Wiener Universität, Band 2, Die Wiener Universität und ihre Humanisten im Zeitalter Kaiser Maximilians I., Wien 1877, S. 255 ff; — Über die Sodalitäten, die Celtis ins Leben gerufen hatte, vgl. *G. Bauch,* Die Reception des Humanismus in Wien, Breslau 1903, S. 67 ff.

[2] Vadian an Matth. Schürer, dat. Wien, 20. Febr. 1513 (*Rupprich,* Briefwechsel des Konr. Celtis, S. 618 f); vgl. dazu *W. Näf,* Vadians Drucker und Verleger in Wien (Vadian-Studien, Heft 1, St.Gallen 1945).

ein Geschäftsbrief, ist es doch bestimmt, in den Druck aufgenommen, dem Werke als Einleitung vorangestellt zu werden. Vadian gibt hier, als einer der ersten, eine abwägende, ja bereits eine literar h i s t o r i s c h e Charakterisierung des Celtis. Gewiss zu seinem Ruhme, — Ruhm eines deutschen Mannes, Ruhm Deutschlands selbst; zum Verständnis seines moralischen Wollens, das eben in den Oden verkannt, missdeutet werden könnte; gegen die Kritiker seines Lateins, gegen die, die seine Leistung geringschätzen wollen: Wer wird den Ring aus Gold verschmähen, weil in ihm keine Gemme leuchtet? Celtis selbst habe die Unvollkommenheit seiner Dichtungen nicht verkannt! Damit ordnet Vadian Celtis und sein Werk entwicklungsgeschichtlich ein: Celtis bezeichnet einen Anfang; die Jüngeren mögen über ihn hinauskommen; aber dies schmälert doch seine Verdienste nicht.

Diese Auffassung bestätigen selbst die hohen Töne des Vadianischen Preisgedichtes, das sich, in der Ausgabe der Oden, zu den Lobsprüchen der übrigen Verehrer gesellt[1]: Die Alten haben ihre grossen Dichter; auch den Deutschen werden einst Orpheus, Pindar, Horaz erstehen. Die Musen bereiten sich vor, den Gesang anzustimmen; denn bereits ist der erste Sänger aufgetreten: Celtis hat gelebt, Wien und ganz Deutschland zum Ruhme.

Um dieselbe Zeit, im Winter 1513/14, hat Vadian seine Vorlesung De Poetica et carminis ratione gehalten, die 1518 im Druck erschien. In seinem sechsten Kapitel, das den literargeschichtlichen Entwicklungsgang von den Alten bis zur Renaissance in Italien und Deutschland, bis zu den eigenen Tagen führt, stellt er auch das Charakterbild des Celtis mit ein: nicht der erste Erwecker neuen literarischen Lebens unter den Deutschen, aber das erste bekränzte Dichterhaupt, der erste öffentliche akademische Lehrer der Poetik und Rhetorik zu Wien. Ihn kennt Vadian nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Lehrer, und als Lehrer gab er sein Bestes. Den wahren Celtis kann nur der beurteilen, der zu seinen Füssen gesessen, der ihn gehört hat. Wäre Celtis doch mit der Feder so glücklich gewesen wie mit dem gesprochenen Wort! Dann fänden seine Neider an ihm weniger, was sie heruntermachen können. Es ist, wir sehen es, schliesslich doch wieder der Schüler Vadian, der für seinen Meister zeugt.

---

[1] Encomium Ioachimi Vadiani in nomen et eruditionem Conradi Celtis Protucii, primi in Germania poetae a Caesare laureati (*Rupprich*, Briefwechsel des Konr. Celtis, S. 625 ff).

Neben und nach Conrad Celtis haben Cuspinian und Camers als Lehrer Vadians zu gelten. In einem Brief aus dem Jahre 1537 erkundigt sich ein ehemaliger Schüler und Mitschüler Vadians, Bernhardin Magnoald, nach ihnen und nennt sie »praeceptores nostri«[1]. Es ist bemerkenswert, dass sie beide Vadians Lehrer waren und lange mit ihm in wissenschaftlichem und persönlichem Kontakt blieben: der deutsche Humanist und der italienische Minoritenmönch.

Johannes Spieshaym, Cuspinianus, hatte, als Vadian in Wien studierte, bereits die Höhe seines Ruhmes erreicht: humanistischer Lehrer der Universität, gekrönter Dichter, Doktor der Medizin, gewesener Rektor (im Wintersemester 1500/1501), kaiserlicher Rat, Curator der Universität, vielfach im diplomatischen Dienst verwendet. Er war dem elf Jahre Jüngeren weit voraus, ein grosser Herr und keineswegs bloss Gelehrter, nie, auch in späterer Zeit, der gleichgestellte Kollege, der Mitbürger in der Res publica litteraria.

Cuspinian und Vadian wohnten einander in Wien durch Jahre räumlich und geistig benachbart; viel mehr lässt sich nicht sehen und sagen. Aus dem freundlich-lauen Nebeneinander ergaben sich kaum unmittelbare Wechselwirkungen, die in gemeinsamen Arbeiten zu spüren wären, die in den sicherlich nicht seltenen Zeiten der Trennung auch nur zu Briefen Anlass gegeben hätten. Bloss als das Einvernehmen einmal gestört wurde, blitzte ein Licht auf: einem Zusammenstoss zwischen Lehrer und Schüler verdanken wir einen temperamentvollen Brief Cuspinians.

Es war nicht so sehr eine sachliche Kontroverse als eine persönliche Rivalität, die den Zornausbruch Cuspinians verursachte, — Rivalität nicht eigentlich zwischen Cuspinian und Vadian, sondern zwischen Cuspinian und Camers, dem deutschen und dem italienischen Humanisten an der Wiener Universität, ihrem Ringen, wie es scheint, um die Gefolgschaft der Schüler. Der Gegenstand ist von keiner dauernden Bedeutung, der leidenschaftliche Ausbruch der Animosität jedoch ist ein lebendiges Symptom der Zeitstimmung. Anlass gab ein eigentümliches Zusammentreffen. Am 21. Juli 1511 liess Cuspinian bei Johannes Winterburger in Wien eine Ausgabe der Römischen Geschichte des Julius Florus erscheinen[2] und widmete sie seinen beiden Schülern Joachim Vadian und Johan-

[1] Vadianische Briefsammlung V², Nr. 976.

[2] Lucii [sic] Flori Libri historiarum quatuor a Cuspiniano castigati cum indice; vgl. *M. Denis,* Wiens Buchdruckergeschicht bis 1560, Wien 1782, Nr. 54.

nes Marius, »eloquentiae candidatis et secretiorum litterarum studiosis«. An sie wendet sich Cuspinian in der Dedikationsepistel[1]: Vadian und Marius haben ihn gebeten, die Epitome des L. Florus über die römische Geschichte zum Nutzen der Studierenden herauszugeben; denn wer Geschichte nicht kennt, bleibt ein unerwachsener Knabe (»Sine enim historiis nemo non puer est«[2]). Hier ist der begehrte Text, — und freilich anders geartet als die Florus-Ausgaben, die in Italien und Frankreich mehrfach veröffentlicht worden sind. Denn die Verleger bringen heute ihre Ware an den Mann, indem sie schlechten Editionen ein irreführendes Vorwort irgendeines Gelehrten beigeben. Wer seine, Cuspinians, Ausgabe mit den früheren vergleiche, werde erkennen, wie viel Mühe er sich um einen sauberen Text gegeben habe. — Dieser Epistel, deren polemischen Ton man nicht überhören kann, liessen Vadian und Andere poetische Beiträge folgen; dann setzt die Darstellung des Florus ein.

Da erschien zwei Tage später, datiert vom 23. Juli 1511, gleichfalls in Wien, aber im Verlag der Brüder Alantsee, viel stattlicher im Schriftsatz der Drucker Vietor und Singrenius, eine weitere Ausgabe desselben Schriftstellers[3]. Die Verleger widmen sie dem Prinzen Francesco Maria Sforza, die Drucker wenden sich selbst an den Leser, der Herausgeber nennt sich nicht. Es war, unzweifelhaft, Johannes Camers, der wenige Wochen später reichhaltige Anmerkungen zu diesem Text des Florus erscheinen liess[4]. Und ihnen gab Vadian ein Empfehlungsgedicht bei[5].

Man spürt die Rivalität der Herausgeber, wohl auch der Verleger. Cuspinians Ausgabe, kaum erschienen, ist überholt, in schönerem Druck, durch reichlicheren Apparat, und sein Zorn bricht los in einem undatier-

---

[1] Johann Cuspinians Briefwechsel. Gesammelt, herausgegeben und erläutert von *Hans Ankwicz v. Kleehoven* (Veröffentlichungen der Kommission zur Erforschung der Geschichte der Reformation und Gegenreformation; Humanistenbriefe, 2. Bd.), München 1933, Nr. 9.

[2] Sentenz Cuspinians im Anklang an Cicero, Orator 34, 120: »nescire autem, quid ante quam natus sis acciderit, id est semper esse puerum« (Hinweis von Dr. A. Hartmann, Basel).

[3] Lucii Flori bellorum romanorum libri quattuor ex vetustissimo exemplari novissime ac diligenter recogniti; Wien (Alantsee), 23. Juli 1511; vgl. *Denis,* Buchdruckergeschicht, Nr. 55 a.

[4] Annotationum in Lucium Florum Ioannis Camertis ordinis Minorum sacrarum litterarum D. eximii libellus, Wien (Alantsee), 13. Sept. 1511; vgl. *Denis,* Buchdruckergeschicht, Nr. 55 b.

[5] Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen.

ten Briefe, der sogleich nach dem Erscheinen von Camers' Annotationen geschrieben sein muss — »citius celeriusque, quam asparagi coquantur«, sagt er selbst: rascher, eiliger, als Spargeln gekocht würden —, der aber auch auf die Edition selbst Bezug nimmt[1]. Es ist ein Brief, der nur von einem Haus zum andern getragen wurde und den gewohnten mündlichen Verkehr unterbrach, ein Brief Cuspinians an seine beiden Schüler Vadian und Marius. Ihnen wirft er vor, dass sie von ihm, ihrem Lehrer, abgefallen seien. Sie hätten seine Ehre verteidigen sollen und haben es nicht getan. Aber noch mehr: sie haben ihr Deutschtum verraten und sind, in der Hoffnung auf Vorteile, dem Italiener zugefallen: »Germanitatem omnem exuistis«, »estis initalicati«.

Die Verstimmung ging vorüber. Schon ein Vierteljahr später empfiehlt Cuspinian aus Linz dem Vadian einen Studenten zur Überwachung[2]. Die normalen Beziehungen wurden also rasch wieder aufgenommen. 1512 wurde Vadian Cuspinians Stellvertreter in der Professur. Er hat als solcher Themen vorgenommen, die Cuspinian ehemals behandelt hatte, die er vielleicht seinerzeit selbst Cuspinian hatte vortragen hören. Zu Freunden wurden sie nicht. Wenige Erwähnungen belegen den Verkehr der beiden Männer, die sachlich mannigfach verbunden standen und wirkten; nur ganz selten ist — so dass wir es heute noch zu vernehmen vermögen — ein warmes Wort menschlicher Zuneigung vom einen zum andern gewechselt worden.

Kaum einer war so lange und so ausschliesslich Lehrer der Wiener Universität wie Johannes Camers, Giovanni Ricuzzi Vellini aus Camerino: Minoritenmönch und gelehrter Theologe, belesener Kenner der Alten, methodischer Philologe, Verfertiger von Registern, die den Zugang zu den Schriftstellern erleichtern sollten. Seit den neunziger Jahren gehörte er der theologischen Fakultät an und war von 1499 bis 1528 achtmal ihr Dekan; er las, mindestens zeitweilig, auch an der Artistenfakultät. Vom Geheimnis des Göttlichen im Bann gehalten (»sacris mysteriis occupatus«), habe er für die Res publica litteraria verwunderlich viel geleistet[3]; Vadian nennt ihn einen Mann, der sich um die philologi-

---

[1] Vgl. *Ankwicz v. Kleehoven,* Cuspinians Briefwechsel, Nr. 11; Vadianische Briefsammlung I, Nr. 122.

[2] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 9.

[3] Rud. Agricola an Vadian, Krakau, 1511 (Vad. Briefsammlung III, Nachtr. Nr. 3).

schen Wissenschaften nicht weniger verdient gemacht habe als um die Gottesgelahrtheit (»... doctissimus vir nec minus de bonis literis quam sacris meritus«)[1].

Sie waren, zu Anfang von Vadians Wiener Zeit, Lehrer und Schüler; ein Jahrzehnt lang, seit Vadians Magisterium, rechneten sie sich gegenseitig, trotz grossem Altersunterschied, zu ihren nächsten Freunden. Ein Briefwechsel hat sich zwischen den kaum je Getrennten nicht entwickeln können; sie reden einander schriftlich höchstens einmal an in einem kleinen Begleitschreiben des Camers zu einer Vadianischen Publikation[2], in einem Lobgedicht Vadians zu einer von Camers besorgten Ausgabe[3]. Sie leben sozusagen ununterbrochen miteinander, in freundschaftlichem, vertrautem, ungetrübtem Verkehr, wie Vadian selbst einmal sagt. Die andern Freunde nehmen wenig Bezug darauf; es war eine selbstverständliche Kameradschaft, ohne starken Wellenschlag der Gefühle. Aber Vadian versäumt keine Gelegenheit, des Camers Gelehrsamkeit zu preisen.

Immer wieder lassen sich Camers und Vadian bei gemeinsamer Arbeit beobachten. Was sie miteinander trieben, scheint für Camers zentrales Anliegen gewesen zu sein, für Vadian dagegen doch mehr nur Beiwerk. Camers war auf Schaffung nützlicher Hilfsmittel für die Studenten bedacht; was er publiziert, sind vornehmlich Ausgaben, Anmerkungen, vor allem aber praktische Indices, durch die der Leser leicht alles, was in einem Werke wissenswert ist, aufzufinden vermöge[4]. Zu dieser nützlichen Tätigkeit[5] ermuntern ihn die Freunde, unter ihnen der nächste, liebste, Vadian, — »Ioachimus Vadianus, orator et poeta candidissimus, nobisque inter amicos charitate iunctissimus«, nennt ihn Camers[6].

Den Konflikt mit Cuspinian hatten 1511 die gelehrten Annotationes des Camers zu L. Florus ausgelöst. Als Vadian 1512 Ciceros drei Bücher

---

[1] Pomponius Mela (1518), Fol. 107 r. Zu beachten die Nebeneinanderstellung der sacrae litterae und der bonae litterae.

[2] Vadians Ausgabe von Ciceros De Officiis beigegeben.

[3] Phalaecius Vadians zum Lobe Claudians in des Camers Ausgabe Claudiani opera (*Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 38).

[4] ... Index copiosissimus, quo facile, quicquid in toto opere notatu dignum est, possit lector cum voluerit reperire (vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht Nr. 176, zu Iustini ... in Trogum Pompeium Libri quadraginta quatuor).

[5] Treffend und ohne Ironie spricht *Denis* einmal (Buchdruckergeschicht. S. 165) von dem »nützlichen Camers«.

[6] Dedikationsepistel des Camers an Stephanus Verbeucius, 31. Aug. 1514 (vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 115).

»De Officiis« samt andern Ciceronischen Schriften herausgab, Neudruck einer älteren Edition, wie sie humanistische Lehrer häufig im Gedanken an ihre Schüler, ohne etwas wissenschaftlich Originales geben zu wollen, veranstalteten[1], steuerte Camers eine »tabella alphabetica« bei; sein Begleitschreiben, so dürr und dürftig es war, ist von Vadian mit abgedruckt worden[2]. Auf Camers selbst gehen mehrere derartige Neudruckausgaben dieser Jahre zurück; es ist Camers daran gelegen, den Texten einen wissenschaftlichen Apparat beizugeben. Die Gegenstände liegen Vadians Vorlesungs- und Forschungsgebieten nahe: 1512 liess Camers die drei Bücher Geographie des Pomponius Mela, im gereinigten Text des Hermolaus Barbarus und mit eigenem Index erscheinen[3], im selben Jahr die Periegesis des Dionysios nach der lateinischen Übertragung des Priscianus, samt einem »Commentariolum«, das er, wie seine Freunde Vadian und Adrian Wolfhard bezeugen könnten, in weniger als dreissig Tagen angefertigt habe[4]. 1514 folgte in zwei Teilen ein Index des Camers zur Naturgeschichte des älteren Plinius, mit dem sich auch Vadian in jenen Jahren beschäftigte[5], 1517 ein solcher zur Epitome des Justinus aus dem Geschichtswerk des Pompeius Trogus[6].

All dem versagte Vadian seine Anteilnahme nicht; er und Camers wiesen auf ihre Verbundenheit hin. Wie weit Vadian auf gemeinsamen Wegen schliesslich über Camers hinauskam, zeigt das Vadianische Scholienwerk zu Pomponius Mela, das von der Textbereinigung durch Hermolaus Barbarus ausging, ihm eigenen reichen wissenschaftlichen Ertrag beifügte, die Ausgabe des Camers aber überhaupt nicht erwähnte.

Indessen schien Camers eben jetzt zu einer bedeutenderen Leistung auszuholen: zu einer gesäuberten und kommentierten Ausgabe der Enarrationes (Collectanea rerum memorabilium) des Solinus. Vadian wies an zahlreichen Stellen seiner Mela-Ausgabe auf Irrtümer und Nachlässigkeiten des Solinus hin (mehrfach am Rand: »incuria Solini«) und sprach dabei die Hoffnung aus, dass der gelehrte Camers den verdorbenen Text in Ordnung (»in suum ordinem«) bringen werde[7].

---

[1] Vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 69.
[2] Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen.
[3] Vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 73.
[4] Vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 75.
[5] Vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 115.
[6] Vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 176.
[7] Pomponius Mela (1518), S. 107 r.

Diese Solinus-Ausgabe des Camers ist 1520 erschienen[1]; gerade sie wurde Anlass zu einem gelehrten Streit der beiden alten Freunde, von denen einer, Vadian, Wien damals längst verlassen hatte. Er wurde dadurch ausgelöst, dass Camers Vadians kritische Bemerkungen über Angaben des Solinus aufgriff und zu widerlegen suchte. An wenigen Stellen nur nannte er Vadians Namen; aber der polemische Ton, den dieser gegen den alten Schriftsteller Solinus angeschlagen hatte, weckte bei Camers ein Echo, das den Zeitgenossen, Vadian und seinen Freunden, unmittelbar erregend in die Ohren klang. Sie reagierten dagegen nicht ohne Empfindlichkeit: die Gefährten in Wien, Ursinus, Gundel und andere, die über des Camers Angriff auf Vadian und Albertus Magnus nach St. Gallen schrieben und Vadian alsbald ein Exemplar zukommen liessen. Dieser war eben damit beschäftigt, die zweite Auflage seiner Pomponius-Scholien vorzubereiten, als ihm ein junger Mann aus Wien Camers' Enarrationes Solini überbrachte, und er beim raschen Durchfliegen erkannte, dass Camers gegen ihn Stellung beziehe, ja seine wissenschaftliche Gründlichkeit in Frage stelle[2]. Er entschloss sich, die Einwände des Camers zu beantworten. Auch die Freunde drängten dazu; »hätte ich«, so schrieb Collimitius, als Vadians Gegenschrift bereits verfasst, vielleicht schon in Druck gegeben, aber noch nicht erschienen war, »hätte ich die Macht und Eleganz Deiner Feder, ich würde mit diesem Mönch zu einem nicht alltäglichen Kampf in die Ringbahn hinabsteigen«[1].

Dieser geistige Kampf ist von Vadian und seinen Genossen verbittert und persönlich gespitzt worden durch den Verdacht und Vorwurf, Camers sei als Italiener und Feind der Deutschen gegen Vadian und den von ihm hochgeschätzten, oft zitierten Albertus Magnus aufgetreten. Sogleich spricht sich diese Deutung aus, bei Vadian und den Freunden; heftig wendet sich, in einem Briefe an Vadian[1], Collimitius gegen Camers, diesen Hasser aller berühmten Deutschen (»illum omnium Germanorum illustrium osorem«).

Vadian selbst hat es nicht unterlassen, den Vorwurf dieser Gesinnung dem so lang erprobten Freunde gegenüber auszusprechen, als er seine

[1] Vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 224.

[2] Dedikationsepistel Vadians an Johannes Faber, dat. St. Gallen, 13. April 1521 (Vadians Loca aliquot vorangestellt und in der Pomponius-Ausgabe von 1522 mit abgedruckt).

[3] Collimitius an Vadian, Wien, 15. Nov. 1521 (Vad. Briefsammlung II, Nr. 288).

Sache wider Camers verfocht: in einer ausführlichen Schrift »Loca aliquot«, 1521 verfasst, 1522 zusammen mit der zweiten Auflage des Pomponius Mela publiziert[1]. Seltsam bricht, wie es schon in der Empfindlichkeit Cuspinians gegen den Italiener Camers und seine Anhänger unter den jungen deutschen Magistern zu spüren gewesen war, innerhalb der universalen Gelehrtenrepublik Animosität zwischen Deutschen und Italienern auf. War dies bloss Aufwallung einer nationalen, patriotischen Stimmung, oder sprach sich darin auch ein Unterschied wissenschaftlicher Auffassung und Methode, Unterschied zwischen italienischem und deutschem Humanismus aus? Dass er als Deutscher, so äussert sich Vadian, dem Plinius und Solinus widersprochen habe, sei ihm übelgenommen worden. Will Camers dem Vadian die Kompetenz absprechen, über die Alten zu urteilen, weil er als Schweizer ein Deutscher ist (»quod homo sum Germanus ex Helvetiis«)? Entrüstet weist Camers in seiner Entgegnung, die im Frühling 1522 unter dem Titel »Antilogia« erschien[2], diese beleidigende Vermutung zurück: »Ich bin nicht so beschränkten und verkehrten Sinnes, dass ich die Menschen nach ihrem Vaterland beurteile«; er liebe die Deutschen, und er liebe Vadian; kein Hass leite seine Feder.

Wohl klingt also das, was die polemisierenden Freunde einander vorhalten und entgegenhalten, da und dort auch persönlich gereizt. Immer wieder aber erinnern sie sich doch der lang gepflegten Freundschaft, der oft ausgesprochenen Wertschätzung. Vadian nennt Camers einen scharfen Geist, einen unermüdlichen Forscher, — seinen Lehrer und Vertrauten durch viele Jahre, m e i n e n Camers: »warum soll ich den nicht den Meinigen nennen, mit dem ich mehr als zehn Jahre lang an der berühmten Wiener Universität in ungetrübter, vertrauter Freundschaft gelebt habe?« Hätte Camers doch nur die Differenzen mit ihm besprochen, als er, Va-

---

[1] Loca aliquot ex Pomponianis commentariis repetita indicataque in quibus censendis et aestimandis Ioanni Camerti theologo Minoritano, viro doctissimo, suis in Solinum enarrationibus cum Ioachimo Vadiano non admodum convenit, Basel 1522. Dazu eine vom 13. April 1521 datierte Epistel an den bischöflichen Vikar von Konstanz, Johannes Faber.

Die Schrift ist also nicht, wie *Aschbach* II, S. 181, Anm. 3 angibt, von Camers, sondern gegenteils von Vadian verfasst.

[2] Io. Camertis ordinis Minorum sacrae theologiae professoris antilogia, id est locorum quorundam apud Iulium Solinum a Ioachimo Vadiano Helvetio confutatorum amica defensio, dat. Wien, 23. Mai 1522 (vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 249). Vorangestellt eine Dedikationsepistel des Camers an Vadian, dat. Wien, 15. Mai 1522.

dian, aus Polen nach Wien zurückkehrte (1519), in einem Augenblick, da sein Mela erschienen, der Solinus des Camers für den Druck bereit gewesen sei. Und Camers seinerseits nennt seine Antilogia eine freundschaftliche Verteidigung (»amica defensio«) und leitet sie ein mit einem wahrhaft schönen Brief an Vadian, dem er nur mit geistigen Waffen und mit dem Ölzweig in der Hand begegnen wolle. Er habe ihn geliebt von der Stunde an, da er ihn kennen gelernt, und er werde ihn immer lieben: »omni tempore diligit, qui amicus est«. Vadian hätte ihm statt einer langen Abhandlung einen kurzen Brief schreiben sollen, und die ganze Auseinandersetzung wäre unterblieben.

Dass diese Auseinandersetzung unterblieben wäre, möchte der Historiker nicht wünschen, denn ihr sachlicher Gehalt ist bedeutsam. Vadian gibt ihr diese Bedeutsamkeit, indem er die zutagegetretenen Differenzen ins Grundsätzliche hinein verfolgt. Die nahe Verbindung mit Camers bot ihm eben jetzt, da sich das persönliche Einvernehmen zu trüben drohte, Gelegenheit, wissenschaftliche Grundansichten auszusprechen und methodische Forderungen polemisch-programmatisch aufzustellen; die Loca aliquot wurden zu einem Bekenntnis, das erlaubt, Vadians Stelle in der wissenschaftlichen Entwicklung der Zeit genau zu fixieren. Diese Stelle, die Vadian als geographisch-naturwissenschaftlicher Beobachter einnahm, war freilich dem philologisch-theologischen Humanismus des nicht nur an Lebensjahren, sondern an Entwicklungsstand älteren Freundes weit entrückt[1].

Für die Gestaltung seines Weltbildes und in seiner Schätzung der exakten Wissenschaften war Vadian Schüler des Collimitius. Collimitius vor allen hat, Anregungen des Celtis weiterführend, den kräftigen mathematisch-naturwissenschaftlichen Zug des Wiener Studium generale Vadian zugeleitet, seinen Geist aufhellend und ausweitend. Von ihm liess sich Vadian auf diesem Felde führen und beraten; sozusagen nichts, so bekennt er, habe er über astronomische und mathematische Dinge geschrieben oder gesagt, was Collimitius nicht geprüft und gebilligt habe, und häufig habe er Hilfe und Urteil der Schüler des Collimitius, Andreas Perlacher und Heinrich Grammateus, in Anspruch genommen[2].

---

[1] Vgl. darüber Kapitel 5, S. 274 ff.

[2] »... quod quatenus ad astronomica et mathematica attinebat, nihil fere scripsi, nihil dixi, quod Georgii Collimitii mathematici probatissimi lima non strinxerit, ex-

Mehr als das: während der ganzen Wiener Zeit und über sie hinaus war Collimitius der nächste persönliche und wissenschaftliche Freund Vadians.

Georg Tannstetter, Collimitius, stand an Jahren Vadian annähernd gleich, war ihm aber an wissenschaftlicher Entwicklung, wie an akademischer Erfahrung und Geltung eine gute Strecke voraus. 1482 geboren, war er schon 1503, als junger Ingolstädter Magister, nach Wien gekommen, Mathematiker und Astronom, auch der astrologischen Kunst geneigt, — zweifellos bereits lehrend, während Vadian in den Anfängen seiner Ausbildung stand. Er führte als Magister artium in Wien ein medizinisches Studium durch, wie Vadian dies fast ein Jahrzehnt später gleichfalls tat; 1509 wird er Doktor der Medizin genannt. Er wurde Mitglied des Collegium ducale, Poeta laureatus, Leibarzt Kaiser Maximilians; 1512/13 war er Rektor der Universität.

Dies alles zeichnet einen Gang vor, den Vadian fast Schritt für Schritt nachgehen sollte. Collimitius, der wenig Ältere, aber beträchtlich Reifere, kann ihm Beispiel gewesen sein; er war sein Lehrer sowohl in den artistischen, wie in den medizinischen Disziplinen. Dann aber holte ihn Vadian allmählich ein; der Lehrer wird zum Freund[1]. Persönliche Sympathie überwand auch eine politische Hemmung, die Collimitius dem Schweizer gegenüber empfunden zu haben scheint[2]; sie standen fortan

---

poliverit, probaverit. Proinde et Andreae Perlachii et Henrici Grammatei astronomorum et geometrarum, discipulorum quidem Collimitii ... opera iudicioque frequenter sum usus: idque non alia causa, quam ne quid de tantis alioqui in omni doctrinarum genere scriptoribus incautius proderem« (Loca aliquot, Fol. Dd 5v).

[1] Vadian gibt in dem 1514 verfassten, 1515 erstmals gedruckten, 1518 dem Pomponius Mela beigegebenen Brief an Agricola (Fol. 125 r) eine schöne Charakterisierung des Collimitius und bestimmt sein Verhältnis zu ihm: Collimitius sei nicht nur in den Naturwissenschaften, sondern auch in der Medizin sein Lehrer gewesen (»non in his modo quae ad terrae scrutinium sed et in his quae ad salubrem medicinam aliaque plęraque digna scitu pertinent«). In die Reihe seiner Freunde aufgenommen, habe Vadian nicht aufgehört, ihn als seinen Meister zu verehren; Collimitius aber nenne ihn seinen Kollegen, ja seinen Bruder (»... nunquam desii eum praeceptoris nomine dignari. At ipse ... et conphilosophum me suum et quod nimis est fratrem alterum quandoque dicere assolet ...«).

[2] Collimitius, »alias adversator Helvetiorum«, habe häufig scherzhaft zu Vadian gesagt, er zürne sich selbst, dass er einen Helvetier so sehr liebe. Dies überliefert wiederholt *Joh. Rütiner* in seinen Diarien (Stadtbibliothek St.Gallen, Ms. 78/79, handschriftliche Kopie von C. Leder, Ms. 79 c), die zahlreiche Nachrichten unterschiedlichen Wertes aus den Jahren 1529 bis 1539 enthalten und mehrfach mündliche Erzählungen Vadians aus dieser Zeit festhalten (vgl. 1. Teil, Fol. 48v Nr. 344, Fol. 177v f Nr. 931, Fol. 192v Nr. 958).

jahrelang nebeneinander in fruchtbarem Austausch und täglichem Verkehr, ja in unmittelbarer Haus- und Lebensgemeinschaft.

Dieses fast ununterbrochene Beisammensein der beiden Freunde liess es nicht zu einem reichlichen Briefwechsel zwischen ihnen kommen. Nur wenige kostbare, sprechende Briefe sind als Dedikationsepisteln vorhanden. Dagegen richteten gemeinsame auswärtige Freunde immer wieder Anrede, Mitteilungen, Aufträge, Fragen, Grüsse an sie beide als an ein wahres Freundespaar; einige Briefe sind zugleich an beide, Collimitius und Vadianus, die »amici coniunctissimi«, adressiert[1].

Collimitius verband schöngeistige Bildung mit naturwissenschaftlicher Neigung und Forschung; dies war es, was Vadians Geist anzog und fesselte. In den frühesten Zeugnissen seiner verehrenden Freundschaft für Collimitius spricht Vadian dies aus. Als er 1509 zu Besuch in St.Gallen weilte und in der dortigen Stiftsbibliothek Strabos Gedichte über die Gartenkultur aufgefunden hatte, schickte er die Abschrift, die er zu publizieren gedachte, dem Collimitius in Wien und begleitete die Sendung mit einem Briefe[2]. Es schien mir eine Freundespflicht zu sein, beginnt Vadian, Strabos »Gärtchen« Dir zum Geschenk herauszugeben, nicht nur deshalb, weil ich Dir stets viel zu verdanken hatte, und weil Du mich täglich mit grossem Wohlwollen freundschaftlich begleitest, sondern weil ich Dich sowohl als eifrigen Arzt, wie als Liebhaber der schönen Wissenschaften kenne und glaube, es werde Dir aus diesem schmalen Bändchen sozusagen Nahrung für beides zukommen. — Die Publikation des Hortulus kam nicht, wie gedacht, sogleich zustande, sondern erst im Herbst des folgenden Jahres 1510 und wurde von Vadian in einer besonderen, als Vorwort gedachten Epistel dem Collimitius gewidmet[3], der in seinen Studien die vielfältigen irdischen Erscheinungen mit dem Lauf der Gestirne in Beziehung setze; in doppeltem Sinne Arzt, da er die Mängel des Geistes wie die Schäden des Körpers erkenne, möge er den wiederhergestellten Strabo kritisch und freundlich zugleich aufnehmen.

---

[1] So Peter Eberbach, 29. Aug. (1511 ?), Vad. Briefsammlung III, Nachträge Nr. 4.

[2] Dat. St.Gallen, 20. Aug. 1509 (Vadianische Briefsammlung III, Nachträge Nr. 1). Der Brief wurde der zweiten, 1512 in Nürnberg erscheinenden Ausgabe von Strabos Hortulus als Dedikationsepistel beigedruckt. Über die Ausgaben des »Hortulus« vgl. später S. 255 f. Abdruck und Übersetzung des Briefes in *W. Näf* und *M. Gabathuler*, Walahfrid Strabo Hortulus, Vom Gartenbau, St.Gallen 1942, S. 116 ff.

[3] Dat. Wien, 29. Okt. 1510 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 4; Abdruck und Übertragung *Näf* und *Gabathuler*, Hortulus S. 122 ff).

Tannstetters Art hat auf den jungen Vadian unzweifelhaft als Vorbild gewirkt. Es ist unverkennbar, dass Vadians Hinwendung zu den Naturwissenschaften vor allem durch Collimitius gefördert worden ist. Dieser führte ihn in die mathematisch-astronomischen Grundlagen der Naturerkenntnis ein. Wir wissen, dass Vadian eine Vorlesung des Collimitius über das zweite Buch von Plinius' Naturalis historia, das die mathematisch-physikalische Erdbeschreibung enthält, gehört und nachgeschrieben hat[1]. Ausdrücklich bezeugt Vadian noch später, Collimitius verdanke er, was er von den Elementen der Astronomie wisse, und an ihn habe er sich in diesen Dingen mit seinen Fragen und Zweifeln gewandt[2].

Auf dem Felde der Mathematik und Astronomie bewegte und entfaltete sich denn auch die wissenschaftliche Arbeit, die Collimitius und Vadian gemeinsam sein konnte.

Im Jahre 1511 widmete Collimitius dem Vadian seine Ausgabe der »Sphaera« des Proclus Diadochus, die er zugunsten der Studenten — da diese den vorhandenen kostbaren Aldinischen Druck des Werkes nicht kaufen können und sich doch für die Sache interessieren — veranstaltete[3]. So erzählt des Collimitius Dedikationsepistel an Vadian[4]. Sie lässt noch weiteres sehen: Collimitius gibt seiner Edition eine kurze »Apendicula de ortu et occasu siderum« bei und beruft sich hiefür auf Untersuchungen und Tischgespräche mit Vadian und auf des Freundes lebhafte Aufforderung, etwas darüber herauszugeben. Er stellt auch einen kleinen Kommentar zur »Sphaera« (»Commentariolum in Sphaeram«) in Aussicht, — vorbereitet, wie es scheint, von ihm, gemeinsam mit Vadian. Dieser interessiere sich für all dies ganz besonders (»harum te rerum novi apprime studiosum«).

Vadian stand damals, wie man sieht, dem Collimitius und seinen astronomischen Studien unmittelbar nahe. Im selben Zeitpunkt, auf Wintersemester 1511/12, übernahm er die reguläre Universitätsvorlesung über »Sphaera«; es ist denkbar, dass er mit seinen Studenten hiefür die Proclus-Ausgabe des Freundes zugrundegelegt habe. Einige Jahre später scheint

[1] Vgl. später S. 180, Anm. 5.

[2] Pomponius Mela (1518), S. 34r: »Quando me torsit locus ille ... ad Georgium festinavi Collimitium clarissimum mathematicum, cui quicquid in me rudimentorum est ad astronomica illa attinentium acceptum ingenue refero«.

[3] Vgl. *Denis,* Buchdruckergeschicht, Nr. 41.

[4] Dat. Wien, 12. Nov. 1511 (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

er Kommentarien zu einem astronomisch-astrologischen Kalender (Ephemerides), die Collimitius in einer Vorlesung vorgetragen hatte, zur Publikation vorbereitet zu haben[1].

Vadian seinerseits legte besonders gern dem Collimitius in die Hände, was er in diesen Jahren publizierte: neben seinen beiden Hortulus-Ausgaben von 1510 und 1512 seinen Druck von Ulrich von Huttens Exhortatio an Kaiser Maximilian (1512)[2] und die Praefatio in historiam mundi des älteren Plinius, die er im Zusammenhang mit einer eigenen Vorlesung 1513 drucken liess[3]. Collimitius, so erzählt die Vadianische Widmungsepistel zur Praefatio[4], habe ihn dazu angeregt, er, der seine eigenen astronomischen und medizinischen Studien durch Beschäftigung mit Plinius begleite. Wie sich gerade bei diesem Schriftsteller ihre Interessen begegnen konnten, zeigt sich darin, dass Collimitius Scholien zum zweiten Buch der Naturalis historia auf Grund eines Kolleg-Manuskriptes seines Schülers Vadian ausarbeitete, die viel später, 1531 zu Basel, unter dem Namen beider, trotz ihres ungleichen Anteils, in eine Plinius-Ausgabe Jakob Zieglers übernommen wurden[5].

---

[1] Die Vadianische Bibliothek in St.Gallen verwahrt Aufzeichnungen von Vadians Hand (Manuscripte und Incunabeln Nr. 66), die wohl die Anlage einer Publikation darstellen. Das erste Blatt gibt den Titel des Ganzen und die Überschrift eines Vadianischen Gedichtes zum Preis der Astronomie, ohne dass das Gedicht folgte: »Georgii Collimitii dictata in Ephemerides et earum omnifarium usum. Anno MDXIIII a festo Divi Colomanni [13. Oktober] usque ad ... [Angabe fehlt]. In Astronomiae laudem Ioach. Vadianus [Gedicht fehlt]«. Auf der folgenden Seite: »Commentariorum Ephemeridis Georgii Collimitii mathematici et medici ac astronomię Viennae professoris ordinarii propositio prima«. Es folgen die weiteren Propositiones (bis 44) mit vielen Lücken und freiem Platz am Schluss.

Die Publikation selbst ist nicht nachzuweisen. 1518 gab Andreas Perlacher ein Büchlein heraus, das dieser Vadianischen Anlage entsprach: Usus almanach seu Ephemeridum, ex Commentariis Georgii Tannsteter Colimitii ... decerpti ... (vgl. *M. Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 199, und Die Merkwürdigkeiten der k. k. garellischen Bibliothek am Theresiano, Wien 1780, Nr. 149).

[2] Vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 68. Dedikationsepistel Vadians an Collimitius, dat. 12. Jan. 1512 (Vadianische Briefsammlung III, Nachträge Nr. 119).

[3] Vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 100.

[4] Dat. Wien, Februar 1513 (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

[5] Iac. Ziegleri ... in C. Plinii de nat. historia librum II. commentarius ... Item Georgii Collimitii et Ioachimi Vadiani in eundem secundum Plinii scholia quaedam ... Die Subscriptio aber erklärt: »Georgii Collimitii Viennensis gymnasii mathematici ordinarii in C. Plinium librum secundum dictata Ioachimus Vadianus excoepit« (Mitteilung Dr. A. Hartmann, Basel). Wenn *Denis* (Buchdruckergeschicht, zu Nr. 208, S. 197)

Es waren aber doch vor allem die geographischen Studien Vadians, unter seinen Publikationen in erster Linie die Scholien zu Pomponius Mela, die die fördernde Einwirkung des Collimitius erfuhren. Vadian hat dies dankbar hervorgehoben. Dem Freunde stellte er seine Fragen und empfing Auskunft[1]; auf Tannstetters Ansicht beruft er sich; die mathematisch-astronomischen Grundzüge seines Erdbildes führt er auf den Lehrer zurück. Für Pomponius Mela habe ihm Collimitius ausserdem ein kommentiertes Mela-Exemplar seines Meisters Andreas Stiborius zugänglich gemacht[2].

Als Gesamteindruck bleibt das einheitliche Bild einer kräftigen Männerfreundschaft, eines wissenschaftlich angeregten, anregenden Austausches. Durch Jahre standen sie selbstverständlich Seite an Seite, Kollegen, Lebensgefährten in Wien. 1513 hat Vadian den Freund auf einer Reise nach Ungarn begleitet; dies führte die einzige sichtbare Unterbrechung ihres inhaltreichen Wiener Alltags herbei. Vadian trug im Geben und Nehmen dieses Freundschaftsverhältnisses wohl den grösseren Gewinn davon: Collimitius eröffnete ihm neue Welten. Vadian nahm nicht in ihnen Bürgerrecht; wenn er einmal, neben Collimitius, »Mathematicus« genannt wird[3], so trifft diese Bezeichnung nicht sein eigentliches, sicher nicht sein ganzes Wesen. Mathematik und Astronomie wurden ihm nicht eigene Forschungsgebiete. Nur an der Hand des Freundes kannte er sich in ihnen aus; für sich selbst hielt er doch, als sein zentrales Anliegen, die philologischen Interessen fest; er blieb Poeta, Orator, Professor der schönen Künste. Er stellte die Medizin daneben und gewann von ihr aus, auch darin dem Freunde verwandt und verpflichtet, Einblick in die Erscheinungen der Natur. Er sammelte reiche geographische Kenntnisse aus Büchern, mehrte und vertiefte sie durch eigene Beobachtungen; doch wenn er über sie hinaus zu einer Gesamtanschauung des kosmischen Wunderbaus gelangte, so verdankte er dies dem Collimitius, der ihn mit den mathematischen Grundgesetzen der Kosmographie vertraut gemacht hatte.

---

von den Scholien spricht, »die Joach. Vadian und Ge. Tannstätter in Wien verfasst haben«, so ist diese Bemerkung irreführend.

[1] »Hic mihi sicut solet quaerenti ... in hanc sententiam retulit« (Ad Agricolam, in Pomponius Mela, 1518, Fol. 125 r).

[2] Pomponius Mela, 1518, Fol. 34 r und Fol. 120 r (Nachwort an den Leser).

[3] Richard Bartholinus an Collimitius und Vadian, Mühldorf, 15. Nov. 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 108).

Eben hier wird sichtbar, wie weit und frei und reich sich Vadians geistige Kräfte, aus glücklicher Anlage und durch fördernde Anregung, zu entfalten vermochten.

Kommilitonen

Collimitius war in Wien Mittelpunkt eines gelehrten Zirkels und Haupt einer »Schule«. Er gründete, nach dem Eingehen von Celtis' Collegium poetarum et mathematicorum und der gelehrten Donaugesellschaft, eine mathematisch-astronomische Sozietät, die Sodalitas Collimitiana; die ihr angehörten, untereinander nicht nur wissenschaftlich, sondern auch freundschaftlich verbunden, erscheinen in den Briefen unter dem Sammelnamen der Collimitiani[1]. Vadian stand dem Haupte, Collimitius, wohl am nächsten; unter den Gliedern mag ihm, dem etwas Jüngeren, mancher besonders unmittelbar befreundet gewesen sein.

Mit dem Jahre 1510 setzt der Vadianische Briefwechsel reichlicher ein, — weil sich in Wien Freunde zusammengefunden und wieder getrennt hatten und mehr als einer nach räumlicher Scheidung die Beziehungen in Briefen aufrecht hielt. Damit wird ein Vadianischer Freundeskreis sichtbar: Altersgenossen, Mitschüler, gleichstrebende junge Gelehrte. Ob, wie weit sie alle schon damals durch das Band der Sodalitas umfasst wurden, muss als Frage offen bleiben.

Dass Joachim von Watt Huldrych Zwingli in Wien getroffen und kennen gelernt habe, ist möglich[2]. Die Lebensdaten beider erlauben die Annahme, dass sie im Wintersemester 1501/2 — in Vadians erstem, Zwinglis letztem Wiener Semester — einige Wochen oder Monate hindurch nebeneinander oder miteinander in Wien gelebt haben; ausdrücklich bezeugt ist dies nicht. Als Vadian im Jahre 1511, unseres Wissens zum erstenmal, an Zwingli schrieb[3], begegneten sie sich in der

[1] Die Bezeichnung »Collimitiani«, auch »Academici et Collimitiani« findet sich in der Vadianischen Briefsammlung nicht vor 1516.

[2] Woraus *J. Ninck* (Arzt und Reformator Vadian, St.Gallen 1936, S. 36) und auf ihn gestützt *O. Farner* (Huldrych Zwingli, Seine Jugend, Schulzeit und Studentenjahre, Zürich 1943, S. 178 f) die Sicherheit ihrer Angaben schöpfen, ist, da Nachweise fehlen, nicht zu erkennen.

[3] Zwinglis Briefwechsel, bearbeitet von *E. Egli* und *G. Finsler* (Corpus Reformatorum, Huldreich Zwinglis Sämtliche Werke) Band I, Die Briefe von 1510—1522, Leipzig 1911, Nr. 2.

Erinnerung an einen gemeinsamen Freund, den 1510 in Wien gestorbenen jungen Magister Arbogast Strub aus Glarus, dessen literarischen Nachlass Vadian herausgab[1]: Strub hätte seine Schriften gewiss gerne dem von ihm dankbar geliebten Zwingli gewidmet; da er es nicht mehr selbst zu tun vermag, tut Vadian es an seiner Statt. Die zukunftsvollen Beziehungen der beiden Männer gehen also sicher vom Wiener Freundeskreis aus; sie knüpften sich enger, da seit 1512 Jakob Zwingli in Wien studierte, durch seinen älteren Bruder an Vadian empfohlen und von diesem als Lehrer und Mentor bis zu seinem frühen Tode 1517 betreut[2]; aber sie blieben doch, selbst wenn 1501/2 einen Augenblick lang der persönliche, unmittelbare Kontakt hergestellt gewesen war, während Vadians Wiener Jahren auf Vermittlung durch Freunde und Verwandte angewiesen, auf brieflich-literarischen Fernverkehr beschränkt.

Einige Namen von Studiengefährten tauchen nur flüchtig auf. So nimmt Matthias Kretz aus Landsberg am Lech, 1513 bis 1516 theologisch-humanistischer Lehrer zu Polling und nachmals altgläubiger Prediger zu Augsburg und München[3], darauf Bezug[4], dass er 1502 mit Vadian seine Studien in Wien begonnen habe, dass sie beide, unter Magister Matthias Qualle aus Krain (Carniolanus), der Brückenburse angehörten[5], dann gleichzeitig und gemeinsam Baccalarien geworden seien. Kretz verliess Wien nach seinem Baccalariat, und nur in Briefen hielt er die Erinnerung an die alte Bekanntschaft fest.

Von früher Jugend auf wird Vadian den St. Galler Wolfgang Schatzmann gekannt haben, der 1501 zu Wien immatrikuliert wurde[6]; auch er aber blickte später — als Geistlicher, seit 1516 Frühmesser in Sempach — nur mehr von ferne nach Wien zurück und zu dem berühmt gewordenen Landsmann und Jugendfreund empor[7].

---

[1] Vgl. S. 188 f.

[2] Zwinglis Briefwechsel I, Nr. 7, 8, 9, 9a, 23.

[3] Allg. Deutsche Biographie IX, S. 645; Wetzer und Welte's Kirchenlexikon VII, S. 1053 f (1891).

[4] Kretz an Vadian, Kloster Polling, 13. Mai 1515 und Ingolstadt, 21. Mai 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 51 und Nr. 98).

[5] »... condiscipuli simul fuimus simulque tirocinia posuimus in Vienna Pannonię, in eo contubernio litterario, quod Prugk nominitant« (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 51).

[6] Vgl. *Staerkle,* Bildungsgeschichte; Studentenverzeichnis, Nr. 456.

[7] Schatzmann schreibt 1510, vor seiner Primiz, aus St. Gallen, 1516 und später aus Sempach (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 3 und Nr. 66; III, Nr. 335 und mehrfach).

Aus der Wiener Studienzeit stammte Vadians Bekanntschaft mit Adrian Wolfhard aus Siebenbürgen (»Transsylvanus«)[1]. Ihr gemeinsamer Meister war Johannes Camers; Wolfhard nennt ihn einmal, in einem Brief an Vadian, »Pater noster«, und Camers selbst bezeichnet Vadian und Wolfhard in einer Widmungsepistel von 1512[2] als die ihm nächstverbundenen Freunde. Sie standen doch nicht auf der gleichen Ebene. Wesentlich jünger, 1491 geboren, stellte sich Wolfhard an den Sockel von Vadians Ruhm[3]. Aber schon 1512 heisst auch er Magister; er war neben Vadian als Lehrer an der Universität tätig und begann literarisch hervorzutreten[4]. Aber er schied bald aus dem Vadianischen Kreise aus; Ende September 1512 war er noch in Wien, am 15. November jedoch bereits, auf der Rückreise in die Heimat, in Klausenburg angelangt[5]. Er schrieb in der Folge noch mehrmals an Vadian, stets aus Weissenburg (nachmals Karlsburg) in Siebenbürgen, 1516 als Kanonikus, — freundschaftlich und sehnsüchtig: die Tränen kommen ihm, wenn er an die vergangenen Zeiten der persönlichen und wissenschaftlichen Intimität mit Vadian und an die jetzige Trennung denkt[6]. Sein letzter Brief vom 13. August 1518 suchte Vadian noch in Wien[7]. Zwischen St.Gallen und Siebenbürgen knüpfte sich indessen kein Faden der Verbindung mehr.

Wenig später ist Stephanus Taurinus aus Olmütz, Schüler von Thomas Resch (Velocianus) und Johannes Heckmann, von Wien abgegangen. Er schreibt 1514 und 1515 aus Gran, der Zeit gedenkend,

---

[1] Vgl. *Aschbach,* Wiener Universität II, S. 415 ff.

[2] Vgl. *Denis,* Buchdruckergeschicht, Nr. 75.

[3] Vgl. das Carmen Wolfhards an Vadian, das durch den Mund Apolls das Lob des Freundes überschwenglich sang (Vadianische Briefsammlung III, Nr. 121). Es wird auf 1511, bald nach Erscheinen von Vadians Ausgabe der Batrachomyomachie, auf die es Bezug nimmt, und vor Wolfhards Magisterium zu setzen sein und ist bemerkenswert, weil es, in so frühem Zeitpunkt, Vadians Vertrautheit mit Naturgesetzen und Sternenlauf hervorhebt:

»Hic varias noscit naturae dicere causas
Quo volvunt motu sidera fixa poli ...«

[4] Vgl. *Denis,* Buchdruckergeschicht, Nr. 70, 75, 77, 79.

[5] *Aschbachs* Angabe (Wiener Universität II, S. 416), die *Arbenz* übernommen hat (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 19, Anm. 1), dass Wolfhard 1522 nach Siebenbürgen zurückkehrte, ist um ein Jahrzehnt verschrieben; es muss heissen 1512.

[6] Vgl. Vadianische Briefsammlung I, Nr. 103.

[7] Vadianische Briefsammlung II, Nr. 132.

da ich — so drückt er sich aus — mit Vadian »Socratice agebam«[1]. Er war einer der Vielen aus Vadians naher Umgebung, die durch die humanistischen Studien zum Kirchendienst gelangten: gelehrter Geistlicher, humanistischer Publizist am Hofe des Erzbischofs von Gran, später bischöflicher Vikar zu Weissenburg in Siebenbürgen, schliesslich, wie es scheint, Domherr zu Olmütz.

Ein Brief Peter Eberbachs von 1512[2] grüsst durch Vadian Simon Lazius und Laurentius Motz (Mozus), die damals artistischen Studien nahegestanden haben mögen, während später der eine als medizinischer Doktor und Dekan, der andere als Lizentiat der Rechte, als Dekan und Rektor dem Lehrkörper und der Leitung der Universität Wien jahrzehntelang angehörte. Vor allem aber lassen die Briefe Eberbachs, zahlreich in diesen Jahren und ungemein persönlich in ihrem Ton, eine Vierergruppe sehen, — vier Freunde, eng verbunden nicht nur in wissenschaftlichem Streben und literarischer Arbeit, sondern auch in Freud und Leid ihrer jungen Jahre: Vadian, Johannes Mair aus Nördlingen, Arbogast Strub aus Glarus und er selbst, Peter Eberbach aus Rothenburg ob der Tauber.

Johannes Mair, Marius Rhaetus, gehörte, ohne stark hervorzutreten und ohne sich in Briefen auszusprechen, dauernd zur Wiener Kameradschaft Vadians, zur »Communipulatio Palladia«, wie sich Eberbach einmal pompös ausdrückte. Die wissenschaftlichen und persönlichen Beziehungen waren eng. 1510 dedizierte Vadian dem Freunde mit einem wertvollen Widmungsbrief seine Ausgabe der Batrachomyomachie[3]. Mit Vadian gehörte Marius zu den Schülern Cuspinians; ihnen beiden widmete Cuspinian 1511 seine Florus-Ausgabe; beide — den Marius freilich nur in zweiter Linie, hinter Vadian — traf sein Zorn, als sie sich zu ihrem andern Lehrer, dem Italiener Camers und seiner Edition stellten. Aus gemeinsamem Interessenkreis ging Mairs Ausgabe von Cicero-Briefen, 1511 und neuerdings 1515, hervor; Vadian hat sie beide mit einem Empfehlungsgedicht an die Studenten eingeleitet[4]. Das Letzte, was wir, 1521,

[1] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 43 und Nr. 83.

[2] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 16.

[3] Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 1.

[4] Vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 64 und Nr. 126 (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen). Vadian interpretierte im Winter 1512/13 Cicero-Briefe; doch ist nicht nachweisbar, dass er dafür die Ausgabe des Marius benutzt hätte (vgl. *W. Näf*, Vadians Vorlesungen in Wien, in Vadian-Studien, Heft 1, St.Gallen 1945).

von Marius hören, ist, nachdem die Wiener Gemeinschaft längst gelöst war, ein Hilferuf des schwer Erkrankten aus bedrängter Lage[1].

Vadian und Marius haben nebeneinander lebend die Wiener Jahre verbracht; Peter Eberbach dagegen hat nur vorübergehend, zweimal — 1510 und 1511 — einige Monate lang, mit Vadian gelebt, in stürmischer Freundschaft, die er in lebhaftem, aber bald (1514) abbrechendem Briefwechsel fortsetzte. Er kam, einige Jahre älter als Vadian, im Frühjahr 1510 aus Erfurt nach Wien, und wir besitzen den Brief, mit dem Eberbach, Petreius Aperbacchus, um Vadians Freundschaft wirbt, der Vorläufer seines Besuches bei Vadian sein soll, damit er nicht mit der Tür ins Haus falle[2]. Rasch entwickelte sich eine enge, intensiv genossene und genützte Vertrautheit. Aber schon nach zwei Monaten verliess Eberbach Wien; am 31. Juli 1510 schreibt er aus Olmütz, erfüllt von den Wiener Erlebnissen, die Trennung beklagend, sich erkundigend nach den Freunden und ihren Arbeiten[3]: Die Götter mögen Vadian mit der ganzen palladischen Kameradschaft beschützen! Was treibt Vadian mit den Musen? Wann beginnt Cuspinians Plinius-Vorlesung? Ist Arbogast glücklich zurückgekommen? Was geht mit unserer Batrachomyomachie? Lebe wohl Vadian, mein süsser Liebling (»mel et delicium meum«), und liebe Deinen Petreius! Auch Vadian blickt einmal auf diese Zeit zurück[4], da Petreius Aperbacchus in seinem Contubernium, unter einem Dache mit ihm lebte, wo beim fröhlichen Mahl der Geist in spontanem Aufbruch blitzte: da schrieb, von Petreius aufgefordert, Vadian, aus dem Stegreif wohl, ein Epigramm auf Vergil, und Eberbach fügte ihm auf der Stelle einen Zehnzeiler bei[5].

Aus Olmütz schrieb Eberbach 1510 einen Brief um den andern an Vadian; nach einem zweiten Wiener Aufenthalt (1511) folgen in grösseren Abständen noch einige Episteln aus Erfurt und Rom; dann verstummt Eberbachs Stimme. Tiefere wissenschaftliche Wirkungen hat er in Wien nicht getan; aber seine Briefe sind aufschlussreich. Seine spitze Feder

---

[1] Mair an Vadian, Nördlingen, 20. Aug. 1521 (Vadianische Briefsammlung II, Nr. 274, dazu III, Nachträge Nr. 81).

[2] Dat. 2. Mai 1510 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 2). Es ist anzunehmen, dass der Brief, dem die Ortsangabe fehlt, in Wien selbst geschrieben wurde.

[3] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 4.

[4] De Poetica, Tit. V. Die dort gegebene Zeitangabe »ab hinc quadriennio« wird am ehesten auf 1510 bezogen werden können.

[5] Vadians und Eberbachs Verse sind Tit. V von De Poetica eingefügt.

durchsticht die humanistische Feierlichkeit und zeichnet Züge wahren Lebens; hier sieht man: es waren in Wien nicht bloss ernste Priester der Wissenschaft beisammen, sondern übermütige junge Leute. Eberbach schreibt ungehemmt, witzig, in Andeutungen, die die Freunde wohl verstanden haben werden, die uns oft dunkel bleiben oder irre leiten[1], mit einer Vorliebe für Wortspiele: Die Kanoniker seien heute häufig »boni presbyteri, id est gute bretspiler«, er selbst werde nächstens »bacillarius iuris utriusque« werden[2]. Er ruft die ganze antike Göttergesellschaft an, dass sie Vadian mit allen geistigen Gaben versehen, ihm aber auch die irdischen Güter verschaffen möge[3]. Er schlägt leicht einen frivolen Ton an und streift nicht ungern das erotische Gebiet. Die Freunde und Vadian mit ihnen entgehen seinen Sticheleien nicht, und auch sich selbst, seine humanistischen Ergüsse und juristischen Studien nimmt seine Ironie nicht allzu ernst: Cuspinian hat seine Frau verloren, aber nicht zu seinem Schaden; er hat nämlich eine anmutigere und reichere geheiratet... Wieviel, glaubst Du, wird der Reiz der Neuheit zur Annehmlichkeit beitragen? Auch Collimitius und Lazius haben ihren Nacken ins Ehejoch gebeugt. Wann wird der Tag kommen, da auch Vadian, von der ehestiftenden Juno veranlasst, sich dem ehelichen Kriegsdienst ergibt, nachdem er seine gewöhnliche, unschöne, welke Lesbia verabschiedet hat? Dann werde ich alle Musen vom Helikon aufbieten (die mir Lebewohl gesagt haben, weil sie das Blöken barbarischer Advokaten nicht ertragen können) und werde meinem Vadian ein Hochzeitslied anstimmen[4].

Nur an zwei Vadianischen Publikationen[5] hat Peter Eberbach Anteil: an der Gedenkschrift für Arbogast Strub und an der Ausgabe einer Schrift Ulrichs von Hutten.

A r b o g a s t S t r u b aus Glarus, geboren den 21. Juli 1483[6], 1500/1501 zu Wien immatrikuliert, gehörte zu Vadians Studiengenossen und

[1] So glaubt z. B. *Arbenz* einmal (vgl. Vadianische Briefsammlung III, Nachträge Nr. 4), Eberbach berichte von »kriegerischen Rüstungen in Erfurt«; in Wahrheit spielt er auf eine deutsche illustrierte Ausgabe des Kriegsschriftstellers Vegetius an, die er vorbereitet und publizieren will.

[2] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 16.

[3] Vadianische Briefsammlung III, Nachträge Nr. 4.

[4] Rom, 15. April 1514, Vadianische Briefsammlung I, Nr. 33.

[5] Wenn man von einem poetischen Applaus zu Vadians Ausgabe der Batrachomyomachie (1510, vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 317) absieht.

[6] Das Datum lässt sich aus mehreren Angaben der Vadianischen Gedenkschrift erschliessen. Weitere Angaben vgl. Zwinglis Briefwechsel I, Nr. 2, Anm. 2.

engsten Freunden, so wie sie in jenen Sommermonaten 1510, da Eberbach in Wien weilte, beisammen waren. Unmittelbar nachher, am 15. August 1510, wurde er der Sodalitas durch einen plötzlichen Tod entrissen. Er hatte, Vadian an Alter und in der Laufbahn etwas voraus, wie dieser bereits zu den lesenden Magistern gehört; »Septem artium haud ignobilis professor«, nennt ihn der berühmte Cuspinian in seiner Grabinschrift.

Es war Eberbach, der, sobald ihn zu Olmütz die Trauerbotschaft erreicht hatte, in einem Briefe an Vadian[1] die Anregung machte, eine Gedächtnisschrift für Arbogast herauszugeben, enthaltend seinen literarischen Nachlass, vereinigend Totenklage und Preis der Freunde. Der sonst so Übermütige findet schöne Worte: Arbogast liege tot, und wenn nicht Vadian wie ein Lebensretter in einem höheren Sinne eingreife (»veluti alter Aesculapius«), so werde Arbogasts Name mit seinem Körper vergehen. Daher möge Vadian, was als Zeugnis von des Freundes Geist vorhanden sei, möglichst bald ans Licht bringen, den Manen Arbogasts und der studierenden Jugend Wiens zuliebe, die gerne die Schriften des Verstorbenen lesen werde, wie sie einst seinen Vorlesungen eifrig gelauscht habe.

Vadian geht auf Eberbachs Aufforderung sogleich ein und bereitet die Gedächtnisschrift vor[2]; sie ist am 16. April 1511 in Wien erschienen[3], von Vadian durch eine Dedikationsepistel Huldrych Zwingli, dem Arbogast freundschaftlich verbunden gewesen, zugeeignet[4]. Der jung Verstorbene hat wenig hinterlassen: zwei akademische Sermones zu Ehren der heiligen Katharina und der heiligen Ursula, einige Gedichte, darunter eines zu seinem Geburtsfest von 1510, das er, wenige Wochen vor seinem Tode, mit ein paar Freunden — er nennt drei vornehme Herren (barones), sowie Collimitius, Vadian, Aperbacchus und Marius — feierte[5]. Dieses

---

[1] 31. Aug. [1510] (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 2); der Brief ist, wie Vadians Antwort darauf, in der Gedenkschrift abgedruckt.

[2] Vadian an Peter Eberbach, Wien, 20. Sept. 1510 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 3); in der Gedächtnisschrift gedruckt.

[3] Arbogasti Strub Glaronesii Orationes duae quas dum in humanis fuit habuit, deinde non nulla mortuo ab doctis viris eulogia epitaphiaque pie posita (*Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 51.

[4] Die Dedikationsepistel, dat. 9. April 1511, ist der Gedenkausgabe beigegeben, in der Vadianischen Briefsammlung I, Anhang Nr. 7 und in Zwinglis Briefwechsel I, Nr. 2 wiedergegeben.

[5] Das Gedicht muss auf diesen letzten Geburtstag Arbogasts bezogen werden, da Eberbach 1510 erstmals in Wien weilte.

Wenige habe nicht die volle Reife: in eiliger Arbeit hingeworfen, nicht überall auf der Höhe stehend, aber nicht auf niederem Niveau, von ausgesuchtem Gehalt und nicht gewöhnlichem Stil. Zwingli möge beim Lesen — so lautet Vadians fein und zart ausgedrückte Bitte — nicht ansehen, wie wenig von Arbogast vorhanden sei, sondern wie viel man von dem Manne habe erwarten können, der kaum der Jugend entwachsen war, als er durch ein grausames Geschick dahingerafft wurde.

Zum Nachlass des Toten gesellt die Schrift die Stimmen der Freunde, die sich ihm zum Preis erheben. Cuspinian hat die Grabinschrift stilisiert; Vadian spricht, liebend und lobend nicht nur, sondern charakterisierend, über den Verstorbenen zu Zwingli, zu Eberbach und fügt einen Dialog mit dem Tode, eine Ode zum Preis der Auferstehung des Herrn bei. In mehr als zwanzig Totengedichten versammelt sich der Wiener Freundeskreis um den Dahingeschiedenen[1].

»Ex Contubernio Vadiani, Marii et Aperbacchi« ist 1512 noch ein Werk ausgegangen: Ulrich von Huttens poetisch-patriotischer Aufruf an Kaiser Maximilian[2]. Vadian hat es wohl im Namen der Freunde besorgt und dem Collimitius gewidmet[3]. Seine Dedikationsepistel[4] schildert das Auftreten Huttens in Wien, das Zusammensein, die Herausgabe seiner Exhortatio: Letztes Jahr sei, während Vadian mit Marius und Eberbach zusammenlebte, Ulrich von Hutten zu ihnen gekommen, der

---

[1] Die Leichencarmina dieses Erinnerungsbuches geben wohl die vollständigste Zusammenstellung der Namen, die nicht nur Arbogasts, sondern auch Vadians Umgang in diesen Jahren ausmachten. Es sind: Iohannes Camers, Georg Collimitius, Iohannes Marius Rhetus, Simon Lazius Studgardinus, Johannes Pratimontanus, Laurentius Mocz Wilensis, Adamus Lepidus Neccaranus, Bernardus Otto Studgardinus, Franciscus Rupilius, Ioannes Perschyckzy Moravus, Adrianus Wolfhardus, Philippus Gundelius Boius, Christophorus Crassus Gallensis, Christophorus Gortschacher Philacensis, Christophorus Laterensis Pataviensis, Sebastianus Austerus Salzburgensis, Theodoricus Vafer Spirensis, Pyrrhus Gallensis, Matheus Hagymas Ungarus, Ioachimus Vadianus, Marcus Rustinimicus, Petreius Aperbacchus.

[2] Ad Divum Maximilianum Caesa. Aug. F. P. bello in Venetos euntem Ulrici Hutteni equitis exhortatio; vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 68, dazu *H. Holborn*, Ulrich von Hutten, Leipzig 1929, S. 32 ff.

[3] Es scheint, dass neben Vadian Peter Eberbach, der von Erfurt her Beziehungen zu Hutten haben mochte, sich um den Unsteten und seine Schrift besonders bemüht habe. Eobanus Hessus schreibt unter dem 20. März 1514 an Vadian (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 31), er habe sich gefreut, dass durch Vadians und Eberbachs Bemühungen Huttens Gedicht an den Kaiser herausgebracht worden sei.

[4] Dat. Wien, 12. Jan. 1512 (Vadianische Briefsammlung III, Nachträge Nr. 119).

Dichter, durch seine Begabung wie durch seine Ahnen berühmt, ein irrender Odysseus[1]. Er habe ihnen seine Fahrten und Leiden erzählt: wie ein Schiffbrüchiger sei er schliesslich nach Mähren zu Stanislaus Turzo, Bischof von Olmütz, wie Odysseus zum Phäakenkönig Alkinoos gekommen; dort habe sich zwar keine Nausikaa, »quę illic nulla erat«, seiner angenommen, wohl aber ein Echeneus[2]: Augustinus Moravus[3]. Vom Bischof mit einem Pferd und reichlichem Reisegeld, von Augustinus Moravus mit einem goldenen Ring beschenkt, sei er nach Wien gezogen. Dies berichtend zog er ein Manuskript aus der Tasche, ein Gedicht auf losen Blättern, während der letzten Reisetage entworfen, das Carmen auf Kaiser Maximilian. Die Bruchstücke gefielen den Freunden; zum Ganzen gefügt, fand Vadian es der Veröffentlichung wert. Durch ihn wurde das kleine Buch, als sein Verfasser bereits wieder, ruhelos, weitergefahren war, in Wien zum Druck gebracht und mit einer Widmung Vadians an Collimitius — weil dieser Hutten während seines Wiener Aufenthaltes wohlwollend entgegengekommen sei, und weil er stets gerne in das Lob der kriegerischen und friedlichen Tugenden Maximilians eingestimmt habe — publiziert[4].

Nur für kurze Zeit, aber doch an einem bedeutsamen Punkte, berührten sich die so verschiedenen Lebenslinien Vadians und Huttens. Eberbach und Moravus vermittelten und verbanden äusserlich; im Gedanken an Kaiser Maximilian konnten beide, der ritterliche Dichter und der Wiener Gelehrte, sich leicht innerlich begegnen. Schon anfangs 1512 — der Widmungsbrief zur Exhortatio lässt dies annehmen — hatte Hutten Wien wieder, nach Italien weiterziehend, verlassen. Vadian ist

[1] Der Eingang dieser auch für die Biographie Huttens aufschlussreichen Epistel lautet: »Venit superioribus mensibus ad me Mariumque et Aperbachum illum eruditum, dum ageremus contubernio, Ulrichus Huttenus, poeta, tam, ut ipse quidem videre videor, ingenii fecunditate nobilis, quam maiorum claritudine ac insigni prosapia famigeratus; qui ea fere ratione et accessit nos et acceptus a nobis est, qua constantiae ac fortitudinis exemplar Ulysses ille...«.

[2] Odyssee, VIII, 155 ff.

[3] Propst zu Olmütz, dem Vadian während eines Wiener Aufenthaltes bekannt geworden; vgl. Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 8.

[4] Die charakteristische Stelle lautet: »... libellum ... tuo vero nomine insignitum, ... quod et Huttenum nostrum, dum aderat, multa humanitate et singulari benevolentia ... prosequebaris et imperatoris Maximiliani victrices aquilas animumque invictum et in eruditos omnes incredibilem benignitatem decantari et ... commendari gratissimum tibi semper fuerit...«.

ihm später, soviel wir wissen, nie mehr persönlich begegnet. Aber Hutten liess noch von sich hören: 1516 schrieb er aus Italien an Vadian[1], über den Verlauf des Reuchlin-Prozesses berichtend und erzählend, dass er fast den ganzen Sommer über zu literarischen und juristischen Studien in Rom gelebt, dann wegen eines Streithandels mit Franzosen über deutsche Angelegenheiten, worin einer tot geblieben, die andern verwundet worden seien, nach Bologna gewichen sei, wo er vielleicht ziemlich lange bleiben werde[2]. Nicht selten, namentlich in den Jahren der beginnenden Reformation, erwähnen seiner die Freunde, und schwerlich wird Huttens Schicksal Vadian, so vieles ihn von dem irrenden Ritter schied, teilnahmlos gelassen haben.

Gelehrte

Verhältnismässig rasch wuchs Vadian aus den jugendlichen Jahren seiner humanistischen Entfaltung in höhere Würden und schwerer lastende Pflichten hinüber. Er wurde Professor, Vertreter Cuspinians, Poeta laureatus, Mitglied des Collegium ducale, — alles, ehe er sein dreissigstes Jahr erfüllt hatte. Er begann ein zweites Studium, das Studium der Medizin. Damit rückte er den Kollegen der Fakultäten, den Collegiati des fürstlichen Gelehrtenstifts in Wien noch näher. Gleichzeitig weitete sich sein Bekanntenkreis, in dem Maße, wie sein Name berühmt wurde, wie der Horizont seiner vielartigen Interessen sich weiter spannte. In Wien sammelten sich die Schüler um ihn als um ihren Meister; mancher von ihnen zog weiter, an andere Universitäten, in einen praktischen Beruf, bemüht, durch Briefe die freundschaftlich-wissenschaftlichen Beziehungen aufrechtzuerhalten. Immer zahlreicher wurden die Stellen in den Landen, von denen aus Gelehrte und Gebildete auf den Humanisten Vadian blickten.

Von Vadians freundschaftlichem Umgang zeugen vor allem die Briefe, die in der Vadianischen Briefsammlung vereinigt sind. Daher

[1] Vadianische Briefsammlung VII, Nachträge Nr. 3: Vadian an Reuchlin, Wien 1516 (zwischen Juli und Oktober).

[2] Zu Datierung und Inhalt vgl. *H. Holborn:* Ulrich von Hutten, Leipzig 1929, S. 60, 67 f, 70 f. Hutten kam im Juli 1516 nach Bologna (*Holborn* a. a. O. S. 70). Mit dem erwähnten Sieg der Reuchlinschen Sache zu Rom ist wohl der Beschluss der päpstlichen Kommission vom 2. Juli 1516 gemeint (vgl. *L. Geiger:* Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland, Berlin 1882, S. 514).

bleiben die Gestalten aus seiner unmittelbaren Nähe für unser Auge unbestimmt; erst wo der Freund eine räumliche Distanz durch Briefe überwinden muss, wird er uns klarer und persönlicher erkennbar. Am reichlichsten gewinnt unsere Kenntnis in den Fällen, wo auf ein Zusammensein in Wien die Trennung folgte; dann sprechen die Briefe des ferngerückten Freundes unmittelbar von allem, was in Wien erlebt, geplant, gearbeitet worden war.

Die alten, erprobten Beziehungen erhielten sich: zu Camers und Collimitius, zu Cuspinian, für den Vadian 1512 bis 1514 las, sicher nicht, ohne mit ihm in geistigem Kontakt zu stehen. Neue Kollegen traten dem Kreise bei, so Angelus Cospus aus Bologna, der, wie es scheint, einen Teil von Cuspinians Lehrauftrag übernahm und schliesslich in aller Form dessen Nachfolger wurde. Er lebte wohl bloss einige Jahre, als Lehrer des Griechischen und Lateinischen am Wiener Studium generale, neben Vadian, und spärliche Stellen in Briefen an Vadian sagen nur weniges über ihn aus[1]. Wir sehen ihn, den Italiener, mit Camers immerhin in Vadians Nähe stehen. Als Cospus 1514 eine lateinische Übertragung und Erklärung der mythologischen Erzählungen des spätgriechischen Palaiphatos herausgab, steuerten Camers und Vadian Epigramme bei, und Vadian spendete ihm dabei hohes Lob[2]. Auch für des Cospus Edition Horazischer Episteln[3] und für seine Übersetzung zweier Bücher des Historikers Diodor aus Sizilien[4] hatte Vadian Interesse und Verwendung: er hat bald nachher, 1516/17, über dieselben Bücher Diodors, gestützt auf die lateinische Ausgabe des Cospus, gelesen[5]. Angelus Cospus — »vir

---

[1] Vgl. Anm. 3 zu Kapitel 3, S. 145. Die Angabe *Aschbachs* (Wiener Universität II, S. 278 ff), dass Cospus im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts von Maximilian als Lehrer der klassischen Sprachen nach Wien berufen worden sei, ist danach unzutreffend. Tatsächlich ist vor 1514 keine Wiener Publikation des Cospus und keine Beziehung zu Vadian nachzuweisen.

[2] *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 106. Vadians Epigramm in 13 Distichen (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen) kennzeichnet Cospus:

Cospus Felsineae decus et nova gloria terrae
Dum nitet et Graecis artibus et Latiis.

[3] *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 148.

[4] *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 162.

[5] Rütiners Diarium belegt dies an zwei Stellen (I, Nr. 672/673 und Nr. 931). Vgl. *W. Näf*, Vadians Vorlesungen in Wien, in Vadian-Studien 1; dazu ferner den Widmungsbrief Vadians an Konrad Grebel, dat. Wien, 28. Febr. 1517, der Ausgabe von Pontani ...

graece et latine iuxta peritissimus« — ist im Spätjahr 1516 gestorben; Vadian folgte ihm auf dem Lehrstuhl des Celtis nach[1].

Manche Jugendfreundschaft, die in der Studienzeit begründet worden war und in den frühen Dozentenjahren geblüht hatte, lebte lange weiter, — mehr doch in gemeinsamen Erinnerungen und in Gefühlen der Anhänglichkeit oder der Sehnsucht, denn als fortwirkende, anregende Kraft. Aus dem Kreis der Gefährten von 1510 und 1512 blieben nur wenige lange Zeit in Wien oder hielten nach ihrem Wegzug wissenschaftliche Interessen und akademische Beziehungen fest. Dafür brachten die Jahre Gelegenheiten frischer Bekanntschaften und Freundschaften. Aber in ihnen stand Vadian häufig bereits als der Ältere, als der Lehrer, als der an akademischem Rang und wissenschaftlichem Namen Bedeutendere. Oder es waren neue Interessen wissenschaftlicher, künstlerischer, praktischer Natur, die neue Menschen interessant werden liessen.

Einer der getreuesten Anhänger und Helfer Vadians während eines Jahrzehnts bleibt mit seinem persönlichen Wesen fast ganz im Hintergrunde: Christoph Schürpf, Christophorus Crassus. Schürpf stammte aus St.Gallen, Sohn eines Webers; seine früh verwitwete Mutter diente im Hause Hug von Watts, des Oheims Vadians im »Goldapfel« hinter der Brotlaube[2]. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, dass die Familie von Watt und Vadian insbesondere die Studien des jungen St. Gallers ermöglicht und gefördert haben. Christoph Schürpf wurde 1508 zu Wien immatrikuliert und bestand 1510 sein Baccalariatsexamen. Er war Schüler Vadians, wurde zu seinem Gehilfen und vom Amanuensis schliesslich zu seinem Mitarbeiter. Schon 1511 widmete ihm Vadian seine Neuausgabe von Sallusts Werken über die Catilinarische Verschwörung und den Jugurthinischen Krieg[3]. Aus einer Epistel Vadians von Ende 1513[4] erfahren wir, dass Crassus sich um die Schulung des

---

meteororum liber (*Denis,* Buchdruckergeschicht, Nr. 179) vorangestellt (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen). Ein Brief des Wilhelm de Falconibus an Vadian nimmt noch 1522 auf die Diodor-Übertragung des Cospus Bezug (Vadianische Briefsammlung II, Nr. 303).

[1] Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 16.

[2] Vgl. *Staerkle,* Bildungsgeschichte; Studentenverzeichnis, Nr. 524.

[3] Vgl. *Denis,* Buchdruckergeschicht, Nr. 49. Darin Vadians Dedikationsepistel vom 27. Okt. 1511 »Ioachimus Vadianus Christophoro Crasso Helvetio, discipulo suo« (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

[4] Vadian an seinen Bruder Melchior, Wien, 13. Dez. 1513 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 8).

jungen Melchior von Watt, des jüngsten Bruders Vadians, der eben damals seine Studien zu Wien begonnen hatte[1], bemüht, mit ihm Ovids Metamorphosen durchgenommen habe. 1515 heisst er Magister, 1518 Doktor; es ist anzunehmen, dass er das Magisterium zu Wien, das Doktorat zu Ferrara erworben habe[2]. Vadian schätzte ihn hoch: ». . . aliquando mihi discipulus, nunc laborum socius«, »vir doctus simul et diligens, quoque meliorem neminem dixeris«[3].

Ob und in welchem Ausmass Crassus an Vadianischen Arbeiten Anteil hat, ist nicht festzustellen. Doch ist er selbst sehr früh — seit 1510, kaum Baccalarius geworden — selbständig hervorgetreten als Herausgeber, Dichter und Redner. So gehen zwei Ausgaben der Briefe des Franciscus Philelphus von 1511 und 1515 auf ihn zurück[4]. Dann und wann lieferte er einen poetischen Beitrag, gerne zu Vadianischen oder Vadian verwandten Publikationen; so steht er in Vadians Gedenkbüchlein für Arbogast Strub mit einem Leichencarmen in der Reihe der bekannten Wiener Humanisten; vier Disticha gab er der Vadian und Marius gewidmeten Florus-Ausgabe Cuspinians bei; neben Vadian ist er in der Edition von Ciceros Briefen[5] und in einem Preisgedicht Adrian Wolfhards auf Kaiser Maximilian[6] vertreten, und in Vadians Pomponius Mela steht sein poetischer Applaus vor zahlreichen andern an erster Stelle. Beim grossen Fürstenempfang im Sommer 1515 hatte Magister Christophorus Crassus die Reden an den Erzbischof von Bremen[7] und an den

---

[1] Über Melchior von Watt vgl. *Näf,* Familie von Watt, S. 97 ff.

[2] Magister: in zwei Publikationen von 1515 (vgl. *Denis,* Buchdruckergeschicht, Nr. 127 und 331), Doctor: bei seinem Applaus zu Vadians Pomponius Mela von 1518. Über sein Doktorat in Ferrara äussert sich ein undatierter Brief des Nicolaus Leonicenus an Vadian (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 126), der danach wahrscheinlich auf 1516/17 zu setzen ist, was auch mit einer Anspielung auf Zeitereignisse, die vergangenen Kriegsläufte in Italien, vereinbar wäre. — Die Annahmen *Staerkles* a. a. O. wären entsprechend zu berichtigen.

[3] Dedikationsepistel Vadians an Abt Franz von St.Gallen, dat. 15. Okt. 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 18).

[4] *Denis,* Buchdruckergeschicht, Nr. 48 und 127.

[5] *Denis,* Buchdruckergeschicht, Nr. 64 und 126.

[6] *Denis,* Buchdruckergeschicht, Nr. 70.

[7] Christophorus Archiepiscopus Premensis. Christoph v. Braunschweig-Wolfenbüttel, Bischof von Verden, Administrator des verwaisten Erzstiftes Bremen; 1519 hielt er sein erstes Hochamt als Erzbischof von Bremen (vgl. Allg. Deutsche Biographie IV, S. 235 ff) Ich verdanke die Hinweise Herrn Bundesarchivar Prof. Léon Kern in Bern.

Markgrafen Kasimir von Brandenburg zu halten[1]; er hat die letztere gesondert herausgegeben[2], und Vadian steuerte ein Tetrastichon bei.

Dass auch andere junge St. Galler Vadian zuzogen und in Wien zu seinen Füssen sassen, wissen wir; doch lässt sich über diese Tatsache hinaus sozusagen nichts erkennen. Zu den älteren von ihnen gehörte Martinus Vonbüler oder Vonwiller, Sommer 1511 in Wien immatrikuliert, 1513 Baccalarius artium, 1514 bis 1520 Schulmeister in St.Gallen[3]. Später, von 1514 an, studierte Andreas Eck aus St.Gallen in Wien[4]; er hörte, zusammen mit Paul Vonwiller[5], Vadians Vorlesungen über Vergils Georgica, über Florus und Solinus[6]. Zu Pomponius Mela steuerte Eck einige Verszeilen bei, und noch in seinen letzten Wiener Monaten erwähnt ihn Vadian als seinen Schüler[7]. Auch Benedikt Burgauer, später Stadtpfarrer zu St. Laurenzen und reformatorischer Mitstreiter, nennt Vadian seinen Lehrer, lässt sich aber für Wien nicht nachweisen[8].

Besonders reich und anschaulich gestaltete sich die Humanistenfreundschaft zwischen Vadian und dem jüngeren Rudolf Agricola. Agricola hat sie gesucht, durch einen Werbebrief an den ihm persönlich nicht Bekannten eingeleitet: eine literarische Freundschaft auf Distanz, die den Freund aus der Ferne idealisiert und ihm reichlich Weihrauch spendet. Dann vereinigte sie, von 1514 an, ein Aufenthalt Agricolas in Wien für Jahre; nach der Trennung sahen sie sich, abgesehen von einem einzigen kurzen Zusammentreffen, wiederum auf schriftlichen Verkehr angewiesen, bis ein früher, trauriger Tod Agricola 1521 hinwegnahm.

Rudolf Baumann, der jüngere Agricola[9], stammte aus Wasserburg am Bodensee (Agricola Iunior, Rhaetus, gelegentlich auch Wasserburgensis oder Hydroburgius zubenannt); er fühlte sich als Lands-

---

[1] Vgl. Ausgabe der sämtlichen Reden, *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 158.

[2] *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 331.

[3] Vgl. *Staerkle*, Bildungsgeschichte; Studentenverzeichnis, Nr. 564.

[4] *Staerkle*, Bildungsgeschichte; Studentenverzeichnis, Nr. 599.

[5] Desgleichen, Nr. 614.

[6] Vgl. Rütiner, Diarium Nr. 931.

[7] Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 19.

[8] *Staerkle*, Bildungsgeschichte; Studentenverzeichnis, Nr. 533; Vadianische Briefsammlung I, Nr. 22.

[9] Zum Unterschied vom älteren Rudolf Agricola aus Groningen (gest. 1485); über den jüngeren Agricola vgl. *Aschbach*, Wiener Universität II, S. 141 ff. *G. Bauch*, Deutsche Scholaren in Krakau in der Zeit der Renaissance 1460—1520, Breslau 1901, S. 68 f.

mann Vadians, dem Alter nach etwas jünger, um 1490 geboren[1]. Seine Humanistenheimat wurde, seit den frühen Jahren des 16. Jahrhunderts[2], die Universität Krakau. Von hier aus schrieb er 1511, durch einen Krakauer Buchhändler ermuntert und vielleicht durch seinen Schüler Sebastian Grübel aus St. Gallen angeregt, an Vadian[3], der aus der gleichen Gegend stamme wie er und ein grosser Erneuerer der wahren Wissenschaft sei (»qui mihi sis conterraneus ac bonarum literarum instaurator maximus«). Ihn dränge es, mit denjenigen in Verbindung zu treten, die ihm in Charakter und Wissenschaft überlegen sind. Vadians Ruhm ist zu ihm gedrungen; hoch preist er ihn: den gelehrtesten Mann unserer Zeit, den berühmten Professor! Er zitiert die Vadianischen Ausgaben von Strabos Hortulus und Homers Batrachomyomachie, und der Brief endet mit der Bitte, Vadian möge ihn in den Kreis seiner Freunde aufnehmen (in das Buch seiner Freunde einschreiben, — wie die oft gebrauchte Wendung lautet: »in tuorum amicorum album scribito«).

Agricolas Werbebrief vermittelt eine deutliche Vorstellung davon, was Vadians Name in der wissenschaftlichen Welt ausserhalb Wiens zu diesem frühen Zeitpunkt (1511) bereits galt. Die Ausdrucksweise freilich versteigt sich, in der Begeisterung über die neugewonnene Freundschaft, zu überschwenglichem Lob der Tugenden, Talente, Leistungen Vadians; gemeinsames Leben mit ihm wäre höchstes Glück[4].

Spätestens Ende 1513 oder Anfang 1514 verliess Agricola Krakau, und sein Lebensweg lässt sich auf Reisen und Aufenthalten in Ungarn verfolgen. Er schreibt als reisender Fremdling (»viator et peregrinus«) aus Buda, dann vom Hofe des Kardinal-Erzbischofs von Gran; von dort

---

[1] Agricola erwähnt (Vadianische Briefsammlung II, Nr. 165), dass Glarean fünf Jahre lang sein Mitschüler (condiscipulus) zu Rottweil gewesen sei, in der Schulzeit, die dem Universitätsstudium voranging. Glarean ist 1488 geboren worden; Agricola wird ihm, nach dieser Notiz, etwa gleichaltrig gewesen sein. Die Ansetzung *Bauchs* (a. a. O.) »zwischen 1490 und 1495« führt in zu späte Jahre.

[2] *Denis,* Buchdruckergeschicht (S. 123), gibt wohl richtig an, Agricola sei 1509 »schon mit einigen Studien« nach Krakau gekommen; für die Richtigkeit der Angabe *Aschbachs* (im letzten Dezennium des 15. Jahrhunderts) und *Arbenz'* (vor 1500) spricht weder ein Nachweis, noch die Wahrscheinlichkeit. Glarean hielt sich etwa 1501—1506 in Rottweil auf; damals war Agricola dort sein Mitschüler (vgl. *O. F. Fritzsche,* Glarean. Sein Leben und seine Schriften, Frauenfeld 1890, S. 2 ff).

[3] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 11. Dieser Brief Nr. 11 ist Brief Nr. 10 zeitlich voranzustellen.

[4] Agricola an Vadian, Krakau 1511 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 12).

wendet er sich, im Spätherbst 1514, nach Wien. Unmittelbar vor der persönlichen Bekanntschaft traf er sich mit Vadian geistig in einem gemeinsamen Interesse, — eigentlich überraschend, da der sachliche Gehalt der Briefe Agricolas bisher eher bescheiden gewesen war und Vadian nur spärlich geschrieben zu haben scheint. Treffpunkt wird die Geographie, besonders Pomponius Mela.

Ein Brief Agricolas an Vadian, ausgegangen von Gran, den 25. August 1514 [1], schlägt das Thema an. Er wurde vielleicht durch ein Schreiben Vadians ausgelöst, das Agricola zwei Tage zuvor erhalten hatte; zugrunde liegt aber jedenfalls ein Interesse Agricolas, das sich geographischen Dingen zuwendet und ihn verfolgen lässt, wie Vadian sich ebenfalls damit beschäftigt; er weiss — und Vadian wundert sich darüber —, dass dieser im vergangenen Winter Persius gelesen und dabei wohl auch eine geographisch schwer zu interpretierende Stelle der ersten Satire besprochen, dass er soeben, diesen Sommer, über die Bücher des Pomponius Mela »De situ orbis« Vorlesung gehalten habe. Ein Brief voller Fragen: über die Persius-Stelle, über die Pygmäen, die Plinius erwähnt, über die Antipoden, über die Bezeichnungen für den Bodensee.

In einer Antwort vom 16. Oktober 1514, zurück nach Gran, geht Vadian auf alle diese Fragen ein[2]. Er hebt an, wie in einem echten Briefe, mit Erkundigung über das Ergehen des ihm noch immer persönlich Unbekannten, mit lobenden Worten über die Eleganz von Agricolas Briefstil, seinen Forschergeist, seine Wissbegierde, die sich so besonders deutlich in den Fragen seines jüngsten Briefes ausspricht. Gerne gehe er auf diese Fragen ein, auch wo er sie nicht nach Gebühr beantworten könne; er sei gewohnt, es offen und ohne Scheu zu bekennen, wenn er zweifle und stecken bleibe, und er wisse dem Fragenden Dank, dass er ihn zu Nachforschungen veranlasse, aus denen er wissender und geübter hervorgehe. Nur möge Agricola seine Anliegen in Zukunft kurz und unumwunden vorbringen; allzu reichlich singe er sein Lob, und kennte er nicht seine wahre Freundschaft, so müsste er in seinem Wortschwall unedle Schmeichelei erblicken.

---

[1] Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen, gedruckt: Habes lector ... 1515; vgl. S. 198, Anm. 1.

[2] Über den Druck dieses »Briefes« vgl. später S. 198, Anm. 1. *Arbenz* gibt (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 21) Anfang und Schluss des Schreibens, nicht aber den substantiellen Hauptteil. Die Datierung 1518 beruht auf einem Irrtum.

Nach dieser Einleitung — grossenteils Tribut an die humanistische Konvention — wendet sich Vadian der Sache zu; die Beantwortung der Fragen aber wird zur weit ausgeführten Abhandlung, die den Gedanken einer Veröffentlichung nahelegte oder schon von Anfang an in dieser Absicht stand.

Anlass zu den bedeutendsten Auseinandersetzungen, einem wahren »Libellus epistolaris«, gibt Agricolas Frage nach den Antipoden. Sie bietet Vadian Gelegenheit, die Grundzüge seiner geographischen Anschauungen, die methodischen Forderungen wahrer geographischer Forschung, wie sie moderner wissenschaftlicher Sinn verlangte, darzulegen, — so früh schon, hinweisend auf die geplanten, ja bereits vorbereiteten Scholien zu Pomponius Mela.

Agricolas Fragebrief vom 25. August 1514 und Vadians antwortende Abhandlung vom 16. Oktober 1514 sind, mit einer Dedikationsepistel Agricolas an Caspar Ursinus vom 18. Juni 1515, zu Wien, unter dem Druckdatum des 23. Juni 1515 publiziert worden[1]. Als das kleine Buch erschien, lebte Agricola seit einem halben Jahr in Wien. Er hatte sein Kommen im August, neuerdings im Oktober 1514 angekündigt[2]; Ende

---

[1] Habes lector hoc libello Rudolphi Agricolae Iunioris Rheti ad Ioachimum Vadianum Helvetium poetam laureatum Epistolam, qua de locorum non nullorum obscuritate quaestio sit et percontatio. Ioachimi Vadiani Helvetii poetae laureati ad eundem Epistolam, qua eorum quae priori epistola quaesita sunt, ratio explicatur (*Denis*, Buchdruckergeschicht Nr. 131). Agricolas Brief umfasst drei Druckseiten, Vadians Antwort 25. Die Dedikationsepistel und Vadians Abhandlung, nicht aber Agricolas Fragebrief, sind in die Ausgabe des Pomponius Mela (1518) aufgenommen worden.

Die Datierung der einzelnen Stücke ist in seltsamer Weise verwirrt worden. Die Dedikationsepistel Agricolas an Kaspar Ursinus steht in der Ausgabe Habes lector von 1515 mit der Ortsangabe Wien, aber ohne Zeitangabe, in den Pomponius-Ausgaben von 1518 und 1522 mit dem Datum Viennae XIIII Kalen. Iulias Anno M.D.XIIII (18. Juni 1514); dies ist unmöglich, da Agricola damals nicht in Wien war, und da die Dedikationsepistel jünger sein muss als die edierten Briefe, zu denen sie gehört; es kann nur gelten 18. Juni 1515, was zum Druckdatum der ganzen Publikation, 23. Juni 1515, im üblichen zeitlichen Verhältnis steht. Vadians Epistola hat *Arbenz*, der offenbar nur ihren Abdruck im Pomponius Mela kannte, irrtümlich auf 1518 gesetzt; sie steht dort ohne Datum, ist aber in der Ausgabe Habes lector eindeutig festgelegt. Wie sich in der zweiten Ausgabe des Pomponius Mela, Basel 1522, das Datum 1512 für die Epistel hat einschleichen können, ist unerfindlich; es ist sicher falsch. Danach ist auch die Angabe bei *G. Geilfus*, Joachim von Watt, gen. Vadianus, als geographischer Schriftsteller, Winterthur 1865, S. 9, Anm. 20, richtigzustellen.

[2] Vgl. Vadianische Briefsammlung III, Nachträge Nr. 13.

Oktober war er bereits nach Wien abgereist[1]. Sein Aufenthalt in Wien dauerte vom Spätjahr 1514 bis 1517[2], eine lange Zeit unmittelbarer Gemeinschaft mit Vadian.

Es ist anzunehmen, dass Rudolf Agricola in diesen Jahren der Wiener Universität als Lehrer angehörte; dafür spricht, dass er schon im Sommer 1515 beim Empfang der Fürstlichkeiten durch die Magister der Universität eine allerdings bescheidene Rolle zugewiesen bekam: er hatte den Bischof von Przemysl zu begrüssen[3].

Von Agricolas Wiener Lehrtätigkeit ist wenig zu spüren; dagegen nutzte er eifrig die Wiener Druckerpressen. Dem Jahre 1515, beginnend mit den ersten Monaten, gehören zahlreiche Ausgaben an, die er besorgte, und denen später weitere folgten: Texte antiker Schriftsteller, eigene Reden und Gedichte, auch einmal etwas Mathematisches. Für all dies konnte auch Vadian sich interessieren; er steuert einmal ein paar Disticha bei[4]; Agricola seinerseits ist in Vadians »De Vadianorum familiae insignibus« mit einigen Versen vertreten[5].

Vadians Umgang mit Agricola ist bezeugt[6]; zu einer gemeinsamen wissenschaftlichen Leistung, über den Brief- und Gedankenwechsel von 1514/15 hinaus, ist er nicht gediehen. Agricola fasste in Wien nicht dauernd Fuss; 1517 kehrte er nach Krakau zurück. Er schreibt noch, voll Anhänglichkeit und Anteilnahme; er weiss um Vadians Arbeit an Pomponius Mela, um seine Beschäftigung mit der Poetik. Einmal, unter dem 4. Januar 1518, schickt er Rebhühner und einen Waldhahn[7]; er schreibt scherzhaft und heiter[8]. 1518 erhielt er eine besoldete Professur für Poetik

---

[1] Vgl. Stephanus Taurinus an Vadian, 28. Okt. 1514 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 43); es ist Agricola, der diesen Brief an Vadian aus Gran mitnimmt (»inopinus... praesentium geruli, domini magistri Rudolfi, discessus doctius ac tersius scribendi interturbavit officium«).

[2] Vgl. Vadianische Briefsammlung III, Nachträge Nr. 28, und I, Nr. 110; 1517 datiert Agricola noch aus Wien die Dedikationsepistel zu einer Ausgabe der Briefe und Gedichte des Kaspar Ursinus (*Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 338).

[3] Die Rede erschien nicht nur in der Sammlung aller Ansprachen, sondern auch separat (vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 153).

[4] *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 139.

[5] *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 182.

[6] Urbanus Regius beneidet Agricola um diesen Freundesverkehr (an Vadian, Ingolstadt, 16. Mai 1517; Vadianische Briefsammlung I, Nr. 97).

[7] Vadianische Briefsammlung III, Nachträge Nr. 30.

[8] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 109, 110, 116, 120.

und Rhetorik[1]; aber sein Glück fand er in Krakau nicht. Als Vadian im Februar 1519 Agricola dort besuchte[2], hat ihm dieser die Bitte ans Herz gelegt, ihm durch Fürsprache beim Abt von St.Gallen die Heimkehr zu ermöglichen. Er ist Poeta laureatus, lector ordinarius in Krakau, angesehener, angestellter Humanist; aber von nun an erfüllt ihn dieser Wunsch, dieses Heimweh ganz. Er wendet sich an einen Verwandten in Lindau, an den Abt von St.Gallen selbst; er schreibt vor allem immer wieder, immer drängender an Vadian[3]. Was er ersehnt, ist eine ländliche Pfründe in der Heimat, mit einem Gärtchen, einem Weinberg, wo er Vadian und seine Kinder sehen könnte. »Agricola sum«, — er überträgt den stolzen Humanistennamen zurück zu seinem bescheidenen Ursprung: ein Landmann vom Bodensee! In Krakau halte er es nicht mehr aus; er will es so bald wie möglich verlassen: Unter den Polen kann und will ich nicht mehr leben; sie sind hochmütig, unzuverlässig, ziehen die Juden den Deutschen vor, und am unfreundlichsten gegen die Fremden sind die polonisierten Deutschen! Dazu: das Klima ist ungesund; ich bin krank; bemühe Dich, dass ich vor dem Winter loskommen kann! Der Poeta und Professor, der Humanist möchte im Schoss der Kirche, in einem bescheidenen Sacerdotium und Beneficium unterkommen, — und gleichzeitig verfolgt er doch gespannt den Kampf Luthers, ist mit Melanchthon in Briefwechsel getreten, äussert die Absicht, nach Wittenberg zu gehen[4]!

Der Herzenswunsch ist Agricola nicht in Erfüllung gegangen; er starb am 4. März 1521, nachdem er gebeichtet und gläubigen Sinnes das Sakrament empfangen hatte. Magister Sebastianus Stainhofer in Krakau berichtet dem Arzt und Freunde Vadian ausführlich vom Verlauf der Krankheit und vom Ende[5]; Agricola starb in bitterer Armut, ohne Mittel und in Schulden; die Kleider hatte er gegen Wucherzins von Juden geborgt; als er gestorben war, musste Stainhofer sich beim Rektor der Universität für sein Leichenbegängnis verwenden.

---

[1] Vgl. *Bauch:* Deutsche Scholaren in Krakau, S. 69.

[2] Vadianische Briefsammlung II, Nr. 142.

[3] Neun Briefe aus zwei Jahren sind erhalten (Vadianische Briefsammlung II, Nr. 142, 145, 150, 165, 196, 213, 216, 225, 240).

[4] Agricola an Vadian, Krakau, 8. Febr. 1521 (Vadianische Briefsammlung II, Nr. 240).

[5] Stainhofer an Vadian, Krakau, 10. März 1521 (Vadianische Briefsammlung II, Nr. 248).

Vadian hatte von St.Gallen aus wohl noch an Agricola geschrieben; Agricola sagt es in seinen Briefen, allerdings unter Klagen über des Freundes Schweigsamkeit. Kein Wort Vadians aber ist überliefert, und ob er etwas für den unglücklichen Freund früherer glücklicher Jahre getan hat, hat tun können, wissen wir nicht. Rudolf Agricola, so sagte Vadian in seiner Poetik, war mir sehr vertraut und durch seine hervorragenden Geistesgaben ganz besonders wert[1]. Nun ist er in der Fremde, im Elend gestorben; auch Vadian aber scheint in St.Gallen den Freunden und dem Geiste seines Wiener Lebens recht fern gerückt zu sein.

Um 1515 jedoch blühte dieses Wiener Leben! Gleichgestimmte Gefährten sind da, kommen und gehen. Wer von aussen auf das gelehrte Wien blickte, konnte Vadians Gestalt nicht übersehen. Er war eines der Häupter des Wiener Studium generale, nicht nur in seinem Rektoratssemester von Amtes wegen, sondern kraft seiner Bedeutung, seines Ansehens im Reich der Wissenschaft, in der Gelehrtenrepublik. Die Universität Wien hielt ihn ganz, als einen der ihrigen. Die wichtigen Ereignisse des akademischen Lebens liessen ihre Spuren auch in seinem Leben. Nach den Fürstenbesuchen des Jahres 1515 war es im Sommer 1516 eine Disputation, die weithin Wellen warf. Dr. Johannes Eck aus Ingolstadt hatte sie provoziert; bei diesem Anlass wurde Vadian mit dem umstrittenen Streiter bekannt.

Sie hatten bisher, soviel wir wissen, nicht mit einander Fühlung genommen[2]. Eine ungemein rasche Laufbahn durch verschiedene west- und süddeutsche Universitäten hatte Eck 1510 als Doktor der Theologie und Professor nach Ingolstadt geführt. Humanistisch, antischolastisch eingestellt, ein leidenschaftlicher Disputierer, machte er weit herum an den hohen Schulen von sich reden, überall sich Freunde gewinnend und Feinde erweckend. Im August 1516 kam er zu einer von ihm veranlassten Disputation nach Wien. Was er hier erlebte, hat er alsbald selbst in seinem

[1] De Poetica, Tit. VIIII.

[2] Wenn Sebastian Saurer in einem Brief aus Mailand, 20. Juli 1514 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 39) »Magnum de Eck«, Melchior von Watt und alle andern im Brief mehrfach erwähnten Schüler Vadians grüsst, so ist nicht an Dr. Johannes Eck aus Ingolstadt, sondern wohl an Andreas Eck aus St. Gallen, Sommer 1514 in Wien immatrikuliert (*Staerkle*, Bildungsgeschichte; Studentenverzeichnis Nr. 599) zu denken (vgl. oben S. 195).

Diarium itineris Viennensis beschrieben und gedruckt[1]. Er stiess in zweitägiger Redeschlacht am 18. und 19. August[2] heftig mit den Wiener Theologen zusammen; auch eine Mahlzeit, zu der sie ihn am 19. einluden, gemeinsam mit den Zwölfmännern des Collegium ducale[3], zu deren Zahl damals Vadian gehörte, besänftigte ihn nicht; er ist fortan sehr schlecht auf sie, insbesondere auf einen von ihnen, Johannes Heckmann, zu sprechen. Dagegen rühmt er die, die ihn mit »humanitas« und »virtus« aufnahmen, den Vitztum Laurenz Saurer, seinen Gastfreund Christoph Tengler, die Humanisten Cuspinian, Vadian und einige andere. Ihn, Vadian, nennt er im Diarium »amicum nostrum Ioachimum Vadianum Helvetium, absolutissimum musarum antistitem«. Seinen Freund heisst der Kämpfer nur den, der sich als Bundesgenosse zu ihm stellt; als Gesinnungsgenossen schätzte Eck unzweifelhaft Vadian ein. Dies wirft ein Licht auch auf Vadians Stellung in Wien, wo die Gegensätze zwischen Scholastik und Humanismus noch keineswegs ausgeglichen waren[4].

Nach Ingolstadt zurückgekehrt, hielt Eck den Verkehr mit Vadian einige Zeit — kurze Zeit — aufrecht. Urbanus Regius schreibt 1517 einmal aus Ingolstadt, er spreche mit seinem Lehrer Eck dann und wann über Vadian und beneide ihn darum, dass er letztes Jahr mit Vadian zusammen gewesen sei, seinen feinen, klugen Geist genossen habe[5]. In diesem Sinne etwa wird sich Eck über Vadian ausgesprochen haben. Er selbst schreibt noch mehrmals, im Herbst 1516 und im Frühling 1517[6]. Die Briefe schliessen inhaltlich unmittelbar an Ecks Wiener Erlebnisse an, das Diarium seiner Reise liefert den Schlüssel zu ihrem Verständnis.

---

[1] Das Diarium war, nach einer Mitteilung an Vadian (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 78) am 22. Sept. 1516 bereits geschrieben (»Diarium itineris Viennensis per me confectum est«). 1517 wurde es gedruckt; vgl. Joh. Eck: Disputatio Viennae Pannoniae habita, hsg. von *Th. Virnich,* Münster i. W. 1923 (Corpus Catholicorum, 6).

[2] Vgl. auch *Aschbach,* Wiener Universität II, S. 117 ff. Die Datierung ist hier unrichtig.

[3] »Invitarunt me eo die almę facultatis theologicę doctores et ducalis collegii XII viri ad prandium«.

[4] Vgl. dazu *F. Koch,* Doktor Johannes Eck im humanistischen Wien (in: Alt-Wiener Kalender für das Jahr 1925, S. 47—63).

[5] Urbanus Regius an Vadian, Ingolstadt, 16. Mai 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 97) »... cui ... invideo dulce illud Vadiani colloquium, sales, lepores, quibus anno superiori coram refectus est«.

[6] Eck an Vadian, Ingolstadt, 22. Sept. 1516, 18. März 1517, 3. April 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 78, 91, 92).

Eck hat, wenige Wochen nach der Disputation, das Diarium seiner Wiener Reise redigiert; gerne möchte er ihm einige Vadianische Verse beigeben[1]; ferner will er das Gedicht, das Vadian auf seine Veranlassung für das Epitaph des zu Wien »apud Augustinianos« begrabenen Gregor von Ariminum verfasste, mit abdrucken[2]. Auch für eine Aristoteles-Publikation, die beinahe ausgedruckt ist, wünscht Eck ein Elogium Vadians[3]. Schliesslich: »Wenn Eure Theologen etwas gegen Eck ausspeien, so lass es mich wissen!«

Im folgenden Frühjahr schickte Eck das jetzt erschienene Buch über die Disputation nach Wien, — an Vadian, an einige andere Freunde und auch an die Gegner, die empfindlichen Wiener Theologen. Diese sollen sich darüber ärgern; Vadian aber möge ihm melden, was sie brummten (»quid submurmurent«). Eck nimmt Vadian ganz als Vertrauten, vor dem der Reizbare seinen Zorn gegen andere, in Wien und zu Hause, entlädt. Man habe ihm zu Ingolstadt seine Expedition recht mässig gelohnt: die »gymnasii nostri regentes« berieten über ein Geschenk an Eck, als Gegenwert für seine Reisespesen; bares Geld wollte man ihm nicht aushändigen, da er es doch gleich wieder vertan hätte; so überreichte man ihm einen silbernen Becher im Wert von 18 Gulden, während er über drei Gulden mehr aufgewendet habe![4] Und schliesslich noch eines: Ecks Gutachten über das Zinsnehmen (»Consilium meum quinque de centum«) sei in Wien von den Theologen abgelehnt worden; nun habe es Eck nach Paris gesandt, und dort haben es die besten, gelehrtesten Männer gut aufgenommen und gebilligt[5]. Auch davon also war in Wien die Rede gewesen.

---

[1] Die 1517 herauskommende Publikation Ecks: Disputatio Viennae Pannoniae habita, enthielt eine ganze Anzahl von Lobgedichten auf den Disputator und die Disputation, keines jedoch von Vadian.

[2] Dies ist geschehen. Das im Brief Ecks vom 22. Sept. 1516 zunächst unverständliche, dann von *Arbenz* fälschlich zu »Aristotelem« ergänzte »Arim« bezieht sich also auf den 1358 als General des Augustinerordens gestorbenen Gregor von Ariminum.

[3] »Versus ... ad elogium Arist(otelis), quod eius iam vetus ars est ferme excusa«, womit vermutlich Ecks 1517 erscheinender Kommentar zur Dialektik des Aristoteles gemeint ist.

[4] Eck spricht davon auch in seinem Diarium: »Universitas ipsa pro debito virtutis pręmio in expensarum relevamen argenteo me remuneravit poculo« (vgl. *Virnich*, Op. cit., S. 24).

[5] »Consilium meum quinque pro C., quod vestri theologi noluerunt gustare, misi ad Parrhisiorum Leucotetiam [!]; ibi boni quique et doctissimi approbarunt ...« (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 91). Die Schrift Consilium Ioann. Eckii Theologi in

Eck berichtet weiter von Arbeiten, die er unter Händen oder eben abgeschlossen habe: die Summulae des Petrus Hispanus, den Kommentar zur Dialektik des Aristoteles (Elementarius Dialecticae), einen Auszug daraus für Studenten und Schüler (Elementarium parvulum pro pueris incipientibus)[1]. Vadian seinerseits sandte ihm seine anfangs 1517 erschienene Aegloga, cui titulus Faustus, mit der Elegie De Vadianorum familiae insignibus; sofort springt der vielbewanderte Eck darauf ein: von Watt heisse, so erfahre er aus der Elegie, Vadians Familie; so nennen sich aber auch, wie er früher erfahren habe, gute und bekannte, unter die Vornehmsten gerechnete Bürger zu Nürnberg; ob es dieselbe Familie sei, werde er durch Vergleichung der Wappen erforschen[2].

Die Wiener Humanisten nennt Eck seine Freunde gegen seine Widersacher, die scholastischen Theologen. Er tut es demonstrativ. Als er im Herbst 1516 zwei humanistische Streitreden, die er vor Jahren, 1509, zu Freiburg im Breisgau gehalten, im Druck herausgab[3], widmete er sie Vadian, derzeitigem Rektor, dem Juristen Viktor Gamp, Rektor während des Sommersemesters, da Ecks Disputation stattfand, und Georg Tannstetter. Vadian sandte ein Exemplar nach St.Gallen, vermutlich an Martin Vonwiller, seinen einstigen Schüler in Wien, jetzt Schulmeister in der Heimatstadt, damit dieser es dem Hermann Miles zum Lesen weitergebe[4].

---

casu quinque de centennario, dat. auf den 11. Sept. 1514, ist durch *J. Schlecht,* Dr. Joh. Ecks Anfänge (im Hist. Jahrbuch 36, 1915, S. 26 und Anm. 2 u. 3), erstmals nachgewiesen worden. Die bisher unverstandenen Anspielungen darauf in Ecks Briefen an Vadian (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 91 und 92) gewinnen damit ihre sichere Beziehung.

[1] Vgl. *Th. Wiedemann,* Dr. Joh. Eck, Regensburg 1865.

[2] Über den Nürnberger Zweig der Familie von Watt vgl. *Näf,* Familie von Watt, S. 38 ff.

[3] »Ioannis Eckii theologi oratio adversus priscam et ethnicam philosophiam Friburgii habita. Anno gratiae 1509. Palinodia super eadem recantata in philosophorum laudem«, vgl. *Schlecht,* Ecks Anfänge, S. 10 und Anm. 2. Es war wohl die Ankündigung dieser Schrift, die aus den Worten von Ecks Brief an Vadian vom 22. Sept. 1516 herauszulesen ist: »Chartaceum munus tibi decreveram, at nondum absolutum est«.

[4] Dies und das Folgende ergibt sich aus einem Brief an Vadian aus St. Gallen (Vadianische Briefsammlung III, Nachträge Nr. 24), der undatiert, aber auf das Rektoratssemester Vadians zu setzen ist, und dessen Verfasser sich nicht nennt. Er hat in einem gleichfalls datum- und unterschriftlosen zweiten Schreiben derselben Hand (Vadianische Briefsammlung III, Nachträge Nr. 43) ein Parallelstück; dort nennt sich im Gruss ein »discipulus Martinus«, und es geht aus dem Text hervor, dass Vadian ihn seit frühester Jugend gekannt habe, dass er mithin unzweifelhaft St. Galler ist. Da liegt es nahe, an den einzigen Martinus, auf den diese Angaben zutreffen, zu denken: Martinus Vonwiller; vgl. oben S. 195.

Er hätte es getan, schreibt der Empfänger Martinus, wenn ihn nicht die Konventualen des Klosters St.Gallen daran gehindert hätten: sie haben bestimmt, dass die Reden Ecks zu ihrer Erholung oder vielmehr zur Befriedigung ihrer Neugier (»recreandi animi seu novarum potius rerum percipiendarum gratia«) bei Tisch (»inter epulas et pocula«) vorgelesen würden. Bisher haben sie sie nicht mehr aus der Hand gegeben; Vadian könne annehmen, dass sie nicht als geliehen, sondern als geschenkt entgegengenommen worden seien.

Das akademische Ereignis einer Disputation mit einem auswärtigen Gelehrten hatte Vadian die Bekanntschaft Doktor Ecks, »theologi acutissimi«, wie er selbst ihn einmal nennt, machen lassen. In den verhältnismässig wenigen Zeugnissen dieser Bekanntschaft gibt sich Eck ungemein lebendig, wie er war: beweglich, betriebsam, kampflustig, gallig. Zur soliden Freundschaft fanden sich die beiden nicht. Der Kontakt hat einen Augenblick hell gezündet; dann wird er, für unsere Kenntnis, bald unterbrochen, — lange ehe ein Glaubensgegensatz spürbar wurde zwischen dem künftigen Förderer der Reformation und dem frühesten, schärfsten Abwehrkämpfer unter den deutschen Humanisten.

Musiker

Weit spannten sich in diesen Jahren Vadians Interessen über die Gesamtheit der humanistischen Wissenschaften, von philologisch-literarischen Studien zur Geographie und zur Medizin; weit reichten seine persönlichen Beziehungen in die Lande, zu denen, die im selben Geiste lebten, in ihm einen Freund und ein Haupt verehrten. Doch voller noch entfaltete sich dieses musische Leben: der Meister des Worts vernahm und liebte auch die Musik, und sie sah sich ihrerseits von ihm angeregt. Vadian stand mitten im Kreis der Wiener Musiker, befreundet den ausübenden Künstlern und den Komponisten, mit seinen Gedanken die Musiktheorie berührend.

Dieser Verkehr mit den Musikern führte Vadian nicht aus der Gelehrtenrepublik hinaus. Die Kreise der Universität und der Hofkapelle berührten sich nicht nur in gelegentlichen Überschneidungen; sie lagen ineinander, in jener Einheit geistigen Lebens, die Wesenszug des Huma-

nismus war. Kaiser Maximilian, der Förderer humanistischer Studien an der Wiener Universität, hat auch die Hofmusikkapelle neu errichtet und ausgestattet[1]. Die Erkenntnis der Humanisten, dass die Poesie der Alten sangbar gewesen und gesungen worden sei, ihre Bemühungen, die alten Weisen wieder zu finden, sie neu zu schaffen oder schaffen zu lassen, stellten den sachlichen Zusammenhang wie die persönliche Zusammenarbeit her. Auch Vadian empfand die Verwandtschaft beider Künste: von canere komme carmen[2]; ganz nahe verbinden sich Musik und Dichtung; er selbst verehre beide Künste, liebe die Musiker, und sie liebten ihn: »Denn uns verbindet die Lust am Rhythmus, und von verwandten Sternen werden Musiker und Dichter regiert«[3].

Unter seinen gelehrten Zeitgenossen nahm Vadian am Wiener Musikleben besonders eifrigen Anteil. Eine ursprüngliche Begabung und Neigung ist vorauszusetzen: er habe immer Musik getrieben. Pflege der Musik aber gehöre, so forderte nachmals der erfahrene Lehrer, zur Ausbildung jedes humanistischen Poeta. Vadian selbst war von Jugend auf mit der liturgischen Musik wohl vertraut; sie wurde in der Stadtschule zu St.Gallen gepflegt, als Chorgesang der Schüler im Münster geübt. Während seines Aufenthaltes in Villach, um 1507, führte er seine musikalische Ausbildung weiter: Wilhelm Waldner habe ihn singen gelehrt[4]. Aber schon vorher, in seinen frühen Wiener Semestern, wird die Musik sein Studium begleitet haben. Auf die Anregung des Konrad Celtis ging eine Sammlung vierstimmiger Kompositionen zu Gedichten in Horazischen Metren zurück, und wenn Celtis sie zu Ingolstadt von seinen Schülern singen liess[5], so mag er diese Praxis in den anschliessenden Wiener Jahren beibehalten haben; dass er mit seinen Schülern in Wien musikalische Aufführungen veranstaltete, ist überliefert[6].

Der eigentliche Mittelpunkt der Wiener Musikpflege war Georg von Slatkonia aus Laibach: Mittelpunkt und nach allen Seiten ver-

---

[1] Vgl. *J. Mantuani:* Die Musik in Wien (in: Geschichte der Stadt Wien, hsg. vom Alterthumsvereine zu Wien, 3. Band, 1. Hälfte, Wien 1907).

[2] De Poetica, Tit. III. »nam a canendo carmen dictum video fere omnes probare«.

[3] »Quoniam commune sit inter nos amoris numerorum symbolum, et conformibus astris musicorum poetarumque animi temperentur«.

[4] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 117.

[5] Vgl. *Mantuani,* Musik in Wien, S. 399.

[6] Vgl. *H. J. Moser:* Paul Hofhaimer. Ein Lied- und Orgelmeister des deutschen Humanismus. Stuttgart/Berlin 1929, S. 24 f.

mittelnd[1]. Er stand seit 1498 als Kapellmeister der erneuerten Hofkapelle vor. Geistlicher Herr, mit Pfründen reichlich ausgestattet, Dompropst zu Laibach, wurde er 1513 Bischof von Wien, behielt aber sein Kapellmeisteramt, oder wenigstens dessen Titel, bei[2]. Er stand dem Kaiser und seinen Räten nahe, zugleich den humanistischen Geistlichen, den Ärzten, den Gelehrten und Poeten der Universität, — ein einflussreicher, verdienstvoller Mann, Vadian, wie es scheint, besonders herzlich zugetan. Ihm widmete Vadian das Lobgedicht auf Friedrich III. und Maximilian I., das er 1513 verfasst hatte, als der regierende Kaiser die Gebeine seines Vaters nach Wien überführen liess, und die begleitende Epistel bat den Bischof, sein Werk dem Kaiser zu empfehlen[3]. Durch ihn, den Kirchenfürsten und kaiserlichen Rat, erreichte Vadian die Majestät selbst; ihm legte er auch seine für die Fürstenzusammenkunft von 1515 vorbereitete und dann im Druck ausgehende Kaiserrede in die Hand[4].

Als der Hofkomponist Heinrich Isaac um 1515 Wien verliess, bewirkten, wie anzunehmen ist[5], Vadians Empfehlung und Slatkonias Einfluss beim Kaiser, dass als sein Nachfolger der junge Schweizer Ludwig Senfl berufen wurde. Senfli war Zürcher, also Landsmann[6], jünger als Vadian und damit seiner freundlichen Fürsorge sicher. Für dieselbe Zeit lassen reichliche Spuren auch sonst den Verkehr Vadians mit Musikern erkennen: mit dem Organisten zu St. Stephan, Wolfgang Greffinger, der ein Vadianisches Gedicht in Musik setzen sollte[7],

---

[1] Vgl. *Mantuani*, Musik in Wien, S. 384 ff.

[2] Vadian redet ihn in der sein Carmen auf die beiden Kaiser Friedrich III. und Maximilian I. begleitenden Epistel vom 2. Januar 1514 (vgl. die nächste Anmerkung 3) folgendermassen an: »... Domino Gaeorgio, episcopo Viennensi et Labacensi praeposito supremoque musicorum Caesareae Maiestatis collegii magistro et gubernatori«.

[3] Vadians Carmen von 1513 steht, mit der Epistel vom 2. Januar 1514, in der Sammelpublikation In hoc libello ... continentur (Wien, 13. Februar 1514); vgl. *Denis*, Merkwürdigkeiten, Nr. 142 und Buchdruckergeschicht, Nr. 118; Photokopie Stadtbibliothek St. Gallen.

[4] Dedikationsepistel Vadians an Bischof Georg von Wien, dat. Wien, 1. Aug. 1515; vgl. Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 10.

[5] Vgl. *Mantuani*, Die Musik in Wien, S. 388.

[6] ... »Ludovicum Senfli, quem tu quoque nosti, Thuregiensem conterraneum nostrum« ... (De Poetica, Tit. III). Mit diesem Zeugnis bestätigt Vadian *A. Thürlings* Beweisführung über Ludwig Senfls Geburtsort und Herkunft in *Th. Kroyer*, Ludwig Senfls Werke, Erster Teil, Leipzig 1903, S. XV ff.

[7] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 35.

mit dem kaiserlichen Kantor Gregorius Valentinianus[1], mit dem Komponisten Heinrich Finck[2], von dem Vadian einst Musiksätze zu Ehren des heiligen Otmar zu erhalten wünschte[3], und der sich zum Freundeskreis des Collimitius und Vadians zählte[2]. Die beiden Dioskuren standen auch als Freunde der Musik nebeneinander: er wisse, schreibt Stephan Leobach aus Graz, dass Collimitius und Vadian an neuen Kompositionen Freude haben, »cantilenarum novitate delectari«[4]. Aus Brünn erbat sich Wolfgang Heiligmair, Humanist und Musiker, Schüler und vertrauter Genosse Vadians in kurz vergangenen Jahren, die in Musik gesetzten Oden des Prudentius, wahrscheinlich die Sätze Greffingers zu einer 1515 erfolgten Wiener Ausgabe der Hymnen des Prudentius[5]. Auch mit Wilhelm Waldner, Vadians Singlehrer in Villach, später kaiserlicher Hofkaplan und der Innsbrucker Hofkapelle verbunden, blieb der Kontakt erhalten; wenigstens lud ihn Vadian 1517 zur Feier seiner Doktorpromotion ein, und 1518 empfahl ihm Waldner einen Studenten und erinnerte ihn zugleich daran, dass er ihm noch von Villach her das Lehrgeld schulde[6]. Für Zusammenklang und Wechselwirkung literarischer und musikalischer Studien spricht es schliesslich, dass Vadian, der selbst Musik studierte und ihre Einordnung in den humanistischen Lehrgang forderte, die Sängerknaben der Wiener Hofmusikkapelle zu seinen Schülern zählte; ihnen, »adolescentibus cantoribus Viennae Pannonię publico Caesareę Maiestatis stipendio literis operam dantibus, discipulis suis«, widmete er 1515 seine Ausgabe des siebenten Buches naturalis historiae des Plinius[7].

---

[1] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 61 und III, Nachtr. Nr. 15.

[2] Vgl. *Rupprich*, Celtis-Briefwechsel, S. 45 f, Anm. 3; ferner Vadianische Briefsammlung III, Nachtr. Nr. 15 und Nr. 26. Noch aus dem Jahre 1524 ist ein Brief Fincks an Vadian erhalten (Vadianische Briefsammlung III, Nr. 391).

[3] Vadianische Briefsammlung III, Nachtr. 15: »Iam parce, precor: cum in adventu nostri sacelli maior laborum diligentia licuit [!], non potui tuis divi Otmari concentibus satisfacere. Hos tamen brevi tibi polliceor futuros« (»Nun muss ich dich um Verzeihung bitten: ich konnte Deine Musikstücke zu Ehren des heiligen Otmar nicht besorgen, da die vermehrte Arbeit infolge der Ankunft unseres Chores es nicht erlaubte. Ich verspreche dir aber, dass du sie bald haben wirst«. — M. Gabathuler).

[4] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 48, dat. Graz, 15. Jan. 1515.

[5] Aurelii Prudentii Cathemerinon (vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 152). Vadianische Briefsammlung I, Nr. 65, dat. Brünn, 23. April 1516.

[6] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 117.

[7] Vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 151. Die Dedikationsepistel Vadians, datiert 5. April 1515: Photokopie Stadtbibliothek St. Gallen.

Aber unsere Überlieferung erschöpft sich nicht ganz in diesen äusseren Daten eines Umgangs, der nur indirekt und allgemein auf ein musikalisches Verständnis Vadians, auf eine in ihm mitschwingende Saite, auf seine hohe Schätzung der formalen Bildungswerte der Musik schliessen liesse. Sie lässt uns etwas von Vadians unmittelbarer Mitarbeit an musikalischen Werken sehen und von seinem musikalischen Urteil hören. Freilich war ihm nur das Wort gegeben. So schuf er den Text zu Heinrich Isaacs sechsstimmiger Kaisermotette »Virgo prudentissima«[1]. Etwas später, 1516, mahnte ihn Gregor Valentinian an sein Versprechen, den Text einer Gregorius-Motette zu verfassen[2]; es ist anzunehmen, dass Vadian dies getan habe, und dass dieser Text der Kaisermotette Ludwig Senfls »Sancte pater divumque decus hominumque Gregori« zugrundeliege[3].

Die einzige zusammenhängende Äusserung Vadians über die Kunst eines seiner Zeitgenossen verdanken wir dem drängenden Werben Paul Hofhaimers[4]. Vadian kannte den um eine Generation älteren Orgelmeister und Komponisten durch lange Jahre; seit 1490 Organist Maximilians, lebte Hofhaimer, im Gefolge des Kaisers unstet und in Aufträgen seines Herrn da und dort beschäftigt, nur vorübergehend in Wien. Dort habe ihm Vadian 1513 ein »Versspiel« gewidmet[5]. Die Fürstenzusammenkunft von 1515 brachte sie neuerdings in unmittelbare Beziehungen. Kardinal Matthäus Lang, Bischof von Gurk[6], hatte am Zustande-

[1] *Mantuanis* Wiener Musikgeschichte gibt dies (S. 387) als wahrscheinlich, *Mosers* Hofhaimer-Biographie (S. 25 und S. 40) als sicher. Text der Motette siehe Heinrich Isaac, Choralis Constantinus, 2. Teil, bearbeitet von *Anton v. Webern* (Denkmäler der Tonkunst in Österreich, XVI. Jahrgang, Wien 1909, S. 208 ff).

[2] Vgl. Vadianische Briefsammlung I, Nr. 61 (»Natalis divi Gregorii imminet; musica confecta modo te expectat«).

[3] Vgl. *H. J. Moser,* Paul Hofhaimer, S. 40. Text der Motette siehe Ludwig Senfl, Motetten. 1.Teil: Gelegenheitsmotetten und Psalmvertonungen, hsg. von *Walter Gerstenberg* (Reichsdenkmale deutscher Musik. Abteilung Motetten und Messen, Bd. 2), Leipzig 1939, S. 3 ff.

[4] Vgl. *Moser,* Paul Hofhaimer. Über die Einzelheiten von Vadians Briefverkehr mit Hofhaimer siehe *W. Näf,* Vadian und Paul Hofhaimer (Vadian-Studien, Heft 1, St.Gallen 1945).

[5] Vgl. *Moser,* Paul Hofhaimer, S. 67. Die Stelle ist unklar; es handelt sich um ein poetisches Epitaph, das offenbar den nach Hofhaimers Tode erschienenen Harmoniae poeticae Pauli Hofheimeri entnommen ist; die Überschrift »Paulo Hofhaimer...« ist sicher erst damals (nicht 1513!) beigefügt worden.

[6] Vgl. *P. Legers,* Kardinal Matthäus Lang. Ein Staatsmann im Dienste Kaiser Maximilians I. (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburgische Landeskunde 46, 1906).

kommen der habsburgisch-jagellonischen Doppelverlobung mitgewirkt und nahm an den Festlichkeiten zu Wien teil; Vadian und seine Kollegen der Universität hielten die Begrüssungsreden, Slatkonia zelebrierte das Hochamt, Hofhaimer spielte die Orgel und wurde im Anschluss daran durch König Ladislaus von Ungarn und Böhmen zum Ritter geschlagen. Mit den Freunden gratulierte Vadian dem so Ausgezeichneten in lateinischen Versen[1].

Hier wird ein glänzender Kreis sichtbar: Kaiser, Könige und Kirchenfürsten, Humanisten und Musiker. Und hier setzt eine Reihe von Briefen ein, die Hofhaimer an Vadian richtete. 1459 im salzburgischen Radstadt geboren, hatte er damals die Mitte seines sechsten Jahrzehnts erreicht; er stand im Dienste Maximilians, ein berühmter Mann und seines Ruhmes bewusst, vom Kaiser ausgezeichnet, aber des Wanderlebens mit der kaiserlichen Kapelle müde. Eben war Kardinal Matthäus Lang Koadjutor zu Salzburg geworden, Anwärter auf den erzbischöflichen Stuhl; am Hofe dieses kunstfreundlichen Fürsten Ruhe zu finden, scheint Hofhaimers Verlangen gewesen zu sein. Dass Vadian eine Schrift zu Ehren Hofhaimers verfasse und dem Herrn in Salzburg widme, — dieser Wunsch durchzieht Hofhaimers Briefe an Vadian.

Der Humanist als Herold des Künstlerruhmes, — es scheint, dass Vadian Aufforderungen solcher Art nur zögernd entsprochen habe. Hofhaimer aber wusste, was das Wort dessen, der des Wortes mächtig war, vermochte. Er bestand mit immer neuem Drängen auf seinem Verlangen, nicht nur in unbefangener Selbstgefälligkeit, sondern offensichtlich im Gedanken an Matthäus Lang.

Erst nach Jahren hat Vadian den Wunsch des Ungeduldigen erfüllt; vom Dezember 1517 ist die Epistel Vadians zum Lobe Paul Hofhaimers datiert[2]; zu Anfang des Jahres 1518 dankt ihm Hofhaimer dafür, hoch erfreut, ohne ganz befriedigt zu sein[3]. Sie ist an Kardinal Matthäus Lang

---

[1] In Harmoniae poeticae Pauli Hofheimeri, Nürnberg 1539: »Ad amoenissimi et acutissimi ingenii musicum Dom. Paulum Hofhaimer, equitem auratum, Ioachimus Vadianus«; vgl. *Moser,* Paul Hofhaimer, S. 28 und S. 182.

[2] Ad reverendissimum Dominum Cardinalem Gurcensem Ioachimi Vadiani Helvetii in laudem Domini Pauli Hoffheymer, equitis aurati et Caesarei musici, epistola, dat. Viennae, mense Decembri, anno M.D.XVII. Die Epistel ist, nach Hofhaimers Tode, zu Nürnberg in den Harmoniae poeticae Pauli Hofheimeri ... gedruckt worden (Photokopie Stadtbibliothek St. Gallen).

[3] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 114.

gerichtet; aber sie blieb, da Vadians Abgang von Wien den Verkehr mit Hofhaimer zunächst abbrach, liegen und gelangte anscheinend nicht unter die Augen des Kirchenfürsten, auch nicht, als Hofhaimer für den Rest seiner Tage nach Salzburg übersiedelte. Aber sie gab Vadian Anlass, über den Musiker Hofhaimer zu sprechen.

Die Epistel singt Hofhaimers Lob; dazu war sie bestellt, und so ist sie geschrieben worden. Sie wolle, so bemerkt Vadian, nur ein Zeugnis seiner Verehrung sein, während er bei mehr Musse eingehender über Hofhaimers Begabung und Wirkung schreiben möchte. Aber was Vadian, immerhin in einiger Ausführlichkeit, darstellt, kann doch als Wiedergabe eines unmittelbaren Eindruckes gelten: denn hier spricht einer, der Hofhaimer spielen hörte, und der den Klang der Musik jener Zeit im Ohre hatte. Und er kannte den Menschen, sprach mit ihm über seine Kunst und wusste um seine Entwicklung. Ein ursprüngliches Talent habe Hofhaimer von früher Jugend an zur Musik und insbesondere zur Orgel hingelenkt; aus eigener Kraft und in privatem Studium, ohne Vorbild, ohne je den heimatlichen Boden zu verlassen, sei er zur vollen Meisterschaft aufgestiegen. Solche Leistung rühmten die Alten; warum soll man nicht auch ihn, dieses einzigartige Beispiel unter den Zeitgenossen, bewundern? Den Aufstieg Hofhaimers zur Höhe seiner Kunst möchte Vadian dereinst der Nachwelt schildern. Dann aber sei dieser Autodidakt zum hingebenden, erfolgreichen Lehrer, wie kein zweiter, geworden, und er selbst habe bekannt, wie sehr er im unablässigen Bemühen, die Schüler richtig anzuleiten (»... ex iugi illa de succincte tradendo meditatione ...«) gewachsen sei.

So erscheint, nicht in einer Analyse seiner Kunst, anschaulich doch in den rühmenden Worten seines humanistischen Freundes, des Meisters wahres Bild[1]. Vadian schildert den Organisten und den Komponisten; er sieht den höchsten Ausdruck seines Wesens in der Natürlichkeit seines Talents und in der Meisterschaft seiner Kunst, in der harmonischen Verbindung seines musikalischen Geistes, seines technischen Könnens und seines menschlichen Charakters. Hofhaimer ist unglaublich vielseitig; er weiss den Cantus planus kontrapunktisch und rhythmisch reizvoll und abwechslungsreich zu modulieren; aber er hält doch die Melodie durch, ohne sich willkürliche Abweichungen zu gestatten. Sein Fingersatz ist

[1] *Mantuani,* Musik in Wien, zieht d a r a u s zur Charakterisierung Hofhaimers seine Schlüsse.

meisterhaft, sein Orgelspiel von herrlicher Fülle, diszipliniert und sorgfältig und zugleich von unnachahmlicher Selbstverständlichkeit. Er beherrscht Manual und Pedal gleichermassen und bringt die Melodie mit den höchsten und tiefsten Begleitstimmen zu feinstem Zusammenklang, der sich scheinbar von selbst in natürlichem Fluss ergibt. Dieselbe Naturgabe bewährt seine Kunst in der Komposition; lieblich und kunstvoll, abwechslungsreich und eigenartig sind seine Lieder, von ungewöhnlicher kontrapunktischer Technik. Nach dem Urteil der Musikverständigen komme ihm darin keiner gleich.

Und dieser Mann diente den Fürsten, der erste Meister seiner Kunst dem grössten Herrscher, Kaiser Maximilian, — sich selbst und ihm zum Ruhme. Denn so erhaben der fürstliche Name sei, er gewinnt an Glanz durch den Umgang mit ausgezeichneten Männern. Die Alten wussten dies, Maximilian handelte danach. Hofhaimer widmete sich seinem Dienst und lebte doch zurückgezogen; nichts schätzte er, während er sich in Wien aufhielt, höher als den Umgang mit Gelehrten und Musse zu stiller Arbeit. So stieg sein Ruhm; er wurde mit Ehren und Titeln überhäuft; aber alle Auszeichnungen änderten nichts an seiner bescheidenen, humanen, freundlichen Gesinnung.

Hofhaimer stimmte Vadians Worten freudig zu, — gewiss geschmeichelt; aber er muss das, was Vadian charakterisierend hervorhob, treffend gefunden haben. Es lag ihm daran, sein Künstlerbild aus der Feder des berühmten Humanisten im Druck verbreitet zu sehen. Schon 1518 sprach er diesen Wunsch aus, ohne ihn, zunächst, in Erfüllung gehen zu sehen; 1524 kam er darauf zurück. Vadian hatte ihm, nach jahrelanger Unterbrechung, von St.Gallen aus geschrieben, und Hofhaimer nahm den Faden auf; er berichtet über sein Ergehen, schickt eine seiner jüngsten Kompositionen und verbindet damit die Bitte, Vadian möge seine Epistel von 1517 durchsehen, in Druck geben und dem zum Fürst-Erzbischof von Salzburg aufgestiegenen Kardinal Lang überreichen lassen. Vadian scheint nicht darauf eingegangen zu sein; erst zwei Jahre nach Hofhaimers Hingang, 1539, erschien die Epistel in den »Harmoniae poeticae Pauli Hofheimeri«, Nachlasswerk und Monument eines grossen Toten.

Verleger und Drucker

In einer geistigen Atmosphäre, die die Menschen nahe zueinander rückte, im gebenden und nehmenden Verkehr zwischen Lehrer und Schüler, zwischen Schriftsteller und Künstler, zwischen Meister und Mäzen, in der Freundschaft der Schaffenden, in der Verbundenheit der Wissenschaften pulsierte das Leben der Gelehrtenrepublik. Die Stimmung des Alltags ist über die Jahrhunderte selten mehr nachzufühlen, Vorlesung und Disputation und festliche Rede sind verklungen. In reichen Sammlungen sind Briefe erhalten; sie sprechen unmittelbar, meist in Monologen, seltener im Zwiegespräch von Mensch zu Mensch. Das wesentliche und dauernde Erbgut der Humanisten an die Nachwelt waren doch ihre Publikationen, das Buch nicht nur, sondern alles, was aus der Druckerpresse hervorging: Broschüre, Streitschrift, Rede, Epistel, Epigramm. Der Humanist ediert, kommentiert, polemisiert; er gibt dem Schüler Text und Lehrbuch in die Hand; er sucht die Publizität sowohl für die Ergebnisse seiner Forschung, als für die Eingebungen seiner Muse, wie für die Huldigung an Freunde und Gönner und für die Verbreitung seines eigenen Ruhmes. Humanistischer Geist bedarf des Druckers; die Druckerei gedeiht an der Stätte humanistischer Arbeit und mit ihr die Tätigkeit des Verlegers. Drucker und Verleger aber waren den Gelehrten nicht nur geschäftlich verbunden; sie waren im Sinne der Zeit gebildet, oft an den Universitäten geschult; sie hatten Anteil an Sprache und Gehalt der Schriften, die sie publizierten; sie gehörten der Gelehrtenrepublik an.

Wien war als Druckort jung; erst seit den neunziger Jahren druckte hier Johannes Winterburger, ohne doch zugleich ein leistungsfähiges Verlagsgeschäft aufzubauen. Um 1510 traten Druckerei und Verlagswesen in neuer, eindeutig humanistischer Weise in Erscheinung durch Hieronymus Vietor aus Liebenthal in Schlesien, der sich Ende 1510 mit Johannes Singrenius verband. Es war eben der Augenblick, da Vadian als humanistischer Schriftsteller selbständig hervorzutreten begann. Der erste Druck, mit dem Vietor seine bedeutsame Wiener Tätigkeit eröffnete, war Vadians Batrachomyomachie[1].

[1] Vgl. für das Folgende: *Näf,* Vadians Drucker und Verleger in Wien (Vadian-Studien, Heft 1, St.Gallen 1945).

Vadian hat in der Folge fast alle seine Publikationen bei Vietor und Singrenius drucken lassen und manche auch ihrem Verlag übergeben. Anderes ist bei ihnen zwar gedruckt, dagegen durch die Brüder Leonhard und Lukas Alantsee verlegt worden; so erschienen 1518 Vadians Scholien zu Pomponius Mela und De Poetica bei Lukas Alantsee.

Drucker und Verleger wurden zum humanistischen Gelehrtenkreis gerechnet. Briefe an Vadian tragen für sie, die gemeinsamen lieben Freunde, Grüsse auf. Vadian rühmt die Verdienste Vietors und Singrens um die Wissenschaft[1]; Singrenius seinerseits hebt einmal hervor, dass ihm neben Camers, Collimitius und anderen besonders Vadian zur Seite stehe[2]. Mit Lukas Alantsee stand Vadian noch von St.Gallen aus in Briefwechsel[3].

Der humanistische Kreis

Die humanistische Gelehrtenrepublik bildete ein universales Reich des Geistes. Sie besass doch ihre Provinzen, die zwar nicht geschieden und scharf umgrenzt lagen, aber immerhin ihre besonderen Mittelpunkte, ihre Verbindungslinien und Treffstellen hatten. Vadian lebte in einer von ihnen, in ihrem Zentrum: zu Wien in Pannonien. Er bildete selbst, eben dort, einen Mittelpunkt. Lehrer, Kollegen, Schüler der Universität, Räte des Kaisers, Geistliche, Musiker, Drucker in Wien und Österreich, Gelehrte und Poeten, deren Wanderwege seinen Standort berührten: mit ihnen trat er in menschlich nahen, geistig ergiebigen Verkehr. Was darüber hinausreichte, blieb doch meist vereinzelt und vorübergehend; Vadian trat aus der östlichen Kulturlandschaft, in der er zuhause war, nicht entscheidend hinaus. Sein Humanistenname gewann nicht gesamteuropäischen Klang; aber die humanistische Gelehrsamkeit machte auch nur einen Teil von Vadians Lebensleistung aus. Vadians selbständige literarische und gelehrte Wirksamkeit in Wien erreichte die Dauer eines Jahrzehntes kaum; seine beiden beträchtlichsten Publikationen, die Scholien zu Pomponius Mela und die Vorlesung De Poetica erschienen erst 1518, unmittelbar bevor Vadian von Wien Abschied nahm.

---

[1] Vadian an Collimitius, 12. Jan. 1512 (Vadianische Briefsammlung III, Nachtr. Nr. 119).

[2] Singren in einer Dedikationsepistel v. 1517 (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

[3] Vadianische Briefsammlung II, Nr. 172, 203, 304.

Dem international bekanntesten und am weitesten über die Lande hin verbundenen aller deutschen Humanisten jener Zeit, Erasmus von Rotterdam, hat sich Vadian lange nicht genaht, obwohl er seine überragende Bedeutung sicherlich erkannte: »Vir omnis Germaniae communi plausu dignissimus«[1], heisst Erasmus in Vadians De Poetica, und sehr wohl könnte Vadian schon in der Vorlesung, die dem Buch zugrundelag, so gesprochen haben. Erst 1518 schrieb er ihm, noch aus Wien und vielleicht bei Anlass des Erscheinens der Poetik. Erasmus, so hören wir, habe den Brief geschätzt und hätte, obwohl er Vadian bisher nicht kannte, geantwortet, wenn er nicht wegen der Pest Basel plötzlich verlassen hätte; die Erwartung, dass damit ein freundschaftliches Verhältnis angebahnt werde, erfüllte sich nicht[2]. Erasmus hatte sich 1514 auf 1515, 1515 auf 1516 und neuerdings 1518 vorübergehend in Basel aufgehalten. Aber Basel lag Vadian damals merkwürdig fern, obwohl es eidgenössisch geworden war, und obwohl seine Universität von St.Gallen aus gern besucht wurde[3].

Von 1514 bis 1517 hatte Heinrich Loriti (Glareanus) in Basel gelebt, seit 1517 wirkte er in Paris. Vadian sah in ihm den Landsmann, der sich wie er um die wissenschaftliche Bildung der jungen Schweizer besonders bemühte. Aber nur durch Schüler haben in dieser Zeit beide, Glarean und Vadian, persönlich von einander gehört.

Von den Humanisten, die nach Herkunft und Wirkungsfeld hauptsächlich in Westdeutschland zuhause waren, hat einzig Reuchlin einmal wenige Zeilen an Vadian in Wien gerichtet. Vadian hatte ihm, dem fast dreissig Jahre Älteren, im Frühjahr 1512, vielleicht seit Huttens Durchgang in Wien stärker für Reuchlins Streit mit Pfefferkorn interessiert, geschrieben[4], um seiner Sympathie für Reuchlin, seiner Zustimmung zu dessen Apologie, das heisst seinem »Augenspiegel« (Tübingen 1511), Ausdruck zu geben; er preist Reuchlin, der die jüdischen Bücher dem Feuer

[1] De Poetica, Tit. VI.

[2] Der Brief Vadians an Erasmus ist nicht erhalten; er wird nur von Oswald Myconius unter dem 15. Sept. 1518 erwähnt (Vadianische Briefsammlung II, Nr. 133). Auch die Äusserungen des Erasmus über Vadian und sein Schreiben, auf die Myconius anspielt, sind nicht direkt nachzuweisen; das »Epistolium« des Erasmus, das Myconius erhielt, und dessen Schlusspassus er zitiert, enthält davon nichts (*P. S. Allen,* Opus Epistolarum Des. Erasmi Roterodami, T. III, Oxonii 1913, Nr. 861).

[3] *Staerkle,* Bildungsgeschichte S. 115 und Tabelle 1.

[4] Vadianische Briefsammlung III, Nachtr. Nr. 120.

entrissen habe und dafür eingetreten sei, dass der Gelehrte und Christ gegen Irrtum und Lüge nicht mit Gewalt, sondern mit Gründen kämpfen solle[1]. Zu Reuchlins Freunden gezählt zu werden, von ihm einen Brief zu erhalten, ist sein Wunsch. Im Spätsommer 1516 schrieb Vadian abermals[2], um günstigen Bericht über den Stand des Prozesses, den Reuchlin in Rom gegen die Dominikaner führte — diese Nachäffer der Stoiker: »... contra Stoicorum istas simias ...«, schreibt Vadian — zu übermitteln; Hutten hat dies aus Bologna gemeldet[3]. Dass sein Buch De Poetica, in dem er an geeigneten Stellen wohlverdientes Lob Reuchlins habe einfliessen lassen[4], nun gedruckt werde, fügt er bei. Reuchlin antwortete konventionell[5], ohne auf Vadians Mitteilungen und Andeutungen einzugehen; er erwarte täglich die römische Entscheidung in seiner Sache: Möchte sie für uns und für die Wahrheit günstig fallen. Dann werde er in befreiter Stimmung an Vadian und seine anderen Anhänger schreiben.

Einmal wendet sich Jakob Wimpheling aus Schlettstadt zur Empfehlung eines Studenten an Vadian[6]. Er tut es, ohne Vadian persönlich zu kennen, indem er sich auf seinen Neffen Jakob Spiegel, geheimen Rat Kaiser Maximilians, beruft, der dem Vadianischen Freundeskreis angehört. Es bedarf eines besonderen Anlasses, einer Vermittlung, wenn vom oberen Rhein nach Wien die Verbindung hergestellt werden soll. Die eigentliche Lebenssphäre Vadians, wo er sich leicht und unmittelbar mit Gleichgesinnten findet, liegt im Osten.

Denn kulturgeographisch lässt sich im Zeitalter des Humanismus eine östliche Kulturlandschaft deutlich erkennen und herausheben. Wien war

---

[1] »... quod libros eos eripueris Vulcano, quorum eruditio partim celebris est paucisque cognita, partim perfidiae, falsitatis et mendacii Iudaeorum sempiternum testimonium, quod flammis quam rationibus magis exstirpari minus est sapientis minusque fidei nostrae certidudini ac stabilitati confidentis«.

[2] Vadianische Briefsammlung VII, Nachtr. Nr. 3. Der Brief ist auf Spätsommer oder Herbst 1516, wahrscheinlich auf August oder September dieses Jahres zu setzen.

[3] Die päpstliche Kommission hatte Anfang Juli 1516 zugunsten Reuchlins gesprochen; doch wurde die definitive Entscheidung durch päpstliches Mandatum de supersedendo aufgeschoben und erst 1520, durch einen Spruch gegen Reuchlin, gefällt.

[4] De Poetica, Tit. VI: »... Ioannem Capnionem Phorcensem addo, virum ut absolutum vitae integritate, ita per Herculem multifariam erudito, qui Latinis et Graecis Hebraearum quoque literarum coronam [der Text gibt verdruckt »coronijn«] accumulavit: quibus quid possit et institutiones ab eo conscriptę de literis Hebręis docent et opus illud plenum doctrinę et elegantię quod de verbo mirifico inscripsit« ...

[5] Stuttgart, 24. Okt. 1516 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 81).

[6] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 88, dat. Strassburg, 25. Febr. 1517.

ihr Mittelpunkt, — Grenzstadt des Heiligen Reichs, dem Westen verbunden und dem Osten zugekehrt, Ausgang, Ziel, Kreuzung der Wege nach Süd- und Mitteldeutschland, nach Böhmen, Mähren, Schlesien, Polen, nach Ungarn und Siebenbürgen, nach Italien. Seine Universität besass jetzt zahlreiche humanistische Lehrer, der jugendliche Strom der Scholaren floss ihr von weither zu, Bücher gingen von Wiener Druckereien und Verlagen aus, Gelehrte wanderten zu und ab. Der habsburgisch-kaiserliche Hof, humanistisch bewegt in der Person Maximilians I. und seiner Umgebung, in Hofkanzlei und Hofkapelle, machte Wien politisch und geistig zur Metropole, so ruhelos der Kaiser selbst mit seinen juristischen Räten und Sekretären, mit seinen Künstlern von Ort zu Ort zog[1].

Der räumliche Umfang von Vadians Humanistenbeziehungen mag Reichweite und Intensität der Wiener Ausstrahlung überhaupt anschaulich machen.

Vadian ist aus St.Gallen nach Wien gekommen. Seine Vaterstadt und ihr Handel, die Tradition seiner Familie vor allem wiesen nach Osten. Zwischen 1500 und 1520 sind trotz der grösseren Nähe von Basel, Freiburg und Heidelberg mehr st. gallische Studenten nach Erfurt, Leipzig, Ingolstadt, Wien und Krakau gefahren[2]. St. Gallen und die Bodenseegegend, aber auch die Ostschweiz bis Schaffhausen, Zürich, Glarus gehörten mit zum Einzugsgebiet der östlichen Universitäten; sie lagen, vorerst ohne bedeutende eigene Geisteszentren, gewissermassen auf der Wasserscheide zwischen dem südwestdeutsch-oberrheinischen und dem danubisch-osteuropäischen Bereich. Vadian begegnete, persönlich und brieflich, seinen Landsleuten aus der Vaterstadt, aus der Schweiz und vom See, als Kollegen und namentlich als Schülern, in Wien und in Krakau.

Die jagellonische Universität zu Krakau, berühmt vornehmlich um der Pflege und Blüte der mathematischen Wissenschaften willen, war der am weitesten nach Osten vorgeschobene Posten des europäischen Humanismus, von Deutschen, Polen, Ungarn gleichermassen getragen und besucht[3]. Ihre Anziehungskraft war verwunderlich stark. Neben Wien war

---

[1] Kaiser Maximilian I. hat sich im letzten Jahrzehnt seiner Regierungszeit, 1508 bis 1518, insgesamt 40 Tage in Wien aufgehalten (vgl. *V. v. Kraus*, Itinerarium Maximilians I. 1508—1518; Archiv für Österreich. Geschichte, Bd. 87, Wien 1899).

[2] Vgl. *Staerkle*, Bildungsgeschichte S. 114ff und Tabelle 1.

[3] *G. Bauch*, Deutsche Scholaren in Krakau in der Zeit der Renaissance 1460 bis 1520, Breslau 1901.

Krakau eine wahre Hauptstadt des Geistes, der Austausch hin und her sehr rege. Vadian hatte an ihm Teil, — als Wiener und als St. Galler. Dem Spross der Kaufmannsfamilie von Watt war Krakau von Hause aus ein bekannter Name; die Handelsbeziehungen dorthin waren alt[1] und wurden nach 1500 neu aufgenommen. Während Vadian in Wien lebte, sassen, durch den Handel hingeführt, Verwandte seines Namens in Krakau, dauernd, seit 1510 als Krakauer Bürger, sein Vetter Hektor, vorübergehend, zu ihrer kaufmännischen Ausbildung und in kaufmännischer Tätigkeit, neben Jakob Suter, dem Leiter des Wattschen Handelshauses in Krakau, seine Brüder David und Benedikt, kurze Zeit auch, 1518, nach Abschluss seiner Wiener Studien, Melchior von Watt[2]. Das geistige Krakau mag dem Studenten Vadian sein Lehrer Konrad Celtis, der von 1489 bis 1491 dort gelernt und gelehrt hatte, nahe gebracht haben. Der erwachsene Gelehrte Vadian fand in Krakau gleichgerichtete Humanistenfreunde, unter ihnen nicht wenige Landsleute. 1510 knüpfte Rudolf Agricola aus Wasserburg am Bodensee, Scholar und bald Baccalar in Krakau, mit Vadian brieflichen Verkehr an, und mit ihm schrieb Sebastian Grübel, Sohn einer angesehenen Familie in St. Gallen, auch er damals Krakauer Student[3]. In diesem ersten Brief[4] berief sich Agricola auf den Krakauer Buchhändler Marcus, in dessen Haus er verkehrte[5], der ihn angeregt habe, an Vadian zu schreiben. Bereits hatte Vadians Name in Krakau Klang; seine Strabo-Ausgabe, seine Batrachomyomachie waren bekannt; literarische und buchhändlerische Beziehungen deuteten sich an und setzten sich fort: als Hieronymus Vietor, Krakauer Baccalar, Buchhändler und Verleger[6], den Agricola kannte und grüsste[7], nach Wien überging und sich mit Singriener zur ersten bedeutenden Wiener Verlagsfirma verband, trat Vadian zu ihm in enge geschäftliche und geistig-freundschaftliche Beziehungen; sie erhielten sich, als Vietor später neuerdings in Krakau zu drucken begann[8].

---

[1] Vgl. *Ammann,* Diesbach-Watt-Gesellschaft, S. 84 ff passim.

[2] Vgl. *Näf,* Familie von Watt, S. 72 ff, 93, 95, 98.

[3] Vgl. *Staerkle,* Bildungsgeschichte; Studentenverzeichnis, Nr. 552.

[4] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 11.

[5] Agricola datiert um diese Zeit einmal »ex ędibus Marci bibliopolę« (Vadianische Briefsammlung III, Nachträge Nr. 3).

[6] Vgl. *Bauch,* Deutsche Scholaren in Krakau, S. 54.

[7] Vgl. Vadianische Briefsammlung I, Nr. 10 und 12.

[8] Vgl. *Näf,* Vadians Drucker und Verleger in Wien.

Aus Krakau kam 1511, von Agricola an Vadian empfohlen[1], der Ulmer Georg Strölin nach Wien. Mathematiker und Astronom, dann Mediziner, befreundete er sich mit Collimitius, Johannes Aicher[2] und Vadian. Zur Fortsetzung seiner medizinischen Studien zog er später nach Bologna. Noch in den dreissiger Jahren stand er, Arzt in Ulm, mit Vadian in Verbindung[3].

Auch zu dem leichten, flüchtigen Poeten Johannes Hadelius, der 1517 von Krakau nach Wien überging[4] und dort rasch mit Vadian und anderen bekannt wurde, mag Agricola die Verbindung geschlagen haben. Hadel kündet von der heiteren Seite des Wiener Lebens; so besingt er in einer seiner am 11. Mai 1518 ausgegebenen Elegien[5] Cuspinian und Vadian, die sich mit dem Arzte Wilhelm Pulinger bei Krachenberger zum frohen Mahl, dem Vertreterinnen der Grazien nicht fehlten, zusammengefunden haben[6].

Krakauer Schüler war schliesslich Caspar Ursinus Velius[7]. Gerade er aber, geborener Schlesier, frühreifes, vielseitiges Talent, gehörte lange keinem Orte, keiner Universität auf die Dauer an, sondern lebte und bewegte sich im ganzen Raume der osteuropäischen Humanistenländer. Seine Wanderwege führten von Krakau bis Augsburg, von Schlesien und Leipzig bis Italien, und selbstverständlich kreuzten sie Wien. Der Bewegliche kannte und verband humanistische Freunde in weitem Umkreis. 1513 sandte er aus Rom Spottgedichte an Vadian, die ihm der Episcopus Columnensis, Pompeius Colonna[8], zu lesen gegeben habe, und die er dem Bischof von Breslau, Johannes Turzo, übermitteln lassen

---

[1] Rud. Agricola an Vadian, Krakau 1511 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 10). Der hier erwähnte Baccalar, »cui patria est nostrę regionis oppidum admodum famigeratum Ulma« ist unzweifelhaft Strölin.

[2] Magister Johannes Aicher, der 1517 gleichzeitig mit Vadian das medizinische Doktorexamen bestand, gehörte in Wien zum vertrauten Kreis um Collimitius.

[3] Vgl. *Bauch,* Deutsche Scholaren in Krakau, S. 67; Vadianische Briefsammlung I, Nr. 42; V, Nr. 657 und 1038.

[4] Vgl. *Bauch,* Deutsche Scholaren in Krakau, S. 77 f.

[5] Vgl. *Denis,* Merkwürdigkeiten, Nr. 147.

[6] »Ad Ioannem Cuspinianum, Ioachimumque Vadianum poetas laureatos et Guilielmum Poligerum doctissimum medicum, apud Pierium Graccum clarissimum poetam epulantes« (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

[7] Über Ursinus vgl. *Aschbach,* Wiener Universität II, S. 382 ff; *Bauch,* Deutsche Scholaren in Krakau, S. 63 ff; *Allen,* Opus epistolarum Erasmi II, S. 499.

[8] Ich verdanke die Identifizierung Prof. L. Kern in Bern: Pompeius Colonna, Bischof von Rieti, Gegner Julius II., 1517, unter Leo X. Kardinal.

möchte[1]. Begabter Dichter, sprachgewandter Philologe und Historiker, stand er früh in fürstlichem Dienst und stellte so auch ein Bindeglied zwischen humanistischer Geistigkeit und politischen Kreisen dar.

Vadians Umgang gehörte Ursinus während eines Aufenthaltes in Wien 1515/16 an; Vadian-Schüler ist der damals Zweiundzwanzigjährige kaum mehr gewesen. Es ist die Zeit, da auch der andere »Krakauer«, Rudolf Agricola, in Wien weilte und der Verkehr der Collimitiani besonders angeregt erscheint. Ursinus steht mit Widmungsversen in einigen Wiener Publikationen dieser Jahre, und 1517 veranlasste Agricola die Herausgabe einer Dichtung des Ursinus zu Ehren der Jungfrau Maria[2]; es war sicherlich dieses »Opusculum«, das Vadian alsbald an Urbanus Regius und Richard Bartholinus sandte[3]. Vom Frühling 1516 an lebte Ursinus in Mühldorf, im Dienste des Kardinal-Bischofs Matthäus Lang und damit der kaiserlichen Politik; im Herbst des Jahres nahm er an einer Fürstenzusammenkunft in Augsburg teil und weiss von hier aus politisch Interessantes zu berichten[4]. Aus Augsburg schrieb er damals mit Dantiscus und anderen in übermütiger Weinlaune einen Kollektivbrief an Vadian[5], der die steife Humanistenpose durchbricht und erlösend verrät, dass der feierliche Ernst sich selbst und andern gegenüber nicht das ganze Leben ausmachte: Vadian, obzwar eben Rektor der Universität, wird geneckt, mit dem Latein Spass getrieben; es ging laut und derb her: »ista nocte bene bibimus et habuimus unum bonum salatum, alec et rubrum et album . . . , et fuimus tam laeti, ut non creditis.« Dabei lastete das Leben; er halte es, so schreibt Ursinus wenig später[6], bei seinem Despoten nicht mehr aus; durch Vadian und Collimitius suchte er damals seinen früheren Gönner, den Bischof Johannes Turzo von Breslau zu erreichen, da er auf einer Reise nach Rom Wien berühren werde. Ende 1517 lebte Ursinus tatsächlich am Hofe dieses Fürsten, und wie er dort des Freundes Lob sang, bestätigt ein Brief des Bischofs an Vadian[7]: Durch des Ursinus preisende Verkündigung (». . . Ursini praedicatione . . .«) habe er von Vadian, Collimitius und Bartholinus vernommen, durch ihn und andere viel

[1] Vadianische Briefsammlung III, Nachtr. Nr. 124.
[2] Vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 188.
[3] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 107 und 108.
[4] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 79.
[5] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 82.
[6] Vgl. Vadianische Briefsammlung III, Nachtr. Nr. 26.
[7] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 112, dat. Neisse, 30. Jan. 1518.

~~Eiusdem~~ ad Poetices Tyrones

Elegia.

Qui iuga Parnassi, Cyrrhæaq[ue] prendere saxa
    Vult animo, & celebres carmine nosse Deas.
Pellegat in primis veterum doctissima vatum
    Scripta libris, animo condat & ipsa suo.
Hinc veluti coelis effusus spiritus auget
    Naturæ stimulos, ingeniumq[ue] monet.
Si data naturæ est tibi gratia, divite coelo
    Quæ venit, in multis sæpe sine arte potes.
Si minus: estq[ue] aliquis tua mens proclivis in arte,
    Hanc sequere, & multo pectore doctus eris.
Quandoquidem varijs rerum variata Cupido est,
    Inclinatq[ue] animos varius astra parts.
Interea legisse sat est, scripsisse caveto
    Carmine non culto, Chœrilus alter eris.
Et cole versiculis titubante Barbare linguam
    Et vatum fruges, hac tibi parte metes.
Expolit os, linguamq[ue] novat, non trita Poesis,
    Inq[ue] rudi pulchrum corpore numen habet.
Quæ si indefessam cepit oblectatio mentem
    Et subit exiguo terq[ue] quaterq[ue] die.

Carmina si speras imitari posse volentem
Grandia, siq[ue] rudes pergis arare modos.
Si tenui tempus meditando & sedulus ingens
Rodis, & egregium mente revolvis opus.
Siq[ue] agili sentis calamo succedere notas:
Et nullo modicus carpta labore sinis.
Impetisq[ue] diu claris nostrisq[ue] Poetis
Et studii comes est propria Minerva tui.
Si tibi Maeonii sunt grata inventa Poetae
Si stilus, & vatum Schemata pulchra placent.
Et Latiae nova norma Lyrae praecordia pulsat:
Si subeunt Elegi, si subeuntq[ue] Ioci.
Concipe fidenter coeli te munere Vatem
Institui, & ventis turgida vela dato.

VADIANS HANDSCHRIFT

von Vadians einzigartiger Gelehrsamkeit, seiner Charakterfestigkeit und dem Zauber seiner Persönlichkeit (»... de eruditione vestra singulari vitęque integritate et morum dulcedine ...«) gehört; gerne möchte er ihn und seine Freunde kennen lernen. Sein Schützling, Georg von Logau, habe das Glück, bei Vadian, dem durch die Vielseitigkeit seiner Bildung, wie durch das schöne Mass seiner Lebenshaltung hervorragenden Lehrer zu studieren; der Bischof dankt, empfiehlt den jungen Mann Vadians weiterem Wohlwollen, und in seinem Auftrag sendet ihm Ursinus, an Vadians Adresse, dreissig Dukaten[1].

Als Vadian im Frühling 1519, auf seiner Reise von St. Gallen nach Krakau und Wien, Breslau passierte, verfehlte ihn dort Ursinus[2]; er ging bald darauf seinerseits nach Wien und mag Vadian daselbst noch für kurze Zeit getroffen haben. Im Juli 1521, vor der Pest weichend, kam Ursinus nach Konstanz und Basel, ohne jedoch, wie es scheint, Vadian aufzusuchen. So brach ihr Verkehr bald ab; noch 1528 sandte indessen Jakob Reutlinger aus Nürnberg historisch-politische Schriften des Ursinus als Geschenk und Gruss des Verfassers an Vadian[3].

Von Krakau nach Wien führte der Weg — nicht der nächste, aber der von den Bürgern der Gelehrtenrepublik wohl bevorzugte — über Olmütz und Brünn; auch Vadian ist ihn im Frühjahr 1519 gefahren[2]. Nach Olmütz hatte sich im Sommer 1510 Freund Eberbach gewandt, und dort ging damals das Gerücht, Vadian wolle von Wien nach Krakau übersiedeln[4]. Von Olmütz war 1511 Ulrich von Hutten nach Wien gekommen, zur Reise ausgestattet durch den Bischof von Olmütz, Stanislaus Turzo und seinen gelehrten Propst Augustinus Moravus; dass er, kaum vom Pferd gestiegen, Vadian und seine Freunde aufsuchte, war sicher kein Zufall: er wird in Olmütz an sie gewiesen worden sein. Augustinus Moravus war eine bedeutende, beziehungsreiche Persönlichkeit: 1486 Baccalar in Krakau, in Italien zum Doktor des kanonischen Rechtes gebildet, humanistischer Schriftsteller und Poet, Sekretarius und Vizekanzler König Ladislaus' II. von Böhmen und Ungarn, Propst zu Olmütz und Brünn, Kanonikus zu Prag und Breslau. Wien und seine Humanisten

[1] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 113.

[2] Vgl. *W. Näf*, Vadians Reise von St.Gallen nach Krakau und Wien im Frühjahr 1519 (Vadian-Studien, Heft 1, St.Gallen 1945).

[3] Vadianische Briefsammlung IV, Nr. 530.

[4] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 4, 5, 6.

waren ihm seit des Celtis Zeiten vertraut; er hatte lange im Königsdienst zu Buda gelebt und sich auch in Wien aufgehalten[1]. Dort lernte er Vadian kennen, und in seinen späteren Jahren scheint dieser ihm unter den Wienern besonders nahegetreten zu sein. Als Vadian 1513 seinem jungen Bruder Melchior eine von ihm besorgte Ausgabe der Argumenta des Donatus aus Ovids Metamorphosen in die Hand legte, fügte er der Publikation ein Carmen des Camillus Paleotti aus Bologna bei, weil es in hohen Tönen das Lob Ovids singe[2]; dieses Gedicht habe ihm, so erzählt die Dedikationsepistel, Augustinus Moravus längst einmal, als er in Wien lebte (»iam pridem ... cum Viennae ageret«) geschenkt. Die Reihe der Lebensbeschreibungen von 39 Olmützer Bischöfen, die Augustinus Moravus um 1511 herausgab[3], empfahl Cuspinian, und Vadian preist den Verfasser in beschwingten Distichen[4]:

»Wahrlich es kehren uns wieder durch dich so Tugend wie Glaube,
Edlerer Religion Liebe, sie kehret zurück.
Liest berühmter Vergangenheit Zeugnis der jetzige Bischof,
Wird ihm die Tugend gewiss umso willkommener sein.«

Augustinus Moravus freute sich dieser eleganten Verse und der ehrenvollen Erwähnung in Vadians Ausgabe von Huttens Gedicht an Kaiser Maximilian[5]; er bedankte sich dafür, indem er Vadian sein letztes Werk widmete: die Kontroverse zwischen Guarinus und Poggio, ob die geschichtliche Grösse des Scipio Africanus oder diejenige Julius Caesars

---

[1] Vadian an Melchior von Watt, Wien, 13. Dez. 1513 (Vadianische Briefsammlung I, Anh. Nr. 8): »... vir doctissimus Augustinus Moravus ... cum Viennae ageret ...«.

[2] Donati Grammatici, sive ut alii volunt Lactantii, argumenta compendiaria, in fabulas potiores Ovidianae Metamorphosis, diligenter et castigate impressa. Sylva item Camilli Paleotti Bononiensis, cui titulus Amor, mire amoena et iam primum in lucem aedita (*Denis*, Merkwürdigkeiten Nr. 140).

[3] »Catalogus Episcoporum Olomucensium« (vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 319).

[4] »Te siquidem ductore redit virtusque fidesque
Et redit excultae religionis amor.
Nam dum clara legit praesul monumenta superstes,
Nimirum virtus gratior inde sibi est«
(Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

[5] Vgl. oben S. 189 f. Aug. Moravus denkt offenbar an die Stellen in Vadians Epistel an Collimitius, die der Ausgabe vorangesetzt ist (Vadianische Briefsammlung III, Nachtr. Nr. 119).

höher zu stellen sei; Vadian seinerseits hat diesem Gelehrtenstreit abwägende Verse beigegeben[1]. Moravus starb am 3. November 1513[2]; Vadians Epistel an den Bruder Melchior beklagt, am 13. Dezember 1513, seinen vor kurzem erfolgten Tod[3].

Lebhaften wissenschaftlichen Austausch pflegte Vadian, von Wien nach Olmütz, mit M a r c u s R u s t i n i m i c u s. Älter als Vadian, ehemaliger Wiener und Krakauer Student, Schüler des Celtis, gehörte Rustinimicus um 1510 in Wien zu Vadians vertrauten Freunden; er blieb ihm anhänglich in der Zeit, da er, spätestens von 1512 an, als humanistischer Lehrer in Olmütz wirkte; mehrere Briefe[4] bezeugen sein Interesse an dem, was Vadian und die Freunde arbeiten und publizieren. Vadian sandte ihm seine Schriften, so das Gedächtnisbüchlein für den gemeinsamen Freund Arbogast Strub, das auch einen poetischen Beitrag des Rustinimicus enthielt, und das dieser nicht ohne Ergriffenheit las. Im Jahre 1514 liess er, mit einem Briefe, den Gallus pugnans folgen; Rustinimicus hätte ihn, so sagt sein Antwortschreiben[5], sogleich mit seinen Schülern interpretiert, wenn er nicht eben die Aulularia des Plautus vorgehabt hätte, wofür die Schüler Exemplare angeschafft hatten. Er freut sich, zu erfahren, dass er noch immer, 1517, unvergessen sei, und dass Vadian freundlich über ihn und ihre geselligen Zusammenkünfte (»nomen meum et symposia ... honesta«) spreche[6]. Rustinimicus gehörte später, noch 1528, der Universität Wien an.

Am Fürstenkongress von 1515 hielt W o l f g a n g H e i l i g m a i r die Rede auf Bischof Stanislaus Turzo von Olmütz; auch er vermittelt zwischen Wien und Olmütz. 1516 schreibt er mehrmals von der Zwischenstation Brünn, 1518 aus Wien, 1519 aus Olmütz[7]. Er gehörte zu den Vertrauten, kennt Collimitius, Cuspinian, Caspar Ursinus, Rudolf Agricola, Philipp Gundel, Johannes Aicher, und er deutet an, dass die Gelehrten-

[1] Antilogion Guarini et Poggii de praestantia Scipionis Africani et C. Iulii Caesaris, nuper doctissimi Augustini Moravi cura in lucem editum (*Denis*, Merkwürdigkeiten, Nr. 139). Die Dedikationsepistel des Augustinus Moravus an Vadian, dat. 13. Febr. 1512, Vadians Verse Subitaria de Caes. et Scipione Afr. Crisis und Anacephaleosis in Photokopien Stadtbibliothek St.Gallen.

[2] Vgl. *Rupprich*, Briefwechsel des K. Celtis, S. 307 f, Anm. 2.

[3] Vadianische Briefsammlung I, Anh. Nr. 8.

[4] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 14, 18, 37, 44, 111.

[5] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 37.

[6] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 111.

[7] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 65, 69, 73, 74; II, Nr. 134, 148, 168.

republik auch der Frauen nicht entbehrte: »Catella« blickt ihm, während er an Vadian nach St. Gallen schreibt, gewissermassen über die Schulter und grüsst den Fernen angelegentlichst (»Catella, cum hoc scriberem, affuerat; inpensissime salvere te iussit«)[1]. Auch literarische Beziehungen sind in Spuren nachzuweisen. Wenn Heiligmair, im April 1516, Vadian um Zusendung des Büchleins gegen die Unbildung der Theologen bittet und dafür zu sorgen verspricht, dass es nicht in die Hände der Gegner falle, so meint er wohl die im Herbst 1515 erschienenen Epistolae obscurorum virorum[2]. Er interessiert sich für historische Bücher (»De Bavarico bello« des Richard Bartholinus) und gibt seinerseits politische Nachrichten. Auch dem musikalischen Schaffen scheint er Aufmerksamkeit geschenkt zu haben[3].

Krakau lag von altersher, nicht nur räumlich, sondern auch geistig, Ungarn benachbart; die mährischen Städte traten durch die politische Verbindung der zwei Reiche des jagellonischen Königs Ladislaus mit Ungarn in engeren Kontakt. Wien aber lag an der Talstrasse von der oberen Weichsel und Oder zur March und zum Donau-Tiefland. Buda, Gran und Fünfkirchen wurden vom humanistischen Geisteszug berührt: die königliche Kanzlei in Buda, der erzbischöfliche Hof des Kardinals Thomas Bakacs in Gran, Bischof Georg Szakmary und Propst Jakob Piso in der Universitätsstadt Fünfkirchen. Rudolf Agricola, der Wasserburger, bedeutsam in seiner Beweglichkeit, hat vielleicht als Einziger in seinem kurzen Leben die ganze Runde gemacht; seine Spuren lassen sich verfolgen, und die Vadianische Briefsammlung lässt die wichtigen Etappen erkennen: von Leipzig nach Breslau und Krakau, von dort nach Kremnitz in der Slowakei, weiter nach Buda und Gran, nach Wien zu einigem Verweilen und über Olmütz nach Krakau zurück. Überall nimmt er Fühlung und berichtet mitteilsam an Vadian. So schreibt er, 1514, noch ohne Vadian persönlich zu kennen[4], aus Buda und Gran: er habe bei seiner Abreise aus Krakau geglaubt, aus gelehrtem Milieu zu den ländlichen, ungebildeten Ungarn zu kommen; nun treffe er auch hier klassisch geschulte Männer und einen Maecenas, — nicht den etruskischen, sondern

[1] Vadianische Briefsammlung II, Nr. 134 (24. Sept. 1518); vgl. auch I, Nr. 73 und 74.
[2] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 65.
[3] Vgl. oben S. 208.
[4] Als Vadian im Oktober 1513 in Buda war, begegnete er dort Agricola nicht.

denjenigen von Fünfkirchen[1]. Bis ins fernste Pannonien, so rühmt sich Agricola etwas später[2], mache er Vadians Namen bekannt. Dieser bedurfte der Dienste dieses geschäftigen Herolds kaum; schon vor dessen Auftreten hatte er sich nämlich eines studierenden Neffen (»nepus«, sic!) des Kardinal-Erzbischofs Thomas angenommen und stand dadurch mit dem Hof zu Gran in Briefwechsel[3]. Im Herbst 1513 hatte er, auf allerdings eiliger Reise, Collimitius nach Ungarn begleitet und Buda besucht[4].

Im folgenden Jahre 1514 schreibt, erst aus Buda, dann aus Gran, Stephanus Taurinus von Olmütz[5]; nach 1516 arbeitete er in Gran[6]: Bischof Johannes Turzo von Breslau hatte ihm den Auftrag erteilt, den ungarischen Bauernaufstand von 1514 zu beschreiben; Taurinus begann das Werk in Gran und schloss es 1519, als Domherr (»Protomystes«) zu Weissenburg in Siebenbürgen ab[7]. Er hatte eine Zeitlang in Wien gelebt, mit Vadian, Collimitius und dem kaiserlichen Sekretär Jakob Spiegel in angenehmer Freundschaft (»una se amica iucunditate oblectavit«)[8]; daran dachte er zurück, als er sich am erzbischöflichen Hofe zu Gran in ein rauheres geistiges Klima versetzt sah: »ein Esel unter Bienen«. Er traf dort immerhin den Mathematiker Johannes Nissenus, mit dem er täglich auf Vadian zu sprechen komme[9]. In Buda hatten Schule und Hof ihre Humanisten. Dort wurden 1513 Collimitius und Vadian von Hieronymus Balbus, Propst von Waitzen und Sekretär des Königs von Ungarn, freundlich, an erlesener Tafel und mit geistig anregendem Gespräch empfangen[10]. Im Frühling 1514 warb Ludwig

[1] Vadianische Briefsammlung III, Nachtr. Nr. 9. »... Maecenatem ..., non Etruscum, sed Quinqueecclesiensem ...«: Agricola wird damit Georg Szakmar, Bischof von Fünfkirchen, Förderer der Gelehrten (vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 39) meinen; Jakob Piso, später Propst in Fünfkirchen, Staatsmann, Gelehrter, Poeta laureatus (vgl. *Rupprich*, Celtis-Briefwechsel, S. 454 f, Anm. 1), an den man denken könnte, lebte, als dieser Brief geschrieben wurde, wohl kaum schon in Fünfkirchen.

[2] Vadianische Briefsammlung III, Nachtr. Nr. 11.

[3] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 25 (Stephanus de Eshazii an Vadian, Gran, 27. Sept. 1513).

[4] Vadianische Briefsammlung I, Anh. Nr. 9 und Pomponius Mela (1518), S. 45 v.

[5] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 34 und 43.

[6] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 83.

[7] Vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 341.

[8] Vadianische Briefsammlung I, Anh. Nr. 21.

[9] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 43; *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 336.

[10] Dedikationsepistel des Collimitius vom 23. Nov. 1513 zur Ausgabe des Liber de Natura locorum des Albertus Magnus (*Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 111).

H u e t e r, Notarius der königlichen Kanzlei zu Buda, um die Gunst Vadianischen Briefverkehrs[1]; 1518 schreibt B a r t h o l o m ä u s F o n t i u s, Lehrer in Buda, von offenbar bescheidener humanistischer Schulung, mehrmals an Vadian[2].

Stephanus Taurinus begegnet uns zuletzt, 1519, als Kanonikus zu Weissenburg in Siebenbürgen; Heimat blieb ihm aber das Land seiner jüngeren Jahre. Es ist charakteristisch, wie er die Fäden hält: Bischof Johannes Turzo veranstaltet eine Sammlung der Briefe des Augustinus Moravus, der so weithin in den östlichen Bezirken tätig und bekannt gewesen war; Vadian habe von ihm mehrere Briefe erhalten und möge Abschriften davon dem Bischof zur Verfügung stellen[3].

Den fernsten südöstlichen Vorposten gewann der Wiener Humanismus zu Weissenburg in Siebenbürgen. Leben und Wirksamkeit des Stephanus Taurinus und Adrian Wolfhards zeugen dafür. In Wien gebildet und mit dem Magistertitel ausgestattet, lebte der letztere seit 1513 in Weissenburg, zwar in seinem Vaterlande, aber der geistigen Heimat fern: »pertaesus tam longam in patria vitam«[4]. Kaum ein Tag vergeht, ohne dass Taurinus und er sich Vadians erinnern: »tecum loquimur, tecum potamus, tua carmina cantamus«.

Mit all diesen Einzelzügen persönlicher Bekanntschaften, menschlichen Treffens und Trennens, geistiger Kontakte und Fernleitungen lässt die Vadianische Briefsammlung deutlich sehen, wie im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts die humanistische Gelehrtenrepublik ihre östlichen Provinzen gewinnt. Pflanzplätze sind die Universitätsstädte Krakau und Wien, üppig blühend in den neuen Studien und reichlich Frucht bringend. Sie ziehen die Schüler an und lassen sie, nachdem sie sie geformt haben, wie Sendboten einer neuen Lehre wieder hinausgehen in die Lande. Die Expansion geschieht von ihnen aus, stärker doch von Wien; Krakau ist Grenzstadt des Geistes, Wien dagegen Mittelpunkt, nach allen Himmelsrichtungen verbunden und verbindend. Der Hof regt an, braucht humanistische Räte, Redner, Künstler; die Universität stellt sie, sieht sich

[1] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 32.
[2] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 118 und 125; III, Nachtr. Nr. 31.
[3] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 83.
[4] Vadianische Briefsammlung II, Nr. 132.

ihrerseits dadurch und durch sie gefördert; sie huldigt dem Landesherrn, der die Kaiserkrone trägt, seinen fürstlichen Gästen, und sie steht ihrerseits im Lichte des kaiserlichen Glanzes. Die Wiener Druckereien und Verlage nehmen humanistische Werke auf und geben ihnen die Publizität. In Persönlichkeiten stellt sich all dies dar; Vadian charakterisiert die Stufe dieses Jahrzehnts sehr deutlich: nicht den Anfang des Wiener Humanismus, sondern bereits seinen entwickelten Stand der Anziehung und Ausstrahlung zugleich. Er war Schüler der Humanisten und blieb dann in Wien, seinen Lehrern verbunden, von den Mitschülern und den Kollegen seiner jungen Generation umgeben und bald Lehrer der noch Jüngeren: Professor, Collegiatus, Laureatus, Redner, Forscher, Dichter, Herausgeber, Kommentator. Er steht im flutenden Leben der Universität durch eine lange Reihe von Jahren fest an seinem Ort. Er hat die Fähigkeit, Mentor und Freund zu sein, Gefährte der Studien und der Geselligkeit, Autorität und Kommilitone. Briefe gehen leicht und gern an ihn, und er hält gewonnene Beziehungen fest.

So war Vadian mit seinen nächsten Freunden Mittelpunkt eines Wiener Gelehrtenkreises, der viele aufnahm und anregte, wenige doch auf die Dauer hielt. Die meisten gingen hinaus, die Gelehrtenrepublik weitend durch zugewandte Orte, in denen dieselben Götter verehrt wurden. Sie fassten an den Höfen der Könige und namentlich der geistlichen Fürsten Wurzel; der östliche Humanismus des aufgehenden 16. Jahrhunderts hat ausgesprochen höfischen Charakter. Die Monarchie in Staat und Kirche bedurfte seiner zu Dienst und Zierde: der Bürger der Gelehrtenrepublik wird, häufig in geistlichem Gewande, Rat und Sekretär eines Fürsten, Mund und Feder seines Willens. Dass die Pflichten drückten und die Freiheit litt, bezeugt manche bewegliche Klage. Fürstendienst, Fürstengunst bildeten unter diesem Himmelsstrich doch die Voraussetzungen humanistischen Daseins. Maximilian I. forderte und gewährte sie in kaiserlichem Ausmass; seine alte Universität gab der freien Forschung Raum. 1515 empfingen ihre humanistischen Redner die in Wien versammelten Könige, Fürsten, Bischöfe Süddeutschlands und des Ostens; diese waren oder wurden Gönner der Humanisten. Wir treffen sie als solche in den Briefen an Vadian, in den von Wien ausgehenden Büchern, ihren Widmungen: König Sigismund von Polen, König Ladislaus von Böhmen und Ungarn, dessen Sohn Ludwig in Jacob Piso einen humanistischen Erzieher erhielt, Kardinal Matthäus Lang, Bischof von Gurk, Koadjutor

und Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe Johannes Turzo von Breslau und Stanislaus Turzo von Olmütz, Kardinal-Erzbischof Thomas Bakacs von Gran, Bischof Szakmar von Fünfkirchen, Bischof Franciscus de Warda von Weissenburg. Ihre Residenzen beherbergten in diesen Jahren dauernd eine Humanistenkolonie, — meist von wenigen Köpfen, dünn gesät und weit gestreut, immer etwas im Exil, nach Wien blickend oder nach Italien, diesem Emporium litterarum[1]. Die Distanzen sind gross; er verwünsche und verfluche die weite Entfernung von Vadian, schreibt Wolfhard aus Siebenbürgen[1]. Aber immerhin tragen Boten Briefe und Bücher, diesen unentbehrlichen humanistischen Lebensunterhalt, hin und her.

Darüber hinaus und dazwischen sind die Orte selten, von denen aus, vereinzelt und gelegentlich, eine Stimme sich an Vadian wendet. Aus Iglau in Mähren schreibt einmal, als guter Bekannter, Johannes Gastgeb ein Gelegenheitsbriefchen[2]; aus Graz erbittet sich Stephan Leobach eine Grabschrift für einen gemeinsamen Freund[3]. Gern fuhren humanistische Gelehrte und Verleger einmal nach dem ländlichen Pfarrhof zu Ernstbrunn hinaus; schon mit den Humanistennamen kam zwar der Pfarrherr schlecht zuwege; aber er freute sich, wenn ihm Collimitius, Vadian, Vietor und ihre Genossen ins Haus fielen, und forderte sie auf, ihn heimzusuchen: »Auff, auff, auff mit ross unnd wagen, dieweyl sollicher gueter lufft ist zue Ernnsbrun«[4]. Mit umso feierlicheren Worten an »Tua Excellentia« quittiert Franciscus Rupilius zu Bruck an der Mur die ausserordentliche Ehre eines Vadianischen Briefes: er hat ihn in einen Schrein gelegt, in dem er seine Kostbarkeiten verwahrt, nimmt ihn dann und wann wieder heraus, liest ihn, verehrt ihn wie ein Heiligtum[5]. Aus dem Benediktinerkloster Ossiach in Kärnten nimmt Abt Wolfgang Rat und Vermittlung Seiner Magnifizenz bei einer Sammlung von Heiligenlegenden für den gottesdienstlichen Gebrauch in An-

---

[1] Adrian Wolfhard an Vadian, Weissenburg in Siebenbürgen, 8. Okt. 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 103).

[2] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 28.

[3] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 48.

[4] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 49 und 53.

[5] »Superiori anno literas ex tua Praestantia concinnas, amicas et eruditas accepi, quas in scrinium persicum, ubi rerum mearum dulcem supellectilem condo, deposui, quod quoties aperio, tuas educo atque has pro meo amore, quo et tuam Excellentiam et tua omnia prosequor, lego, exosculor ac colo« (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 35).

spruch[1]. Innsbruck, Hall, Trient sahen immer wieder Wiener Bekannte als Reisende und Aufenthalter, und der Austausch mit Italien, nach Mailand, Pavia, Ferrara, Bologna, Rom brach nie ab: Schüler reisten, Politik und Kirchendienst lenkten manchen über die Alpen, dann und wann trafen von dort wiederum Briefe und persönliche Kunde in Wien ein.

Nach Westen hin, nach Deutschland hinein, wird der Vadianische Kreis durch drei örtliche Punkte abgesteckt: Leipzig, Erfurt, Ingolstadt. Die drei Universitäten in sächsisch-thüringischen und bayrischen Landen haben ihre selbständige Bedeutung. Sie gravitieren nicht einseitig nach Osten; sie gehören aber auch nicht der rheinischen Landschaft, dem mächtigen Kulturstrom rheinabwärts-rheinaufwärts an. Wir belegen und verfolgen nur die Dauerbeziehungen zu Vadian hin und von Vadian aus; sie sind, von Fall zu Fall, persönlich bedingt, und in ihnen erweisen und erschöpfen sich sicherlich keineswegs alle möglichen und wirklichen Kulturzusammenhänge. Aber sie mögen doch im wesentlichen das natürliche Kulturgefälle anzeigen, — eben weil Vadian nicht eine persönlich überstarke, eigenwillig durchbrechende Kraft, sondern ein seinen Umkreis sammelnder und erleuchtender Geist war.

Ein einziges Mal sehen wir nach Leipzig hinaus. Von dort schrieb, zu Anfang 1514, Heinrich Cobaltinus aus Ulm, der in seinen jungen Jahren Studiengefährte Vadians in Wien gewesen war und sich nun der Medizin widmete[2]. Er stellt die Verbindung mit Eobanus Hessus her. Eoban hatte »bei den sarmatischen Preussen«[3] gelebt und ist nun, heimkehrend, begierig, wirklich deutsche Männer im eigentlichen Deutschland kennen zu lernen. So wendet er sich aus Leipzig, das ihm für einige Monate Übergangsstation wurde, an Vadian, dessen steigenden Ruhm ihm die Publikationen und die Worte des Freundes Cobaltin künden[4]. »Bei unserm gemeinsamen christlichen oder, wenn Du lieber willst, germanischen Apoll beschwöre ich Dich«, zu antworten, den Briefverkehr aufzunehmen. Dem Anruf an den christlich-deutsch gewordenen Griechengott entsprechend charakterisiert sich der Schreiber selbst: ein

[1] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 87.

[2] Vadianische Briefsammlung III, Nachtr. Nr. 10; als Ort ist Leipzig, als Zeit das Frühjahr 1514 anzunehmen.

[3] »Apud Borussas Sarmatas«, d. h. am Hofe Hiobs von Dobeneck, 1501—1521 Bischof von Pomesanien, zu Riesenburg, resp. an der Universität Frankfurt a. d. O.

[4] Leipzig, 20. März 1514 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 31).

Dichter, der die Musen nicht in gemeinem Venusdienst erniedrige, sondern in hohem Sinne pflege, wie es seine Heroides Christianae beweisen. Vadian, der Freund Eberbachs und Huttens, möge seine Neigung auch ihm zuwenden; Cobaltinus werde ihm zwei seiner Gedichte, eins über Preussen, eins über die Liebe zusenden; Verse Eobans an Vadian beschliessen die huldigende Epistel: aus dem Stegreif geschrieben, wie der ganze Brief, den er, so erwähnt eine Nachschrift halb entschuldigend, halb selbstgefällig, seinem Amanuensis diktiert habe, während der Bote bereits wartete. In dem Kapitel von De Poetica, das vom Extemporieren handelt, bestätigt Vadian, dass diese Fähigkeit dem Eobanus Hessus eigen gewesen sei[1].

Eobanus Hessus siedelte im Sommer 1514 nach Erfurt über und wurde dort, aufs neue und für lange Dauer, heimisch. Sein Ruf an Vadian aber verklang ohne Echo, obwohl gerade im Erfurter Humanistenkreis Vadians Name wohlbekannt war. Peter Eberbach hatte die in Wien 1510 gewonnene, 1511 erneuerte Freundschaft in Erfurt weiter gepflegt und seinen dortigen Genossen Mutian, Spalatin, Crotus Rubeanus mitgeteilt. Um Mutians Freundschaft hatte sich 1511 Vadian beworben, und jener hatte in gewählten und gehobenen Worten, als Liebhaber der schönen Künste und als Eberbachs Freund, freudig zugesagt[2]. Aber es blieb bei diesem einmaligen Hin und Her, und auch Eberbach verstummte bald: Eoban fand ihn 1514 nicht mehr in Erfurt. So stellten sich keine sachlichen Beziehungen von Vadian zum thüringischen Humanistenzentrum her; sie blieben persönlich, flüchtig.

Näher lag Ingolstadt. Hier war Johannes Eck der Geist, der Funken sprühte. Seine Wiener Disputation im Sommer 1516 liess ein rasches Freundschaftsfeuer auflodern: Vadian und Eck begegneten einander in lebhaft empfundener humanistischer Gesinnung, die Eck kämpferisch demonstrierte, Vadian in ruhiger Tätigkeit leuchten liess. Einige sprudelnde Briefe Ecks — 1516, 1517 — begleiten Publikationen, künden Pläne, fordern Mitarbeit, versenden Pfeile nach links und rechts und setzen für all dies des neuen Freundes Verständnis und Einverständnis voraus. Vadians Person und Familie interessieren Eck; der Wiener Rektor soll — womit die Universitätspolitik hineinzuspielen scheint — den Ingol-

[1] De Poetica, Tit. XIII.
[2] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 7.

städtern eine authentische Kopie der Privilegien seiner Universität zur Verfügung stellen[1]. Lange vor Vadians Abgang von Wien klingen aber diese lauten Töne ab.

Ein schöner, warmer Brief folgt aus Ingolstadt nach, aus Ecks Umgebung, aber von einem Landsmann Vadians aus der Bodenseeheimat: Urbanus Regius[2]. »... Urban Rieger, den man nant Regius«[3], stammte aus Langenargen bei Lindau und war als Schüler Ecks mit dem Meister von Freiburg nach Ingolstadt gezogen. Im Jahre 1514, daran erinnert sein Brief, habe er an Vadian geschrieben, seither nicht mehr, »ob ingentem fortunę mutationem«, weil Vadian unterdessen so hoch gestiegen sei: Poeta Laureatus, »ordinarię poeticę lectioni praefectus« (Professor), schliesslich Rektor (»accesserat postremo summus ille literatorii gymnasii magistratus«). Nun aber habe ihn Vadian in einem Brief an Eck so freundlich gegrüsst, dass er Mut fasse; er sehe, wie fern von Überheblichkeit Vadian sei. Sein Brief wolle nur seine ergebenen und freundschaftlichen Gefühle ausdrücken; er tut dies doch in einer Weise, dass durch die humanistischen Ruhmeserhebungen hindurch wirklich charakterisierende, das Vadianbild formende Züge erkennbar werden. Er könne nicht sagen, schreibt Urbanus, wie sehr er sich freue zu hören, dass Vadian in dichtbesetztem Auditorium (»in frequentissimo auditorio«) lese, mit solchem Erfolg, dass man sage, in ihm sei Konrad Celtis, der erste deutsche Dichter, auferstanden, und, was wunderselten sei (»quod phoenice rarius est«), dass er allen seinen Hörern gefalle. In ihm verbinden sich Geist (ingenium), Gelehrsamkeit (eruditio) und Redekunst (eloquentia): diejenigen, die vom Glanz seines Vortrages (»linguę nitore«) hingerissen werden, haben schon genug Genuss; die, denen der Inhalt gefällt, schöpfen aus Vadian Weisheit wie aus einer Schatzkammer (»ut ... quibus doctrina placet, sapientiam ex te ceu promptuario hauriant in omni scibilium genere«). Durch dieselben Vorzüge zeichne sich Vadian im Gallus pugnans aus: geistreich, elegant, gelehrt. Sein Urteil, versichert der Verehrer, sei nicht aus seiner Liebe, sondern seine Liebe aus seinem Urteil abgeleitet. Ich beglückwünsche unser Vaterland zu einem solchen Manne, beglückwünsche Wien, das unter seiner Führung zum lieblichsten Musensitz werde. »Tu doctorum decus unicum vale« ...

---

[1] Eck an Vadian, 3. April 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 92).
[2] Dat. 16. Mai 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 97).
[3] Vadian, Deutsche Historische Schriften III, S. 215, Epitome 480.

Noch einmal schreibt, den verbindenden Reichtum von Vadians Natur hervorhebend, Urbanus Regius, zu Ende des Jahres, dem bewunderten Freund[1]: »philosopho, medico, poetę et oratori laureato«. Ihm hatte Vadian damals Tranquillus Parthenius, aus Ragusa gebürtig, aber an italienischen Hochschulen gebildet, empfohlen; Vadian scheint ihn als Hilfsbedürftigen nach Ingolstadt gelenkt und dort bei Magister Johannes Kilmair untergebracht zu haben. Tranquillus hielt sich einige Zeit in Ingolstadt auf, wenig behaglich und befriedigt, dem Gönner Vadian doch zu Dank verpflichtet und weiter auf ihn hoffend. 1518 gab er Vadians Pomponius Mela ein Lobgedicht bei.

Wenn wir, den Kreis schliessend, nach Wien zurücklenken, begegnen wir einigen Humanisten wienerischer Herkunft gewissermassen unterwegs; sie folgen, ohne festen Standort, dem kaiserlichen Hof oder dem Dienst des vornehmsten Sachwalters der kaiserlichen Politik, des Kardinals Matthäus Lang, Bischof von Gurk und Koadjutor des Erzstiftes Salzburg.

Geistiger Mittelpunkt war ihnen das humanistische Wien und in Wien Collimitius und Vadian. In den besonders bewegten, gestaltenreichen Jahren 1514 und 1515 hatten sie sich dort getroffen: Jakob Spiegel aus Schlettstadt, Caspar Ursinus aus Schweidnitz, Richard Bartholinus aus Perugia. Nicht die Universität nahm sie dauernd auf, sondern die Diplomatie, die Kanzlei. Spiegel ist kaiserlicher Beamter, Ursinus wird Sekretär, Bartholinus Hofkapellan des Kardinals Lang. Diese Ämter führten sie hinaus; 1516/17 finden wir sie im Aussendienst, unter sich und mit Wien aber noch immer humanistisch verbunden.

Noch 1550 erinnerte sich Vadian, dass er vor 35 Jahren mit Jakob Spiegel zu Wien in täglichem persönlich-gelehrtem Verkehr gestanden habe[2]. Spiegel war gleich alt wie Vadian; beide waren Schüler des Celtis; so werden sie sich in jungen Jahren kennen gelernt haben. Spiegel wurde Jurist, Sekretär des Kaisers: humanistischer, rechtsgelehrter Beamter. Ihn macht Vadian für die Publikation zweier, dem Kaiser huldigender Schriften verantwortlich: des grossen Gedichtes auf die Kaiser Friedrich III. und Maximilian I. anlässlich der Überführung des Sarges Kaiser Friedrichs

[1] Ingolstadt, 8. Nov. 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 107).

[2] Vadian an Josua Kessler, St.Gallen, 8. Nov. 1550 (Vadianische Briefsammlung VI, Nr. 1716).

nach Wien im Jahre 1513[1] und der — nicht gehaltenen — Rede Vadians an Kaiser Maximilian, verfasst zum Fürstenkongress von 1515[2]. Das hexametrische Gedicht auf die beiden Kaiser herauszugeben, — dazu habe ihn Jakob Spiegel aufgefordert, ja geradezu genötigt, erklärt Vadian in der Dedikationsepistel und spendet dem Freund mit dieser halben Anklage ganzes, volles Lob[3]. Und auch den Druck der Rede setzte Spiegel durch, »vir cum ob singularem doctrinam, tum summam humanitatem mihi coniunctissimus. Cuius quasi minis factum est, ut, quod ipse animo diffidens ultro nolebam, coactus peregerim«[4].

Dem Jakob Spiegel war, in geistigen Interessen, Richard Bartholinus aus Perugia besonders eng verbunden. Beide hatten, um 1515, zum intimsten Freundeskreis des Collimitius und Vadian gehört; in ihnen trafen sie sich aus der Ferne wieder. Vadian hatte insbesondere Geschäftliches, Druck und Verlag von Schriften, zu vermitteln. Bartholinus schrieb 1516 erst aus Innsbruck, hielt sich dann 1516/17 — eine Zeitlang gemeinsam mit Caspar Ursinus — zu Mühldorf am Inn auf. Der Fürstendienst hatte beide in die kleine Stadt geführt, die als westlich vorgeschobene salzburgische Exklave vielleicht dem Kardinal zeitweilig als Standquartier diente. Die Fürstenzusammenkunft von 1515 in Wien sah Bartholinus eng an den Kardinal attachiert; sein Odeporicon id est Itinerarium des Kardinalbischofs schildert dieses die Geister immer wieder bewegende Ereignis; die Schrift erschien noch 1515 in Wien, und Vadian gab ihr, mit Ursinus und Agricola, lobende Verse bei[5]. Anderes beschäftigte Bartholinus gleichzeitig, Historisches, Astronomi-

---

[1] »Ioachimi Vadiani Helvetii carmen maximorum caesarum Friderici tertii patris et Maximiliani filii laudes continens. Anno M.D.XIII in secundaria Friderici sepultura et parentatione emissum, ad Maximil. Caes. Aug.«. Erschienen in der Sammelpublikation, an der auch Spiegel beteiligt war, In hoc libello ... continentur, Wien 1514 (*Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 118; *G. W. Panzer*, Annales Typographici, Bd. 9, Nürnberg 1801, Viennae Nr. 109; Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

[2] »Divo Maximiliano Ces. Augusto« ... (vgl. oben S. 145, Anm. 2; *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 147).

[3] Dedikationsepistel Vadians an Bischof Georg von Wien (»... Do. Gaeorgio, episcopo Viennensi et Labacensi praeposito, supremo musicorum Caesareae Maiestatis collegii magistro et gubernatori ...«), Wien, 2. Jan. 1514 (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

[4] Dedikationsepistel Vadians, wiederum an Bischof Georg von Wien, Wien, 1. Aug. 1515 (Vadianische Briefsammlung I, Anh. Nr. 10).

[5] Vgl. *Denis*, Merkwürdigkeiten, Nr. 144. Die Applause in Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen.

sches, ein Büchlein in deutscher Schrift (»scriptus literis fere Gothicis«), enthaltend Gesetze Kaiser Lothars II. (»leges antiquissimas Lotharii secundi imperatoris«), das er beim Besuch eines alten Klosters mit seinem Fürsten, dem Kardinal, in der Klosterbibliothek gefunden habe und nun zum Druck geben, aber doch auch finanziell verwerten möchte. Vadian möge mit den Brüdern Alantsee verhandeln[1]. Dafür liefert Bartholinus dem Freunde politische Nachrichten, besonders über die Schweizer, »Helvetii tui«: im kaiserlichen Heer vor Mailand, so meldet er unter dem 31. März 1516, brennen sie darauf, ihre Niederlage (Marignano) zu rächen[2]; einige Wochen später weiss er jedoch zu berichten, sie seien nach Empfang des Soldes zu den Melkeimern ihrer Kühe heimgekehrt[3]; schon aber höre man, sie wollten dem Kaiser neuerdings zuziehen.

Die letzte Nachricht, die Vadian über Bartholinus erhielt, übermittelte — soweit die Vadianische Briefsammlung Belege an die Hand gibt — am 7. November 1519 Caspar Ursinus[4]: Bartholinus sei vor kurzem nach Italien zurückgekehrt, um in Perugia wieder eine Schule zu eröffnen (»Perusii ludum iterum aperturus«).

Wenn ein junger Gelehrter, der seine akademische Ausbildung zu Ingolstadt begonnen und dann ein paar Jahre lang die Wiener Luft geatmet hatte, sich zu Passau, in seiner Heimat, unter die Barbaren versetzt fühlte, so sehen wir in solcher Klage wohl eine der Übertreibungen damaliger Empfindung und damaliger Ausdrucksweise. Aber es zeigt sich immerhin, in welchem Masse die Humanisten, deren Studien sich lange fortsetzten, so zeitig auch ihre Dozententätigkeit begann, geistig der Universität bedurften, und wie sehr ihre Publikationsarbeit von den Stätten der Druckereien und Verlage abhängig war. Philipp Gundel, 1493 geboren, stammte aus Passau[5]. In Ingolstadt vorgebildet, wohl bis zum

---

[1] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 67.

[2] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 62.

[3] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 67 (22. Mai 1516): »... accepto stipendio relicto Cęsare domum ad multras vaccarum redierunt«. »Postquam hęc scripseram, audivi Helvetios iterum ad Cęsarem venturos«.

[4] Vadianische Briefsammlung II, Nr. 173.

[5] Gundel nennt sich in Publikationen »Pataviensis« (z. B. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 193, 195). Da er einmal andeutet, dass seine Geburt ihn dem Herzog von Bayern unterstellt habe (vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 218), könnte sein Geburtsort auch in der nahen herzoglich-bayrischen Umgebung des bischöflichen Passau gesucht werden.

Baccalariat, kam er 1510 als Siebzehnjähriger nach Wien und führte hier seine artistischen Studien bis zum Magisterexamen. Er verbindet die Generationen und repräsentiert ein Stück Wiener Tradition. Celtis, Cuspinian, Camers, Cospus waren seine, wie Vadians, Lehrer, Vorbilder, Vorgänger; aber Gundel wird auch Schüler des neun Jahre älteren Vadian und 1518 sein Nachfolger in der Wiener Professur.

Einer ersten Publikation — vom Frühling 1513 —, an der Gundel beteiligt war, gab Vadian eine poetische Empfehlung bei[1]. Zu fortgesetzter und wesentlicher wissenschaftlicher Zusammenarbeit zwischen Vadian und Gundel kam es jedoch nicht; Gundel war, dichterisch begabt und wissenschaftlich eifrig tätig, in seinen früheren Unternehmungen Cuspinian nahe verbunden; seine späteren Editionen dagegen erfolgten nach Vadians Abgang von Wien. Die Zwischenzeit von 1513 bis 1516/17 verbrachte Gundel in Passau, — Jahre neuer Studien, aber geringer Publikationstätigkeit; sie sind uns biographisch — für Vadian, wie für Gundel — aufschlussreich durch die Reihe von Briefen, die wir leider nur einseitig, die in Passau geschriebenen, in Wien empfangenen, besitzen.

Im Sommer 1513 reiste Gundel von Wien nach Passau, in der Absicht, wie es scheint, bald zurückzukehren. Was ihn dann jahrelang dort hielt, ist nicht klar zu sehen; vielleicht, dass er sich aus allzu naher Verpflichtung gegen Cuspinian zu lösen strebte und eine Verbindung mit dem Bischof Wigileus von Passau suchte und gewann. Alle Gedanken an Freundschaft und Wissenschaft liessen ihn doch nach Wien blicken; er fühlt sich verbannt, »ein Schwan unter Raben«, und kein Prophet gilt in seinem Vaterlande[2]. Er nimmt an den Ereignissen des Wiener Humanistenlebens teil; dem Gallus pugnans gab er einen Phalaecius bei[3]; die Nachricht von Vadians Dichterkrönung begeisterte ihn, denn die Auszeichnung ehrt und fördert auch ihn, den Freund des Gekrönten, und die ganze Gelehrtenrepublik. Der Lehrer Vadian — »suavissimus praeceptor«[4] — ist ihm noch jetzt wegweisend: der junge Magister artium denkt an seine Weiterbildung. Die Absicht, Jurisprudenz zu studieren, habe er aufgegeben; das unermessliche, wortreiche Meer der Rechtswissenschaft

[1] Vgl. *Denis,* Buchdruckergeschicht, Nr. 94; *Ankwicz von Kleehoven,* Cuspinians Briefwechsel Nr. 60; Vadians Disticha vgl. Photokopien Stadtbibliothek St.Gallen.

[2] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 38.

[3] *Denis,* Merkwürdigkeiten, Nr. 141.

[4] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 23 (Adresse).

schrecke ihn ab. Er wende sich der Medizin zu und werde in diesem Entschluss dadurch bestärkt, dass auch Vadian dieses Studium ergriffen habe. Er möge ihn mit seinem Rat lenken; er verdanke ihm seine erste Ausbildung; nun möge er auch in seinem zweiten Studium Führer und Lehrer sein[1]. Wenige Wochen später bestätigt Gundel, dass er sich der Medizin widme, »quantum quidem per mutos praeceptores possum«, so gut er es durch Bücher zu tun vermöge; er wiederholt seine Bitte um Vadians Unterstützung[2]. Aber anderthalb Jahre nachher hat er sich doch anders entschlossen: der Verseschmied Gundel ist Advokat geworden![3] Alles habe dahin gewirkt, Zeit, Ort, Menschen, denen man Rechnung tragen müsse. Schliesslich habe die Lockung des etwas fetteren Profitchens ihn herumgebracht.

Aber die Juristerei führte Gundel nicht auf die Dauer von den humanistischen Studien, noch von den humanistischen Freunden weg, und Wien bleibt ihm im Blick. Er trifft die hohen Töne zum Preise des berühmten Freundes mit Virtuosität. Vadian ist zum Rektor der Universität Wien gewählt worden: Wer aus der Gelehrtenrepublik wollte nicht gratulieren, wenn er hört, dass der Gelehrteste der Gelehrten, der Beste der Guten, unter vielen Du, der Eine, Vorzüglichste, die Leitung der Gelehrsamkeit übernommen habe, durch die Wahl derer, deren Urteil immer weise sein muss, diesmal aber besonders gut und heilsam gewesen ist? Es möge Vadian nicht nur seinetwegen, sondern um der Öffentlichkeit (rei publicae) und der Freunde willen gut gehen. Auch Gundels eigenes Schaffen lenkte bald zu dichterischen und literarischen Arbeiten zurück. In drei Wiener Publikationen des Jahres 1517 finden sich Beigaben seiner Muse[4]. Auf Ende 1518 gab er gesondert zwei Eklogen im Stile Vergils heraus und bezeichnete sich selbst als »Philosophus et iurisprudentiae candidatus«[5]; er widmete sie dem Sohne Cuspinians, dem vierzehnjährigen Sebastian Felix, bemerkend, er werde sich nach Abschluss des dreijäh-

[1] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 41.

[2] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 17. Der Brief ist auf den 18. Oktober 1514 (nicht 1512) zu datieren.

[3] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 72, 12. Juli 1516. »Gundelius ille ... poetaster factus est causidicus«.

[4] *Denis,* Buchdruckergeschicht, Nr. 172, 173, 187.

[5] »Philippi Gundelii Pataviensis, philosophi et iurisprudentiae candidati, aeglogae duae, quarum quae prior Apollonodia, altera Callianera inscribitur« (*Denis,* Buchdrukkergeschicht, Nr. 193; vgl. *Ankwicz von Kleehoven,* Cuspinians Briefwechsel, Nr. 62).

rigen Rechtsstudiums den literarischen Arbeiten wieder stärker widmen können. Er stand seit dem Sommer 1518 bereits wieder in solcher Tätigkeit, nicht mehr in Passau, sondern in Wien, Vertreter Vadians, dessen Lehrstuhl verwaist war. Mit voller Deutlichkeit zeigt uns Gundel selbst die Lage, die nach Vadians Abgang im Frühsommer 1518 entstanden war: Unter dem 14. September 1518 gab er eine Schrift des Dichters Claudius Claudianus heraus[1] und motiviert die Publikation in einer Zuschrift an die Studenten[2]. Er versehe die Professur für den abwesenden Vadian; da man dessen Rückkehr in Kürze erhoffe, und da ausserdem die Weinleseferien bevorstehen, habe er ein kurzes Werk zur Interpretation wählen wollen und gebe den Text heraus, damit die Studenten nicht die Gesamtausgabe des Claudius, die Camers besorgte, anschaffen müssten und ihren Geldbeutel schonen könnten.

Vadian hat seine Wiener Lehrtätigkeit nicht wieder aufgenommen; Philipp Gundel wurde sein Nachfolger. Ende 1518 war dies entschieden; er habe, so schrieb Gundel in einer Epistel, die auf den Dezember dieses Jahres zu setzen sein wird, durch Cuspinians Gunst die öffentliche Professur für Poesie und Eloquenz erhalten, die vor ihm Konrad Celtis, Cuspinian, Angelus Cospus und Joachim Vadian innegehabt hatten[3].

Bald nachher klingen Vadians Beziehungen zu Gundel aus. Mit einem einzigen Brief Gundels an den Freund der Wiener Zeit (aus dem Jahre 1520) und wenigen Erwähnungen Anderer brechen, in unserer Überlieferung, die Zeugnisse ihrer gegenseitigen Anteilnahme ab.

---

[1] Claudii Claudiani Poetae candidissimi in Ruffinum Libri duo (*Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 194).

[2] Philippus Gundelius Studiosis, Wortlaut siehe *W. Näf*, Philipp Gundel, Vertreter und Nachfolger Vadians in der Wiener Professur (1518) (Vadian-Studien, Heft 1, St.Gallen 1945).

[3] »Illius [Cuspiniani] beneficio nuper in nostro illo gymnasio Viennensi poetices et eloquentiae publica professio cum decentissimo quidem honorario, post Conradum Celten, ipsum Cuspinianum, Angelum Cospum Bononiensem et Ioachimum Vadianum, tantos viros quinto demum loco delata est« (vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 195).

Schüler

Der Gelehrtenrepublik gehörten schliesslich auch die Jungbürger im Reiche der Wissenschaften, die Schüler, an, und da der deutsche Humanismus in hohem Masse eine akademische Bewegung war, eine Kraft wurde, die sich an Universitäten sammelte, um von ihnen auszustrahlen, spielten sie eine beträchtliche Rolle. Die humanistischen Reformen im Universitätsleben bestanden wesentlich darin, dass neuen Lehrgegenständen Raum gewonnen, neuen wissenschaftlichen Methoden Eingang verschafft und den Studenten die entsprechenden Lehrmittel zugänglich gemacht wurden.

Lehrer und Schüler wohnten nahe beisammen. Die Universität bildete ein Internat. Der Lehrer war nicht nur Dozent, sondern Erzieher und Mentor, geistiger Vater. Der Sprachgebrauch tönt es etwa an: so empfiehlt Philipp Gundel einmal vier Jünglinge, die er zwei Jahre lang unterrichtet hatte, nach Wien und bittet, dass Vadian sich dieser seiner Nachkommenschaft (»proles tua«) annehme; sie waren Gundels Schüler und als solche Vadians Enkel; sie werden ihres berühmten Grossvaters würdig sein (»digni certe olim tanto avo nepotes«)[1]. Vadian war 33 Jahre alt, Gundel 24, die Jünglinge vielleicht 18: dieser geistige Stammbaum lässt die Generationen rasch aufeinander folgen! So war es häufig; Vadian nennt Collimitius Lehrer, den Gundel Schüler; er wird Freund und Kollege beider. Der Aufbau des Studiums, die Aufeinanderfolge verschiedener Studien, die Hierarchie der Fakultäten gliederten Lern- und Lehrtätigkeit nicht nach Lebensaltern. Die Universität sah viele an Rang und Jahren würdige Studenten und viele ganz junge Dozenten: als Magnifizenz war Vadian Kandidat der Medizin, der vor seinem Examen stand; als siebenundzwanzigjähriger Professor starb Arbogast Strub.

Gegen Ende seiner Wiener Zeit stand Vadian noch immer in jugendlichem Alter; aber der geistige Abstand von den unablässig nachrückenden Studenten seiner Artistenfakultät war doch unzweifelhaft gross geworden.

---

[1] Vadianische Briefsammlung III, Nachtr. Nr. 28. Es ist keineswegs an »Neffen Vadians« zu denken, wie es die Vorbemerkung des Herausgebers tut, sondern an geistige Nachkommen.

Seine erzieherischen Absichten und Neigungen sprachen sich nur immer entschiedener aus. Eine seiner ersten Publikationen, die Ursularede von 1510, widmete er seinem Schüler Servatius Scheb; er habe sich entschlossen, die Rede in Druck zu geben, obwohl sie dazu nicht reif sei, weil Scheb und andere Studenten sie zu haben wünschten; lieber wolle er ihnen mit einer unvollkommenen Leistung willfahren als den Vorwurf der Undankbarkeit und Ungefälligkeit auf sich nehmen[1]. Genau gleich, mit noch nachdrücklicheren Worten, motiviert er die Veröffentlichung seines letzten Wiener Werkes, der Poetik (1518), die er gleichfalls einem Schüler, dem Johannes Hinwiler, dedizierte: Die Studenten drängten ihn, »dass ich die in eiliger Arbeit geschriebenen Kapitel publiziere«. Er habe nach ihrem Willen gehandelt, immerhin die seinerzeit gehaltene Vorlesung für den Druck durchgesehen und in etwas bessere Form gebracht. Er habe bisher vieles publiziert, was, mehr ausgefeilt und länger zurückgehalten, noch besser hätte gemacht werden können; »aber die Liebe hat überwogen, das Bedürfnis hat hingerissen, das Amt hat es erfordert«[2].

Was Vadian hier formulierte, entsprach dem nachdrücklichen Ernst seiner Lehrtätigkeit vom Katheder aus. Das Buch De Poetica ist aus einer Vorlesung entstanden; seinen Bruder Melchior redet er darin unmittelbar an; an ihn und seine Mitschüler denkt er unablässig. Für Melchior und andere junge Studenten gab er 1513 die Argumenta des Donatus heraus[3]; die Schriften des Laurentius Valla, die für die Studenten manches Schätzbare enthalten, publizierte er 1516[4]. Die Schüler wünschten Vadians Erklärung des Pomponius Mela gedruckt zu sehen, damit das viele Dunkle in diesem berühmten Schriftsteller dem jugendlichen Geiste fassbarer werde[5]; poetisch drückt dies Philipp Gundel so aus: Da es der Jugend schwer falle, Pomponius Mela zu verstehen und sie Apolls als des Erklärers bedürfe, sei ihr Vadian zu Hilfe gekommen[6]. Dem akademischen Unterricht, dem Gebrauch der Studenten, dienten die Schriftsteller-Ausgaben: Sallusts De Coniuratione Catilinae et bello Jugurthino, die Vadian 1511 seinem Schüler Christophorus Crassus widmete, des älteren

[1] Vadianische Briefsammlung I, Anh. Nr. 5.

[2] Vadian an Johannes von Hinwil, Wien, 5. Juni 1518, der Ausgabe der Poetik vorangestellt, abgedruckt Vadianische Briefsammlung I, Anh. Nr. 20.

[3] Vadianische Briefsammlung I, Anh. Nr. 8.

[4] Vadianische Briefsammlung I, Anh. Nr. 11.

[5] Vadianische Briefsammlung I, Anh. Nr. 18.

[6] »Philippus Gundelius Lectori« in Pomponius Mela (1518).

Plinius Praefatio in historiam mundi, die er 1513 behandelte, das 7. Buch seiner Naturalis historia (1515), den Wiener Sängerknaben zugeeignet, Ciceros drei Bücher De Officiis, die Vadian zweimal, 1512 und 1518, edierte, des Pontanus Liber meteororum, von Vadian 1517 publiziert, von einer bedeutsamen Abhandlung über die Rolle von Wortgewandtheit und Sachkenntnis, die Bedeutung der Naturwissenschaften begleitet, die der Herausgeber in Form einer Epistel an den jungen Konrad Grebel richtete. Dass die Studenten im richtigen Sinne lernten, in wahrer Erkenntnis Fortschritte machten, war Vadians ständiges Anliegen. Er widmete sich dieser Aufgabe: Er könne sich ja vorstellen, schreibt er einmal an Huldrych Zwingli [1], wie wenig freie Zeit denjenigen bleibe, die all ihre Kraft und Hilfsbereitschaft für ihre Schüler einsetzen. So war es keine Phrase, wenn er in seiner Rede an Kaiser Maximilian selbst (1515) in gehobenem Tone von seinem und seiner Kollegen Lehramt sprach: »Quorum in numero nos sumus, qui diu noctuque id agimus, ut diligentia nostra eruditiores evadant quicumque se litterarum artiumque capescendarum gratia huc conferunt, — Wir gehören zu denen, die Tag und Nacht daran arbeiten, dass durch unsere sorgfältige Erziehung alle die Schüler, die zum Studium hieher kommen, gebildeter von uns scheiden.« Zeugnisse der Schüler bestätigen, dass Vadian in dieser hohen Pflichtauffassung wirkte: »Benefecisti incessanter, instruxisti iucunde, docuisti mores non penitendos« [2].

Wir kennen mit Namen eine Reihe von Schülern Vadians, sicherlich nur einige von vielen und unter ihnen wenige, an die sich Vadian persönlich wendet, um ihnen Ziele und Wege ihrer Erziehung zu weisen, um ausdrücklich zu sagen, was er unter der wahren Bildung eines jungen Mannes verstehe, in welchem Sinne er seinen Beruf als Lehrer auszuüben trachte.

Die Universität war nicht nur wissenschaftliche Ausbildungsstätte. Sie war Lebensgemeinschaft: Universitas magistrorum et studentium. Ihre Organisation verlangte und erlaubte überall und hundertfach, in allen möglichen Abwandlungen, das Zusammengehen von Mensch und Mensch: Führung und Nachfolge und Kollegialität. Darum wird der Schüler so

---

[1] Vadian an Zwingli, Wien, 7. Mai 1513 (Vadianische Briefsammlung VII, Nachtr. Nr. 1).

[2] Johannes Hinwiler an Vadian, Basel, 6. Jan. 1515 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 47).

oft dem Meister persönlich zugeleitet. Dass dieser den Studenten in die Wissenschaften einführe, war Pflicht seines Amtes; er soll ihn darüber hinaus aber auch materiell versorgen und auf sein Tun und Lassen, auf den ganzen jungen, in Bildung begriffenen Menschen achten. Bischof Johannes Turzo weiss seinen Schützling Georg von Logau bei Vadian gut aufgehoben, dem durch seine Gelehrsamkeit wie durch seine Lebensführung ausgezeichneten Manne; er setzt gleichzeitig das nötige Geld für seinen Lebensunterhalt aus und lässt es Vadian überweisen, damit dem Jüngling nicht die ganze Summe auf einmal ausgehändigt, sondern nach Vadians Gutfinden bemessen und zu richtigem Gebrauch zugeteilt werde[1]. Ähnlich schreibt Huldrych Zwingli aus Glarus, als er 1512 seinen zweitjüngsten Bruder Jakob, Profess des Klosters St. Johann im Toggenburg, nach Wien ziehen liess und ihm einen Empfehlungsbrief an Vadian mitgab[2]: Als er sich entschloss, den Bruder an die Universität zu schicken, damit er in die heiligen Bezirke der Philosophie eingeführt werde, sei ihm stets Vadian in den Sinn gekommen. Er möge Jakob mit Hobel, Axt und Scharreisen polieren, zurechthauen und glätten. Dieser werde gefügig sein; sonst möge Vadian seinen Widerstand brechen. Er habe für zwei Jahre (wohl bis zum Baccalariat) fünfzig Goldstücke zu verbrauchen, müsse also sparsam sein. Mit Jakob Zwingli kam, als noch unerwachsener Knabe (»puer impubes«) Valentin Tschudi von Glarus, dessen Mutter, Margareta Zili, St. Gallerin war, und etwas später wurde Ludwig Rösch, aus Wil, in Wien immatrikuliert und von Zwingli gleichfalls an Vadian empfohlen[3].

Die Absicht dieser jungen Verwandten und Bekannten, in Wien zu studieren, gab Zwingli die Gelegenheit, überhaupt wieder etwas von sich hören zu lassen. Vadian hatte im Frühling 1511 die Erinnerungsschrift für Arbogast Strub, den Glarner, der, seit Wintersemester 1500 auf 1501 in Wien immatrikuliert, Studiengenosse Zwinglis und später Vadians Freund und Kollege gewesen war, Huldrych Zwingli gewidmet. Erst jetzt, am 4. Oktober 1512, anderthalb Jahre später, nimmt Zwingli davon Notiz, recht beiläufig, den eigentlichen Zweck seines knappen Schreibens, die Empfehlung seines Bruders und Tschudis, damit einleitend. Fern und in-

[1] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 112 und 113.

[2] Vadianische Briefsammlung III, Nachtr. Nr. 6; Zwinglis Briefwechsel I, Nr. 7.

[3] Zwingli an Vadian, 23. Febr. 1513 (Vadianische Briefsammlung III, Nachtr. Nr. 7; Zwinglis Briefwechsel I, Nr. 9).

direkt war bis dahin, nach allem, was wir erweisen können, die Bekanntschaft zwischen Zwingli und Vadian, spärlich ihr schriftlicher Verkehr. Jetzt bot sich ein Anlass: durch seinen Bruder übersandte Zwingli seine Schrift über den Pavierzug (De gestis inter Gallos et Helvetios relatio)[1] und schlug damit ein Thema an, die Kriegszüge und Kriegsdienste der Schweizer, das beide bewegte; auch Zwinglis Absicht, Griechisch zu lernen, interessierte Vadian. Vor allem aber verband sie die Anteilnahme an den studierenden Jünglingen. Jakob Zwingli schrieb am 23. Januar 1513 dem Bruder über seine ersten Wiener Eindrücke[2]. Er ist Zögling Vadians und werde von ihm mit allem Schönen und Guten der Wissenschaften ernährt. Ungenügend aber seien, auch nach Vadians Ansicht, seine Geldmittel, obwohl er sehr bescheiden lebe, die Speisen aus der Burse esse und versuche, Wasser zu trinken. Was er an Geld in Händen hatte, sei aufgegangen für die Reise, für Bücher, für ein Bett. Zehn Gulden müsse er jährlich für die Kost geben (»esculentorum procuratori«), fünf dem Magister Vadian, in dessen Hausgemeinschaft er lebte[3]. Er hört über Lactanz bei Camers, »ista tempestate Viennensium doctissimo« (dem zur Zeit Gelehrtesten unter den Wienern), über Ciceros Briefe bei »unserm« Vadian, über den Text der Sentenzen bei einem theologischen Baccalar; eine Vorlesung über Plinius finde nicht statt.

Am 7. Mai 1513 gibt Vadian ein erstes Urteil über den seiner Leitung anvertrauten Schüler ab[4]: Jakob Zwingli halte sich gut nach des Bruders Wünschen und arbeite eifrig an seiner Ausbildung. Auch über die andern Knaben könne er nicht klagen; sie seien fleissig, und wenn sie an Wissen hinter Jakob zurückstehen, so entspreche dies dem Altersunterschied. Erst im Frühling 1517, als Jakob Zwingli eines plötzlichen Todes gestorben war, schrieb Vadian neuerdings an Zwingli[5], und dieser antwortete unter

[1] Abdruck: Huldreich Zwinglis Sämtliche Werke, hsg. von *E. Egli* und *G. Finsler*, I, S. 23 ff, Zürich 1895 (Corpus Reformatorum LXXXVIII).

[2] Zwinglis Briefwechsel I, Nr. 8.

[3] Jakob Zwingli schreibt »ex aedibus divi Ieronimi«, wo damals auch Vadian wohnte (vgl. Kap. 3, S. 143, Anm. 1). (»St. Hieronymus in Wien, damals ein Kloster von büssenden Ordensschwestern der h. Magdalena«, — Zwinglis Briefwechsel I, Nr. 8, Anm. 12.)

[4] Vadian an Huldr. Zwingli; vgl. Vadianische Briefsammlung VII, Nachtr. Nr. 1 und Zwinglis Briefwechsel I, Nr. 9a.

[5] Dieser Brief Vadians ist nicht mehr vorhanden; wir wissen von ihm nur durch seine Erwähnung in Zwinglis Antwort vom 13. Juni 1517. Nichts deutet darauf hin, dass

dem 13. Juni 1517 aus Einsiedeln[1], Vadian dankend für alles, was er dem Bruder getan (»cui tu omne officium, id quod tuam humanitatem humanissimam decebat, impendisti«), bereit, das, was der Verstorbene schuldig geblieben ist, zu regeln.

Im selben Briefe spricht sich Zwinglis fortdauerndes Interesse für seine studierenden Bekannten aus. Valentin Tschudi, der seine Studien bei Vadian begonnen hatte, sei in Basel und Pavia gewesen und studiere nun bei Heinrich Glarean in Paris: »latinicatur, grecatur, hebraicatur«. Jetzt lebt ein anderer, Huldrych Kramer, dessen Vater Zwingli kennt, in Wien; Vadian soll sich doch seiner annehmen, ihn zu sich kommen lassen, sich über sein Leben erkundigen, seine Sitten und sein Studium überwachen und, wenn er einen geilen Schoss an ihm entdecke, ihn ausschneiden.

Solche Empfehlung von Scholaren an den akademischen Lehrer zur Führung und Erziehung im weitesten Sinn begegnet uns immer wieder: dem in den Wissenschaften berühmten Meister, dem erfahrenen Pädagogen, dem in der Heimat bekannten und geachteten Landsmann an der fernen Universität ziehen die jungen Schüler zu, werden sie von Eltern und Freunden zugeleitet. Wo persönliche Beziehungen bestehen, werden sie benützt: Johann Jakob Zurgilgen (a Liliis oder de Liliis) von Luzern nennt sich Schüler Vadians, hat mit Jakob Zwingli in Wien studiert[2]; ihm ist Johannes Zimmermann (Xilotectus[3]) in Luzern verwandt, und dieser empfiehlt Vadian zwei junge Luzerner, die von Vadian gehört haben und bei keinem andern studieren möchten als bei ihm (»... tantam de te famam acceperunt, ut nusquam politiores litteras quam apud Vadianum haurire posse sibi persuaserint«); Vadian möge sich auch an ihnen als der erweisen, den alle, die mit ihm zusammenkommen, weit und breit verkünden und preisen[4]. Dieselben Jünglinge

---

in der Zwischenzeit Briefe gewechselt worden wären; vielmehr lassen mehrere Stellen in dem allein erhaltenen Zwinglibrief (vgl. folgende Anmerkung) auf eine längere Unterbrechung des schriftlichen Verkehrs schliessen.

[1] Vgl. Vadianische Briefsammlung I, Nr. 100; Zwinglis Briefwechsel I, Nr. 23.

[2] Vgl. Vadianische Briefsammlung III, Nachtr. Nr. 40 und 54; Zwinglis Briefwechsel I, Nr. 42.

[3] Er schreibt seinen gräzisierten Namen in drei Briefen an Vadian so.

[4] Joh. Xilotectus an Vadian, Luzern, 30. April [1517]; Vadianische Briefsammlung III, Nachtr. Nr. 27.

versah gleichzeitig ein Verwandter, Jodocus Kilchmeyer, der seinerseits Vadian seinen Lehrer nennt, mit einem Empfehlungsschreiben[1]. Der eine von ihnen war Rudolf Zumbühl, Clivanus, aus der luzernischen Landschaft gebürtig, der, von Xilotectus in Vergil eingeführt, von Glarean in Basel weitergebildet, um des Studiums der Poetik willen nach Wien kam[2], wo ihm Vadian Erzieher und Lehrer wurde.

Dass auch einmal politische Rücksichten wegleitend sein konnten, beweist ein Billett des Kardinals Matthäus Schiner aus dem Jahre 1517[3]: Vadian möge Rodulphus Utinger aus Zürich[4] und einige andere junge Schweizer in seine Obhut nehmen; er, der Kardinal wünsche, dass sie in Wien studieren, nicht in Paris; denn alle, die sich dahin wenden, gehen der kaiserlichen Sache verloren.

Die Masse der Scholaren, die in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts den Universitäten zuströmte, begehrte Anteil an der höheren Bildung der Zeit; verhältnismässig wenige aber erstrebten eine volle wissenschaftliche Schulung in Hinsicht auf eigene wissenschaftliche Tätigkeit oder führten gar ein Fachstudium durch. Weit weniger als die Hälfte der Immatrikulierten erreichte den untersten akademischen Grad, das Baccalariat der freien Künste, ein geringer Prozentsatz das Magisterium, nur Einzelne das juristische, medizinische oder theologische Doktorat[5]. Darin unterschied sich die Hochschule jener modernen Zeit deutlich von der scholastischen Universität. Sie widmete sich einer Bildungsarbeit, die sich reicher und freier entfaltete, die breit hinaus, aber nicht überall in die Tiefe wirkte. Bindung und Einheit im Theologischen galten nicht mehr, die Spezialisierung in Fachwissenschaften war noch nicht

---

[1] Jodocus Kilchmeyer an Vadian, Ruswil, 17. April 1517; Vadianische Briefsammlung I, Nr. 94.

[2] Dies ergibt sich aus der Übereinstimmung der Angaben Kilchmeyers mit denjenigen der Autobiographie des Clivanus, der sich später Collinus nannte (vgl. Vita Rodolphi Collini in [*J. J. Ulrich*] Miscellanea Tigurina I, Zürich 1722; dazu Zwinglis Briefwechsel I, Anm. 1 zu Nr. 150; über des Collinus Erinnerungen an seine Wiener Studiensemester siehe Kap. 3, S. 155, Anm. 1).

[3] Matthäus Schiner an Vadian, Zürich, 2. Nov. 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 106).

[4] Später zu Zürich, doch nur in Spuren und ohne Bedeutung, nachweisbar (Auskunft von Staatsarchivar A. Largiadèr in Zürich).

[5] Vgl. *Staerkle*, Bildungsgeschichte, S. 127 ff.

eingetreten. Im Fortgang der Zeit waren nicht nur neue wissenschaftliche Interessenkreise geöffnet, neue Forschungsgebiete erschlossen, veränderte Methoden ausgebildet, ein anderes wissenschaftliches Ethos entwickelt worden; ein neues Bildungsideal wurde aufgestellt, der Poeta und der Orator verkündigten es, eine bildungsbereite, ja bildungshungrige Schicht im Volke selbst, nicht nur ein vom Volke abgehobener Klerus, wandte sich ihm zu. Mit dem Bildungsideal waren Bildungsprobleme wach geworden, ja, ein Kampf um diese neue Bildung wird geführt: Humanisten wider Scholastiker. Er war viel mehr als nur ein Streit akademischer Schulen: der erste im Geistigen revolutionierende Vorgang der neuzeitlichen Geschichte, noch vor der Reformation. Aber er wurde — und hierin war er akademisch — wesentlich an den Universitäten und in der sie umgebenden geistigen Sphäre ausgefochten, — im Hörsaal vor den Studenten, in Buch und Schrift, die in der Regel sowohl ihren Anlass wie ihr Echo in der Universitas hatten und fanden. Entscheidend war jetzt bereits nicht mehr die Polemik gegen die scholastischen Widersacher, so lebhaft sie weitergeführt wurde, vielmehr die Verkündigung, die Darstellung, die Eingewöhnung des Neuen. Wiederum: humanistische Wissenschaft nicht nur, sondern humanistische Bildung und Gesinnung. Dies trugen die Scholaren, die keine humanistischen Gelehrten, aber humanistisch Gebildete wurden, von der Universität zurück ins Volk, in ihre praktischen Berufe hinaus, in jede Stadt, in manches Dorf.

Unsere Überlieferung öffnet nicht häufig den Einblick in einen Hörsaal. Das Wort, das dort gesprochen wurde, überdauerte die Zeiten nur in der schriftlichen Fixierung. Sehr vieles aber, was die Humanisten publizierten, ist vorher gesprochen oder besprochen worden, enthielt ihre Lehre oder diente ihr zu. Aus Vadians Schrifttum lässt sich wenigstens ein Beispiel dieser Schaffensweise in aller Anschaulichkeit rekonstruieren, eine Vorlesung, aus der ein Buch wurde: De Poetica [1]. Vadian hielt, wahrscheinlich im Wintersemester 1513/14, eine Vorlesung über Poetik. Aus den Reihen seiner Zuhörer sei er — darauf beruft er sich — gedrängt worden, sie zu publizieren. Da wandte er sich an einen seiner Schüler, Sebastian Reinald, mit der Bitte, ihm das Kollegheft, das dieser sorgfältig geführt hatte, als Grundlage für den Druck zu überlassen. Er überprüfte,

[1] Vgl. *W. Näf*, Die Entstehungsgeschichte des Buches De Poetica (Vadian-Studien, Heft 1, St.Gallen 1945).

verbesserte, erweiterte den Text, in einer Arbeit, die sich jahrelang hinzog, vermutlich nach eigenen Notizen und neuen Überlegungen und in dem offensichtlichen Bedürfnis, sich an die zu wenden, deren Erziehung ihm anvertraut war. So richtet er, in der Schrift, das Wort an seinen Bruder Melchior von Watt, der die Vorlesung gehört hatte; für ihn und seine Mitschüler gebe er sie im Druck heraus. Das fertige Werk aber widmete er 1518 durch die Dedikationsepistel einem damals zwanzigjährigen Schüler, dem Johannes von Hinwil.

Vadians Publikationen verfolgen fast ausnahmslos eine pädagogische Absicht; sie richten sich direkt an Hörer und Leser, auf die sie belehrend, bildend wirken sollen. Sie sind in hohem Masse persönlich: Ausdruck dessen, was der Verfasser verkünden will, bezogen stets auf die, die lernen sollen. So hat sich Vadian auch immer wieder über seine Lehrziele ausgesprochen, in direktem Anruf an die Schüler, ermunternd, mahnend, warnend, wegweisend. Vadians Lehre von der Dichtkunst enthält zugleich eine Anleitung zum richtigen Studium. Es muss systematisch, zielbewusst aufgebaut werden. Es verlangt Bescheidenheit, Einsicht in das, was zu lernen, zu üben ist: es verlangt Arbeit. Freilich gehört Talent dazu, freilich muss der dichterische Funke zündend einfallen; nur auf die Eingebung zu warten, ist aber falsch. Als einen Leitfaden durch alle Schwierigkeiten und Mühen, so sagt Vadian dem Bruder Melchior in der Praefatio, habe er die Abhandlung verstanden, die er ihm widme, damit sie ihm und allen, die sie lesen, nützlich sei. Er werde daraus erkennen, was der wahre Poeta brauche, was erarbeitet werden müsse. Nicht die Dichtkunst selbst könne man lehren und lernen, wohl aber die Grundlagen der Literaturwissenschaft. Er leitet zur Pflege des schönen, guten Stils an, zu den Vorbildern hin, zu den reinen Quellen; wer aus ihnen schöpft, löscht seinen Bildungsdurst rascher und besser als der, der aus dem Flusse trinkt. Vorbilder, denen die Schüler nacheifern sollen, ohne sie kopieren zu wollen, sind die römischen Dichter, Grammatiker, Historiker, und das scholastische Vorurteil, dass sie als Heiden zu verwerfen seien, muss überwunden werden. Neben ihnen aber stehen und wirken als Lehrer der Menschheit die jüdischen und frühchristlichen, die modernen Theologen, Philosophen, Schriftsteller und schliesslich auch die Musiker, die Astronomen, die Mathematiker, die Lehrmeisterin Natur selbst. Die Bildung ist umfassend; nur wer sich rückhaltlos dem Studium hingibt, wird ihrer teilhaftig.

So schreibt der humanistische Lehrer, so hat er, unzweifelhaft, gesprochen. Er wiederholt sich: als Lehrer seinen Schülern zu dienen, bezeichnet Vadian immer wieder als seine vornehmste Aufgabe; sie zur richtigen Erfassung der Wissenschaft geschickt und willig zu machen, ist ihm das Wichtigste; befolget das, so mahnt er einmal[1], was ich in meinem Unterricht anempfohlen habe. Das Wesen des Menschen ist zu studieren, von da aus das zu erkennen, was den Menschen betrifft, was ihm eigen ist. Dies einzusehen, ist allen Studenten nicht nur nützlich, sondern wahrhaft notwendig; darum legt er seinen Schülern das siebente Buch von Plinius' Naturgeschichte, das vom Menschen handelt, im Drucke vor[2]. Studium der Geographie ist unentbehrlich; wer es versäume, sei kein wahrhaft gebildeter Mensch (»inhumanus«); es muss planmässig betrieben werden; dazu leitet die Ausgabe des Pomponius Mela an. Sprachlich-literarische Schulung genügt nicht; sachlich-naturkundliches Wissen muss dazutreten, drängt aber nach dem zutreffenden Ausdruck. Beides ist nötig, weil wir ohne genaue Beachtung der Worte nicht zur Erkenntnis der Dinge gelangen können, und weil auch das kunstreichste Wortgefüge ohne sachlichen Erkenntnisgehalt nicht viel wert ist. So lehrt Vadian in seiner Erörterung über formale Bildung und reale Wissenschaft, die er an seinen Schüler Konrad Grebel richtete[3]. Danach handelte er, im Gedanken an die Schüler, selbst: er hat einen Geschichtsschreiber, Diodor aus Sizilien, interpretiert und will ihm nun einen Meister der Worte und Sachen zugleich, einen Deuter der Natur, Pontanus, folgen lassen; darum ediert er dessen Liber meteororum.

Aber in Vadians pädagogischen Absichten, denen sein zur Lebensgestaltung drängender humanistischer Sinn sich hingab, war noch ein besonderes Motiv wirksam: die geistige Bildung der jungen Schweizer. Vadian widmete sich der Erziehung aller seiner Schüler; er nahm sich der an ihn empfohlenen Scholaren speziell an; er fühlte sich aber auch den schweizerischen Studenten in besonderer Weise verpflichtet. Vadian hebt sie als Gruppe heraus, nicht als seine st. gallischen Landsleute, son-

---

[1] Vadian an Konrad Grebel, Dedikationsepistel zu Pomponius Mela, 1. Mai 1518 (Vadianische Briefsammlung I, Anh. Nr. 19).

[2] Dedikationsepistel Vadians an die Wiener Sängerknaben, 5. April 1515 (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

[3] 28. Februar 1517 (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen); vgl. dazu Kap. 6, S. 348 ff.

dern als Schweizer. Eine patriotische Gesinnung wird sichtbar, wird wirksam, ein wärmstes Gefühl innerhalb eines allgemeineren deutschen Bewusstseins. Der Humanist, der Bürger der Gelehrtenrepublik, der Germanus, dem die Heimatstadt, die heimatliche Bodenseegegend selbstverständlich nah und teuer geblieben waren, tritt als Helvetier hervor und stellt sich als solcher eine bestimmte Aufgabe. Er erkennt die Gesamtheit der eidgenössischen Lande als sein Vaterland: »Amo totam Helvetiorum communitatem et omnium salutem desidero«, schreibt er am 7. Mai 1513 an Huldrych Zwingli[1].

Dieses Bekenntnis: Ich liebe die ganze Gemeinschaft der Schweizer, die ganze Eidgenossenschaft, war dem St. Galler nicht angeboren, nicht durch lange Gewöhnung selbstverständlich. Er hatte in seinen Knabenjahren die Belagerung, die Massregelung seiner Vaterstadt durch die Eidgenossen erlebt. Seit 1502 hielt er sich, fast ununterbrochen, im Auslande auf; er hing von Herzen, wie sich bei jeder Gelegenheit zeigt, an seiner Heimat, zu der er immer auch den Bodensee samt seinen schwäbischen Gestaden rechnete. Durch Laufbahn, Amt und Einkommen war er an die Universität Wien geknüpft; er besass Bürgerrecht und hohen Rang in der Gelehrtenrepublik, war Mitstreiter in der nationalen Bewegung seiner Zeit, im Kampf um die geistige Autonomie Deutschlands. Was konnte ihn der Eidgenossenschaft im besonderen und zwar der gesamten Eidgenossenschaft verbinden, was ihn veranlassen, sein Schweizertum zu unterstreichen, das gefühlsbetonte Wort patria nicht nur auf die geliebte Vaterstadt, aber auch nicht auf Deutschland, sondern auf ein schweizerisches Vaterland zu beziehen? Wir wissen es nicht; wir beobachten nur, dass dieses schweizerische Bewusstsein sich aussprach zur Zeit der eidgenössischen Feldzüge über die Alpen, in dem Jahrzehnt, in dessen Mitte das Ereignis von Marignano lag.

Vadian empfand mit Stolz den Ruhm der schweizerischen Waffentaten in den italienischen Kriegen: 1512 die Eroberung des Herzogtums Mailand im Pavierzug, im Juni 1513 den Sieg bei Novara. Als das Gespräch einmal bei Tische auf die Vorgänge in Oberitalien fiel, warf er einen Vierzeiler aufs Papier[2]:

---

[1] Vadianische Briefsammlung VII, Nachtr. Nr. 1; Zwinglis Briefwechsel I, Nr. 9a.

[2] Vgl. Vadian an Huldr. Zwingli, 7. Mai 1513 (vor der Schlacht bei Novarra), Vadianische Briefsammlung VII, Nachtr. Nr. 1; Zwinglis Briefwechsel I, Nr. 9 a.

Wo ist des Friedens Gewähr, so fragst du, und wo ist des Krieges
    Nie besiegte Gewalt? Sieh die Helvetier an!
Längst ging, an Klippen zerschellt, der Nachen Sankt Petri zugrunde;
    Wer hat die Rettung vollbracht? Sieh die Helvetier an![1]

Aber in demselben Brief an Zwingli aus dem Jahre 1513, in den Vadian diese Distichen zum Preis der kriegerischen Schweizer einfliessen liess, klingt auch das andere, geistigere patriotische Motiv an, das ihm in der Folge das wichtigere wird. Ich freue mich von Herzen, so schreibt er, dass die Musen endlich auch in unsere Berge einziehen und die lieblichsten Quellen in Besitz nehmen werden. Diesen Gedanken entwickelte er zum Programm: die jungen Schweizer sollen für die neuen Studien gewonnen, der Schweiz damit ihre geistige Stellung erobert werden. Bereits wirken im selben Sinne Glareanus, Zwingli und einige andere. Seit er in Wien öffentlich lehre, so schrieb er rückblickend 1518[2], haben sich bei ihm ausserordentlich begabte Jünglinge aus der Schweiz eingefunden, die schon anderwärts bei den besten Lehrern, Heinrich Glarean, Michael Rubellus[3], Johann Xilotectus, Oswald Myconius, Huldrych Zwingli, lauter Schweizern und ausgezeichneten Gelehrten, studiert hatten und nun ihre begonnenen Studien unter seiner Leitung eifrig fortsetzten; ihnen möchte er sich so viel wie möglich widmen.

Wir hören Vadian zu einigen dieser Schüler und über sie sprechen. Melchior, der Bruder, soll den guten Namen der Familie weitertragen; als Vadiani sollen die von Watt den Pfad geistiger Leistungen verfolgen. Christophorus Crassus aus St. Gallen sei vom Schüler zum Mitarbeiter geworden, ein gelehrter und gescheiter Mann, der keinem nachstehe; so rühmt ihn Vadian dem Abte Franz von St. Gallen, der den unvergleichlichen Ruhm des Gallusklosters halte und mehre[4]. Gerade dem Abte aber

---

[1] »Arbitrium pacis bellique invicta potestas,
    Si quaeras, ubi sit? respice ad Helvetios.
Cimba diu Petri scopulis illisa peribat;
    Quo duce servata est? Respice ad Helvetios.«

[2] Dedikationsepistel an Joh. v. Hinwil zu De Poetica, 5. Juni 1518 (Vadianische Briefsammlung I, Anh. Nr. 20).

[3] 1510 aus Rottweil nach Bern berufen.

[4] Dedikationsepistel Vadians an Abt Franz von St. Gallen zu Pomponius Mela. 15. Okt. 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Anh. Nr. 18).

spricht Vadian von dem, was ihm am Herzen liegt: Seine Schüler in Wien und unter ihnen namentlich Schweizer haben ihn eingeladen, seine Vorlesung über Pomponius Mela herauszugeben, und er habe sich entschlossen, dies zu tun. Denn keine Mühe sei ihm jemals zu gross gewesen, dass er sie nicht zu Nutz und Frommen der Studenten und besonders der helvetischen Jugend gerne auf sich genommen hätte. Er höre nicht auf, dahin zu wirken, dass die Schweizer, die an Kriegsruhm hinter niemandem zurückstehen, endlich auch Leute bekommen, die das Ansehen ihres Volkes in den Wissenschaften ebenso glänzend machen könnten, wie das der Waffen.

Dasselbe Ziel stellte Vadian den Schülern selbst vor Augen. Unter ihnen standen ihm in den späten Wiener Jahren Johannes von Hinwil und Konrad Grebel[1] aus Zürich besonders nahe. Dem ersteren widmete er seine Poetik, dem letzteren den Pomponius Mela. Das eilige Werk der Scholien zu Pomponius, schreibt er an Konrad Grebel[2], werde seinen eigenen Gelehrtenruhm nicht fördern. Dies kümmere ihn nicht, wenn es nur den Studenten nütze, ihm, Grebel und den anderen schweizerischen Jünglingen, die zum Studium nach Wien gekommen sind. Ihnen sich zu widmen, treibe ihn die gemeinsame Liebe zum Vaterlande und die hoffnungsvolle, begabte Jugend. Denn in ihnen sehe er die kommenden Männer, die sich und dem Vaterlande den seltenen Schmuck der Gelehrsamkeit verschaffen werden.

Das Ziel dieser Erziehung bringt Vadian, in seiner Epistel an Abt Franz, in Zusammenhang mit seiner Absicht, nach St. Gallen zurückzukehren. Der lange in der Ferne gelehrt hat, möchte im Vaterlande wirken. Aus dem Zentrum der Gelehrsamkeit, aus dem bewegten Leben der humanistischen Gelehrtenrepublik wenden sich die Gedanken des grossen Mannes zurück nach der »süssen, lang ersehnten Heimat«.

[1] Vgl. *M. Staub*, Die Beziehungen des Täufers Conrad Grebel zu seinem Schwager Vadian (Habilitationsschrift der Theologischen Fakultät der Universität Zürich), Zürich 1895.

[2] Dedikationsepistel Vadians an Konrad Grebel zu Pomponius Mela, 1. Mai 1518 (Vadianische Briefsammlung I, Anh. Nr. 19).

Fünftes Kapitel

Das humanistische Werk Vadians



Die Generation, der Vadian angehörte, hat wie keine vor ihr die Lust des Publizierens genossen. Sie stand in der Reihe der Humanistengenerationen an dritter Stelle. Die Freude am Wort, das antike Poesie, Erkenntnis, Weisheit ausgesprochen, hatten die um 1480 geborenen deutschen Humanisten bereits von ihren Lehrern übernommen; darüber hinaus hatten sie gelernt, eigener Forschung und Dichtung neuklassischen Ausdruck zu geben. Die Generation Vadians hatte noch Anteil an der Arbeit des Suchens und Ausgrabens verschütteter literarischer Schätze der Vergangenheit, an dem Vergnügen, ein köstliches Manuskript der Vergessenheit zu entreissen und erstmals im Druck ausgehen zu lassen. Zwar blieb ihr auf manchem Gebiet im wesentlichen nur noch eine Nachlese; doch diese bot sich noch immer leicht und reich. Immer neu gab man sich der Aufgabe hin, entstellte Texte zu reinigen, Dunkles zu klären, Verborgenes zugänglich zu machen; aber der Herausgeber und Kommentator griff dabei oft schon auf Editionen humanistischer Vorgänger zurück und setzte sich mit ihrer Methode und ihren Ergebnissen auseinander; er gelangte unversehens zu wissenschaftlicher Kontroverse und Polemik. Denn die Zeit schritt voran. Wohl verharrte die Wortkunst der Schriftsteller, die die Epistel, den Panegyricus, die Ode, das Epigramm, die Sentenz klassisch zu stilisieren strebte, noch lange unbefangen in der Nachahmung der bewunderten Alten; die Wissenschaft aber suchte auf neuen Wegen die Resultate des Altertums hinter sich zu lassen. Die Geographie zum Beispiel gelangte, seit Afrika umsegelt, Amerika entdeckt war, zum Bewusstsein entschiedener Überlegenheit über die Kenntnisse der Antike.

Leichter als zuvor fand jetzt das Manuskript den Weg zum Drucker; die Welt öffnete sich dem Buch. Die Druckerpresse war vor Jahrzehnten erfunden worden und arbeitete längst, jetzt aber reichlicher als je und an vielen Orten. Erst im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts setzten zum Beispiel Wiener Publikationen in ununterbrochener Reihe ein, und erst

seit der Jahrhundertwende folgten sie einander dichter, um sich seit etwa 1510 zu drängen und zu häufen. Erst das späte 15. Jahrhundert erzog in Deutschland eine allgemeinere humanistische Bildungsbereitschaft, und das beginnende 16. Jahrhundert sah sich vor die Aufgabe und vor die Möglichkeit gestellt, ihr in vielfältiger Lehre mit Wort und Schrift zu entsprechen. Es gelangte erstmals zu einer gewissen Massenhaftigkeit der Bücherproduktion und des Absatzes. Vorlesung und Abhandlung, Brief, Rede, Gedicht weckten vielstimmiges Echo; die Gelehrten sahen sich umgeben von der grösseren Schar der Gebildeten. Staat und Kirche bedurften der humanistischen Juristen und Redner, Stadt und Land der humanistischen Lehrer und Ärzte. Was der Humanist wusste und konnte, wurde praktisch verwendbar; der Augenblick stand bevor, wo er selbst dazu schreiten mochte, das künstliche Hindernis weiter und unmittelbarer Lebenswirkung, seine lateinische Sprache, zu überwinden.

Gelegenheiten, so scheint es, bestimmten den Aufbau des literarischen Gesamtwerkes eines Humanisten, Wahl und Folge seiner Publikationen. Sie boten sich ihm besonders leicht, denn er knüpfte an eine reiche, aber ferne geistige Tradition an. Kein Spezialistentum verwehrte edeln Dilettantismus; es gab so viel zu sehen und zu sagen, dass sorgliche Genauigkeit im einzelnen nebensächlich, hemmend schien. So jugendlich waren Wissenschaften und Künste in Deutschland, dass fördernde Erkenntnis in raschem Anlauf gewonnen werden konnte und der Dichterkranz nicht allzu hoch hing. Auf weiten, unerschöpften, nicht ängstlich eingehagten Feldern durfte der Humanist säen und ernten. Noch gab es Gegner zu bekämpfen, und die Waffen des Geistes rosteten nicht. Die Schar der Schüler wuchs, und die Ansprüche an den gelehrten Erzieher stiegen. Der Ruhm winkte; es war erlaubt, ihn zu verkünden und geniessen, den eigenen und den der Freunde. All dies gab Anlässe zu schreiben und zu drucken. Aber wie sie sich dem Einzelnen darboten und von ihm ergriffen wurden, das entsprach individuellem Geist, einem Willen, der es so wollte, einer Kraft, die es so konnte.

Vadians Humanistenwerk gehört seiner Zeit an, sehr genau der Stufe, die zwischen 1510 und 1520 erreicht war und von der bisherigen geradlinigen Entwicklung nicht mehr überstiegen wurde, dem letzten ausgesprochenen Humanistenjahrzehnt, ehe das neue Thema der Reformation in das deutsche Geistesleben geworfen wurde. Vier Schriften sind es, die das Gewicht und den originellen Charakter von Vadians humanistischer

Leistung ausmachen: die Ausgabe von Strabos Hortulus, der kecke Scherz des Gallus pugnans, die Scholien zu Pomponius Mela und das bedeutende Werk De Poetica et carminis ratione.

Hortulus

Im Herbst 1510 gab Vadian bei Hieronymus Vietor zu Wien Walahfrid Strabos Gedichte über den Gartenbau heraus[1]; 1512 liess er zu Nürnberg eine zweite Auflage des Werkchens erscheinen[2]. Der Inhalt gehörte nicht ihm. Nichts Reizenderes aber als die Art, wie der junge Gelehrte in seiner Heimatstadt die Handschrift entdeckte und in heller Freude zum Druck und damit ans Licht brachte. Die Dedikationsepisteln an Georg Collimitius, die den beiden Ausgaben vorangestellt sind[3], erzählen: Im Jahre 1509, während eines Aufenthaltes in St.Gallen, habe Vadian häufig die Stiftsbibliothek besucht, — die ehrwürdige, an alten Handschriften reiche Bibliothek des Gallusklosters, in der vor 92 Jahren Poggio seine Funde gemacht und nicht alles mehr an seinen Ort zurückgestellt habe; so habe er zum Beispiel eine Handschrift des Rhetors Quintilian nach Florenz mitgenommen, »ubi hodie et visitur et legitur«. Ihm, Vadian, sei unter anderem ein Codex in die Hand gekommen, der seine Aufmerksamkeit erregt habe; daraus habe er in der Kürze der Zeit nur etwas abgeschrieben, das Werkchen Strabos über den Gartenbau, entstanden um 842 auf der Reichenau und Abt Grimald von St.Gallen zugeeignet.

Es war ein glücklicher Fund, der dem jungen Vadian gelang, ein in seiner Form graziöses, durch seinen Inhalt bedeutsames kleines Werk des karolingischen Mittelalters, der karolingischen Renaissance, das jahrhundertelang vergessen gewesen war: Walahfrid Strabos 25 Gedichte in

---

[1] Strabi Galli poetae et theologi doctissimi ad Grimaldum coenobii S. Galli abbatem Hortulus, datiert Wien, 31. Oktober 1510 (vgl. *M. Denis*, Wiens Buchdruckergeschicht bis 1560, Wien 1782, Nr. 35).

[2] Strabi Fuldensis monachi, poetae suavissimi, quondam Rabani Mauri auditoris, Hortulus, nuper apud Helvetios in S. Galli monasterio repertus, qui carminis elegantia tam est delectabilis quam doctrinę cognoscendarum quarundam herbarum varietate utilis. Ad Grymaldum abbatem, datiert Nürnberg (bei Johannes Weyssenburger), 9. Juli 1512.

[3] Der erste, echte Brief Vadians, am 20. August 1509, noch aus St.Gallen, an Collimitius gerichtet (Vadianische Briefsammlung III, Nachträge Nr. 1), ist der zweiten Ausgabe, der als Dedikationsepistel später stilisierte andere Brief, datiert Wien, 29. Oktober 1510 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 4), der ersten Ausgabe beigegeben. Ich fasse inhaltlich hier beide zusammen.

Hexametern De Cultura hortorum, in einer Handschrift des 9. Jahrhunderts[1]. Vadian nannte es in zärtlicher Charakterisierung »Hortulus«, Gärtchen. Eben zu Wien Magister geworden, fand er in seiner Heimat das poetische Buch vom Gartenbau, durch das ein Stück der alten Kultur Reichenau-St.Gallen zur Auferstehung gebracht werden konnte. Es kennzeichnet seine Geistesrichtung, dass ihn unter all den Schätzen der Stiftsbibliothek vor allem dies entzückte: eine zierliche Dichtung, deren Gegenstand sorgsam gepflegte und genau beobachtete Pflanzen bildeten, dem Auge lieblich und zugleich als Heilkräuter nützlich. Man spürt Vadians Entdeckerfreude, als er die Abschrift aus St.Gallen an Collimitius sandte, seinen wohlwollenden Freund, gleichzeitig Arzt und Liebhaber der schönen Künste, und als er dann in Wien den Druck besorgte; man spürt seine echt humanistische Erregung und Befriedigung, ein Werk, das sechshundert Jahre lang im Kerker eines dicken Turmes geschmachtet, befreit zu haben und gereinigt ans Licht zu bringen.

Die Vadianischen Drucke geben die Gedichte wieder, ohne grosse philologische Sorgfalt, ohne Kommentar, den Text selbst keineswegs eindeutig und frei von offensichtlichen und sinnstörenden Irrtümern, die sich entweder bei der Lesung und raschen Abschrift oder bei der Drucklegung eingeschlichen haben. Gleichwohl hat Vadian seiner Zeit ein Geschenk gemacht, das sie schätzte; Strabos Hortulus wurde im Laufe des 16. Jahrhunderts noch mehrmals neu aufgelegt: ein Büchlein von wahrem poetischem Reiz, von einzigartigem botanischem und medizinischem Gehalt. Ein Dichter spricht, mit Apoll und den Musen vertraut, obwohl er ein Mönch ist; in seinen Versen aber künden sich Naturbeobachtung und Naturwissen, Erfahrung des Gärtners und medizinischer Ratschlag. Strabo erzählt, wie er auf der Reichenau sein Klostergärtchen anlegt, wie er seine Beete zurüstet, anpflanzt, pflegt, wie er sie zum Beispiel in Zeiten der Trockenheit mit seinen eigenen Händen vorsichtig, tropfenweise netzt, damit nicht etwa ein heftiger Wasserguss die Pflänzchen wegspüle. Dann spricht er in kunstvollen lateinischen Hexametern von dem, was nun

---

[1] Die kritische Edition besorgte *E. Dümmler* in Monumenta Germaniae historica, Poetae, 2. Bd., Berlin 1884, S. 335—350. — Neue Ausgabe (Gedichte und Dedikationsepisteln lateinisch und in deutscher Übertragung): Walahfrid Strabo Hortulus, Vom Gartenbau. Erstmals veröffentlicht von Joachim von Watt (Vadianus), herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von *Werner Näf* und *Mathäus Gabathuler*, St.Gallen 1942. Hier auch weitere Literaturangaben.

wächst und fruchtbar wird, von jeder Pflanze besonders, voll Freude am Naturwunder, das sich entfaltet, wissend zugleich, wie seine Kräuter zur Nahrung und zur Würze dienen, und insbesondere, was für Heilkräfte ihnen innewohnen. Er hebt gern mit genauer Beschreibung und poetischer Verherrlichung an. Nicht verschwiegen werde, so heisst es etwa, das Lob des Fenchels, der sich mit kräftigem Stengel erhebt und weit die Arme seiner Zweige ausbreitet, süss von Geschmack und von süssem Geruch dazu. Oder er schildert den Kürbis mit seinen grossen Blättern und riesigen Früchten, wie er sich aufrankt und festklammert, während die Melone am Boden kriecht. Dann preist er den Nutzen jeder Pflanze: aus Kürbissen macht man Gefässe, die Melone wird als Leckerbissen bei Tische geschätzt, die Iriswurzel gibt der Leinwand Halt und Wohlgeruch. Vor allem aber sind die Kräuter reich an heilsamen Kräften: die Raute ist ein Mittel, das die gefährlichen Gifte aus den Eingeweiden treibt, Eberraute hilft gegen Fieber, Seitenstechen und Gichtanfall, Wurzel des Fenchels in Wein verscheucht den quälenden Husten; die Lilie, deren reine Schönheit und deren Duft den Dichter entzücken, liefert einen Saft gegen Schlangenbiss, Sellerie befördert die Verdauung. Die Rose schliesslich, die Blume der Blumen, und die Lilie werden ihm zu religiösen Symbolen, und das Rosengedicht, als das letzte in der Reihe, klingt aus in einen Preis der Jungfrau Maria.

Gallus pugnans

Vadian charakterisiert eine Seite seines Wesens durch sein Entzücken über Strabos Pflanzenminiaturen, die nicht nur poetisch schön, sondern auch belehrend sind. Ganz anders tritt er uns entgegen in einer sprudelnd witzigen Schrift, die er im Herbst 1513 hinwarf und alsbald in Druck gab, und die er dem Propst zu St. Stephan, Johannes Busch, Kanzler der Universität Wien, widmete. Er nannte das Erzeugnis, das er, wie er scherzt, zur Welt gebracht, ohne die vorgeschriebenen Monate abzuwarten, und ohne zu wissen, ob es eine Geburt oder eine Missgeburt sei, Gallus pugnans, »Kampfhahn«[1]. Die deutsche Wiedergabe des Titels dieser »ersten Wie-

[1] Ioachimi Vadiani Helvetii mythicum syntagma, cui titulus Gallus pugnans, Wien (bei Hieronymus Vietor und Johannes Singrenius), 11. Januar 1514. Die Dedikationsepistel an Johannes Busch ist auf den 13. Dezember 1513 datiert; sie findet sich abgedruckt in der Vadianischen Briefsammlung I, Anhang Nr. 9.

ner Posse« als »Der Hahnenkampf«[1] könnte irreführen; denn in dem grotesken Prozess, der da dramatisch aufgeführt wird, handelt es sich nicht um einen Streit der Hähne gegeneinander, sondern um einen Konflikt im Hühnerhof: die Hennen gegen die Hähne. Nur ganz äusserlich hat die Sitte der Hahnenkämpfe als Volksbelustigung zur Schaffung des kleinen Werkes Anlass gegeben.

Vadian erzählt in der Dedikationsepistel an den hohen geistlichen Herrn, wie er neulich mit Collimitius nach Buda gekommen sei[2]. Dort habe er erfahren, dass an bestimmten Tagen des Jahres auf lebhaften Wunsch des Publikums Hahnenkämpfe veranstaltet werden, und als Kenner der Alten erinnert er sich daran, dass Plinius und Aelianus Ähnliches aus Pergamon und Athen berichten. Da habe es ihn gereizt, darüber ein Spiel in leichter, scherzender Art zu schreiben, und er habe es in den Weinleseferien für seine Gönner und Schüler, zur Übung des Geistes getan. Dem Propste als verständnisvollem Freund der Wissenschaften und der Gelehrten sei es gewidmet; er werde von der Anmassung der unzufriedenen Hühner lesen, einem Verhalten, das der erregbaren Natur der Frauen entspreche, und von der männlichen, mit Rat und Gründen wohl erwogenen Verteidigung der Hähne. Man sieht bereits, was für einen Sinn das heitere Spiel gewinnen soll.

Das Stück ist ohne äusseren szenischen Aufbau, aber seinem Wesen nach durchaus dramatisch angelegt. Es hebt an, indem ein Herold auftritt und in jambischen Versen den zahlreichen Zuschauern Ruhe gebietet, Aufmerksamkeit für das, was ein neuer Dichter zu sagen habe. Ein Prolog in Prosa, gesprochen vom »Volksfreund« Philolaus, weist sodann auf den Inhalt des Stückes hin.

Dann setzt die eigentliche Handlung ein, die Auseinandersetzung von Hennen und Hähnen durch den Mund menschlicher Sachwalter, vor menschlichen Zuhörern, die ihre Streitsache beurteilen sollen. Der Advokat der Hühner, Philonicus (»Kampffreund«), erhebt in langer Rede die Anklage. Ihn hat, wie er erzählt, eine stattliche Dreierdeputation der Hühner — »gallinae tres, insignes forma, quas ipse statim non plane rusticas esse iudicabam« — unter Vorantritt des Oberhuhns Quaquerra

[1] So *J. Nadler:* Joachim von Watt, Der Hahnenkampf. Eine Wiener Posse vor 400 Jahren. Donauland III, 6 (1919/20), S. 534—540.

[2] Die Reise hat im Oktober 1513 stattgefunden (vgl. Scholien zu Pomponius Mela, 1518, Fol. 45 v).

gebeten, die Sache der Hennen gegen die Hähne zu führen. Die Klage geht davon aus, dass durch die Hahnenkämpfe die Hähne verwildern und den Hühnern zahlreiche Beschwerden verursachen: Hähne, die besiegt wurden, vernachlässigen ihre häuslichen Pflichten, die siegreichen aber werden übermütig, zudringlich, gewalttätig. Das Plädoyer verbreitet sich dann über die Tugenden der Hühner, die Eier legen und Junge aufziehen, niemandem schaden, im Leben und selbst nach dem Tode mannigfach nützlich sind, — und über die Unsitten der Hähne, die zu nichts nutz seien und alle ausgerottet werden sollten.

Die Verteidigung der Hähne ist dem Euthymus (»Gutherz«) durch eine Abordnung der Hähne unter Führung des Giggulirus übertragen worden. Die Hennen, so plädiert Euthymus, haben vorgebracht, die Kampflust der Hähne sei die Ursache des Zwistes; die wahre Ursache ist vielmehr die Eifersucht der Hennen. Kampf sei den Hähnen nicht nur schicklich, sondern nötig; sie müssen sich im Waffenhandwerk üben, um die Hühner besser verteidigen zu können. Richtig wäre es, wenn die Frauen sich durch den Kriegsruhm der Männer geehrt fühlten, wie es die römischen Matronen getan. Die Hähne sind die Wächter, sie tragen die Sorgen, sie sind von Liebe erfüllt, nicht nur für e i n Huhn, sondern für alle.

Nach Rede und Gegenrede geraten die beiden Advokaten heftig aneinander, und die Parteien rufen den Nomothetes, den gesetzeskundigen Mann, um sein Urteil an. Dieser aber empfiehlt die Einsetzung eines Schiedsgerichtes. Schiedsrichter sollen die Kapaune sein; sie gehören keinem der streitenden Geschlechter an, haben aber Verständnis für beide; denn sie waren einst Hähne, und als solche liebten sie die Hennen. Sie fällen nun den Schiedsspruch. Die Klage der Hühner sei abzuweisen, die verletzte Ehre der Hähne wiederherzustellen, ihr bestrittenes Recht anzuerkennen. Denn die Natur habe den Frauen die Pflichten im Hause, den Männern den Kampf nach aussen zugewiesen. Zu Unrecht wollen die Hühner den Hähnen die ehrenvolle Waffenübung verbieten; kriegsgewohnt seien diese kühner, furchtloser. Hähne und Hühner sollen sich versöhnen, den Zank vergessen, einander lieben wie zuvor, so werden sie glücklich sein.

Damit gehen die Parteien ab; aber nun tritt aus dem Publikum der Parasitus Lichenor auf, die lustige Figur, der arme Schlucker und Hanswurst. Er macht vor den Zuhörern die Anwälte und den Nomothetes

lächerlich; der Spruch der Schiedsrichter sei verfehlt, und er schlägt eine andere Lösung vor: da Hähne, Hühner und Kapaune die Prozesskosten nicht zu bezahlen vermöchten, sollen sie in ein Gefängnis neben der Küche gesperrt werden. Und da man sich auf ihre Versprechungen nicht verlassen könne, solle man sie schlachten, rupfen und braten, zur Freude und zum Wohle aller Anwesenden.

Der Gallus pugnans stellt sich in seinen ersten »Szenen« als grosses Wortgefecht dar, das die Formen einer Gerichtsverhandlung festhält und gleichzeitig an eine akademische Disputation gemahnt. Der Einfall, den grundsätzlich und richterlich unlösbaren Konflikt durch unbeteiligte Neutra entscheiden zu lassen, steigert Komik und Anzüglichkeit. Die Kapaune bringen im Grunde das Vernünftigste vor, was sich sagen lässt; aber ihr Kompromissvorschlag befriedigt das Publikum nicht. Hanswurst erst weiss die Radikallösung, die den Streit samt den Streitenden und Vermittelnden aus der Welt schafft und zur problemlos schmausenden Volksbelustigung hinleitet.

Eine Reisebeobachtung hat Vadian zu seinem heiteren Stück angeregt; Tieferes kam mit ins Spiel. Aber das kleine Werk ist von guter Laune eingegeben, nicht in schwerem Ernst geschrieben worden. Die scherzhaft-ernste Anlage ergibt sich daraus, dass Tiere menschlich fühlen und reden, dass menschliche Konflikte ins Tierreich gespiegelt werden. Die Batrachomyomachie, der Frosch-Mäusekrieg der Alten, bot das literarische Urbild; Vadian hatte ihn, als seine erste Publikation, 1510 herausgegeben. Im Gallus pugnans werden die beiden tierischen Parteien durch menschliche Anwälte vertreten: Philonicus spricht für das Huhn Quaquerra, das seine Heiserkeit vorschützt, Euthymus — »qui gallicinium intelligit«: der gallizinisch versteht — für Giggulirus und die Hähne, die fürchten, zu heftig und bitter zu werden, wenn sie ihre Sache selbst führten. Indem die Klagen der Hühner, die Gegenargumente der Hähne mit komischer Ernsthaftigkeit auseinandergesetzt werden, wird überall an menschliche Eigentümlichkeiten und Schwächen gerührt, — namentlich an das Verhältnis der beiden Geschlechter unter den Menschen. Dann und wann glaubt man etwas von Zeitstimmung, Zeitkritik zu spüren: das Thema der Männer, die zum Waffenhandwerk drängen, die aus den Kämpfen zurückkehren, des friedlichen Lebens entwöhnt, ihren Frauen durch anmassend-rücksichtsloses Wesen lästig, das ist — wir stehen im Jahre 1513! — von einer Anspielung auf die Reisläuferei nicht weit entfernt.

Der Gallus pugnans ist der Tiersatire nach antikem Vorbild, mit mittelalterlich volkstümlichem Einschlag, verwandt. Zwar hat Vadian schwerlich eine konsequent durchgeführte Satire schreiben wollen. Oft lässt er sich einfach leiten von der Freude am gepfefferten Scherz; in dem witzigen Debattier- und Fabulierstil ist nicht überall nach versteckten Anspielungen zu fahnden. Das Wortgefecht zwischen Hähne- und Hühneradvokaten bietet allerdings Gelegenheit genug zu Anzüglichkeiten jeder Art, zu manchem gewagten, nicht eben prüden Spass, Gelegenheit, allerlei drollige und abstruse Dinge zu erzählen, aber auch die humanistische Belesenheit blitzen zu lassen; der Verfasser versäumt nicht, die Autoren, die er zitiert, oder auf die er anspielt, am Rande nachzuweisen, wie wenn es sich wirklich um eine wissenschaftliche Beweisführung handelte. Ungehemmt lebt sich die Lust am Rededuell aus, an überraschenden oder zweideutigen Wendungen und weit hergeholten Vergleichen, das geistreich gespickte Plädoyer, das Jonglieren mit Scheingründen und Scheinbeweisen. Dazu gehört auch die köstliche Klang- und Sinnspielerei in den Namen, gehören verdrehte Etymologien, die sich der St.Galler zum Beispiel mit dem Worte Gallus nicht entgehen lässt: so angesehen ist Gallus, der Hahn, sagt Euthymus, dass sich nach ihm grosse Völker, gelehrte und selbst heilige Männer genannt haben, — so der Abt Gallus, der bei denjenigen Helvetiern begraben liegt, die nächst ihrer kriegerischen Tüchtigkeit besonders durch Weben und Walken der Leinwand hochberühmt sind.

Doch in das Groteske der Situation, ins Paradoxe der rednerischen Argumentation mischt Vadian die Spruchweisheit der Alten. Gewiss soll es komisch wirken, wenn Hähne und Hühner als Kronzeugen für ihre Ansichten Propheten und Kirchenväter, antike Dichter, Historiker, Philosophen heranrufen; aber die Gelegenheit ist hier gegeben und wird benützt — wie Vadian in der Dedikationsepistel sagt —, Sentenzen wie kleine Edelsteine einzustreuen und allgemein menschliche Wahrheiten auszusprechen: »Nihil enim fere est, quod non rideri potius quam oppugnari debeat« (Es gibt sozusagen nichts, was man nicht eher belachen als bekämpfen soll); »Amicorum enim errata secreto debent censeri, virtus vero laudari palam, ut vetusta est philosophorum sententia« (Die Fehler der Freunde soll man im Stillen beurteilen, ihre Tugend aber öffentlich loben, wie es alter Lehre der Philosophen entspricht); »Nobilis poetae sententia est: nec divitias nec quicquam aliud tantum voluptatis habere

quantum virum et uxorem bonos« (Der Ausspruch eines berühmten Dichters — Euripides — sagt, dass kein Reichtum und kein anderes Gut so viel Freude spenden wie gutes Einvernehmen zwischen Mann und Frau).

Mit all dem bedeutet das Wortgefecht des Gallus pugnans weit mehr als einen harmlosen Scherz; über die Einzelheiten der lachenden Satire hinaus zielt vollends eine polemische Tendenz, die dem Stück doch erst seinen Sinn gibt: als Verspottung nämlich der scholastischen Disputation, die mit Zitaten kämpft statt mit Gründen, die in Spiegelfechterei das Widersprechende, das Unsinnige und Abwegige beweisen will, ein formales Exercitium mit papierenen Waffen, dessen Gehalt im Grunde so nichtig ist wie der Streit der Hähne und der Hühner. Eine der Disputationen bei der Promotionsfeier theologischer Doktoren an der scholastischen Universität hiess »Hahnenkampf«[1]; Vadians Titel mag darauf angespielt haben und darauf bezogen worden sein. Die Parodie war den Zeitgenossen jedenfalls unmissverständlich. Für seine Studenten habe er das Stück geschrieben, sagt Vadian in der Dedikationsepistel; dass es von ihnen schauspielerisch aufgeführt wurde, ist nicht bezeugt[2]. Aber dass die Satire ausdrücklich den Studenten zugedacht war, zeigt, wie rücksichtslos der junge Professor seine Schüler in den mit den Waffen des Spottes geführten Kampf gegen die älteren akademischen Bräuche und Methoden hineinführte. Und dass er eine Schrift solcher Tendenz dem Kanzler der Universität widmete, beweist, wie weit die neue Richtung in Wien damals gehen durfte. Vadian weist allerdings im Empfehlungsgedicht an den Leser auf das Gewagte seines Unternehmens hin, und er legte den Gallus pugnans, ehe er ihn drucken und ausgehen liess, dem Nicolaus Gerbellius in Wien zur Prüfung vor[3], weil er sicher sein wollte, dass das kleine Spiel auch vom hochgebildeten Leser gebilligt werde. Gerbellius fühlte sich lebhaft angeregt, fand wenig auszusetzen und viel zu loben: er habe mit

---

[1] So in Heidelberg, Wien, Tübingen. Vgl. *G. Ritter,* Die Heidelberger Universität. Ein Stück deutscher Geschichte, 1. Bd. Mittelalter (1386—1508), Heidelberg 1936, S. 204; *R. Kink,* Geschichte der kaiserlichen Universität zu Wien, 2 Bände, Wien 1854, II, S. 126.

[2] Jedenfalls kaum, wie sich aus Entstehungs- und Publikationsdaten ergibt, vor dem Druck, was *Nadler* (a. a. O., S. 537) annehmen möchte. Aber es ist sicher richtig, den Gallus pugnans in die Reihe der Studentenspiele einzustellen, wie sie schon Celtis veranstaltet hatte.

[3] Vgl. Vadianische Briefsammlung III, Nachträge Nr. 8. Der Brief ist auf den Herbst 1513 zu datieren.

grösster Mühe einige winzige Unkräuter entdecken können; sonst aber sei alles glänzend, glatt, durchaus richtig; »ich finde nichts, was ein so schönes Werk hindern könnte«. Auch sonst stimmten die Freunde lachend und lobend zu, begehrten das gedruckte Werk, und Vadian versandte das Büchlein. Ein Exemplar schickte er auch an Hermann Miles in St.Gallen[1].

Pomponius Mela

Der Gallus pugnans war eine Gelegenheitsschrift, wenn auch keine harmlose und absichtslose. In ihm tritt der beschlagene, frei und herausfordernd um sich blickende humanistische Fechter Vadian hervor; auch indem er spielt und spottet, will er auf die Studenten wirken. Den ernsten wissenschaftlichen Lehrer und Gelehrten aber vermögen wir doch erst aus den beiden grossen Werken von 1518 zu erkennen: den Scholien zu Pomponius Mela und dem Buche De Poetica.

Die Geographie ist früh in den Blickkreis des Schülers Vadian eingetreten; in seiner Poetik erwähnt Vadian ausdrücklich, wie lebhaft sein Lehrer Celtis sich lesend und reisend mit Geographie beschäftigt habe[2]. Ihn selbst zog von den geographischen Schriftstellern bald Pomponius Mela an und behielt sein Interesse durch viele Jahre. Seine Erwähnung im ältesten Vadianbrief, den wir besitzen[3], zeigt, dass er ihn in seiner Studienzeit kennen gelernt hatte. Im Sommer 1514 interpretierte er seinerseits Melas drei Bücher den Studenten[4] und nahm schon damals die Publikation seiner »Annotationes« zu dem Schriftsteller in Aussicht[5].

---

[1] Das Exemplar der Stadtbibliothek St.Gallen trägt auf dem Titelblatt Vadians handschriftlichen Vermerk »Pro domino Hermanno«.

[2] De Poetica, Tit. VI, S. 33.

[3] Vadian an Collimitius, St.Gallen, 20. Aug. 1509, als Dedikationsepistel zur zweiten Ausgabe des Hortulus gedruckt (Vadianische Briefsammlung III, Nachträge Nr. 1).

[4] Vgl. Brief Rud. Agricolas an Vadian, Gran, 25. Aug. 1514 (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen). Wahrscheinlich wiederholte Vadian die mündliche Interpretation im Sommer 1517, vgl. Dedikationsepistel Vadians an Abt Franz von St.Gallen, Wien, 15. Okt. 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 18) und Brief Joh. Leopold und Konrad Grebels an Zwingli, Wien, 8. [?] Sept. 1517 (Zwinglis Briefwechsel I, Nr. 27).

[5] Vgl. Brief Vadians an Rud. Agricola, Wien, 16. Okt. 1514 (der Ausgabe des Pomponius Mela, 1518, beigedruckt).

1518 erschien Vadians Ausgabe bei Lukas Alantsee in Wien[1], 1522 und 1530 folgten in Basel und Paris zwei weitere nach.

Vadians Scholienwerk stellt sich als Folioband mit allem pompösen Beiwerk einer Humanistenpublikation dar. Das kaiserliche Privileg Maximilians I. für den Verleger steht, nach dem reichgezierten, von Apoll und Aesculap bekränzten Titelblatt, an der Spitze, jeden Nachdruck für die Dauer von sechs Jahren verbietend und unter Strafdrohung stellend. Es folgt ein Orts- und Sachverzeichnis und weiter der Reigen von acht Empfehlungsgedichten Vadianischer Genossen und Schüler zum Preis des antiken Autors und seines gelehrten Bearbeiters. In acht Distichen wendet sich sodann Vadian an den Leser, und was er selbst nicht sagen kann, singt Freund Gundel in hohen Tönen: das Lob Vadians, des Jüngers der Musen, unter dessen Leitung der Leser die Reise durch den Erdkreis sicher vollführen möge. Vadians Dedikationsepistel an Abt Franz von St. Gallen erzählt, sachlich und aufschlussreich, die Entstehungsgeschichte des Werkes und charakterisiert seinen Sinn und seine Absicht. Nochmals lässt sich Vadian, dessen Schläfen der immergrüne Lorbeer bekränzt, den Preis eines Bewunderers gefallen, um dann, endlich, zur Sache zu kommen: eine Einführung in Wesen und Nutzen der Geographie, über Mela und sein Werk, dann die Ausgabe der drei Bücher, der Text des römischen Schriftstellers, begleitet, umrankt, überschüttet durch die Anmerkungen und Exkurse humanistischer Gelehrsamkeit. Zum Schluss wendet sich Vadian nochmals an den Leser, druckt den langen Brief an Agricola von 1514 ab, gibt Berichtigungen und fügt eine zweite Dedikationsepistel, an seinen Schüler Konrad Grebel, an. Der Druckvermerk und das schöne Verlagszeichen des Lucas Alantsee schmücken die letzte Seite.

Vadian hat seine geographischen Studien[2] um Pomponius Mela gruppiert. Aber es war ihm keineswegs bloss darum zu tun, seine Studenten mit dem antiken Schriftsteller und seinem geographischen Wissen vertraut zu machen, ihn durch eine erläuternde Buchausgabe in der gebildeten Welt neu zur Geltung zu bringen. Pomponius Mela war ihm vielmehr Lehrgegenstand, Text, an den er dasjenige anschliessen konnte, was

---

[1] Pomponii Melae Hispani libri de situ orbis tres, adiectis Ioachimi Vadiani Helvetii in eosdem scholiis, addita quoque in geographiam catechesi et epistola Vadiani ad Agricolam digna lectu. Verlag Lukas Alantsee, Druck Joh. Singrenius, Wien, Mai 1518.

[2] Vgl. dazu: *G. Geilfus*, Joachim von Watt, genannt Vadianus, als geographischer Schriftsteller, Winterthur 1865.

er selbst zu sagen hatte und zu lehren wünschte. Wo könnte man, so fragt Vadian in der Dedikationsepistel an Grebel, schicklicher über grundlegende geographische Probleme sprechen, als im Anschluss an einen Schriftsteller? Wie das Werk entstanden sei, und was er damit bezwecke, setzt er in der Widmung an den Abt von St.Gallen auseinander. Pomponius Mela ist bereits ediert, gedruckt: Hermolaus Barbarus hat eine gereinigte Ausgabe der drei Bücher publiziert[1]. Das war die erste, notwendige Leistung, die Leistung des Herausgebers. Ein guter Text lag damit vor, und nun konnte die andere Arbeit folgen, die Arbeit des Interpreten. Sie will Vadian unternehmen, und zwar will er nicht einen Kommentar liefern, sondern Scholien. Er unterscheidet beides: unter einem Kommentar versteht er die philologisch-kritische Texterklärung, unter Scholien dagegen die den Text erläuternden und weiterleitenden, auslegenden und illustrierenden Ausführungen. Über Hermolaus hinaus sei kein philologischer Kommentar nötig gewesen; er, Vadian, habe vielmehr den zurückgewonnenen Schriftsteller und sein Werk sachlich erläutern wollen.

So waren Vadians akademische Interpretationen angelegt; auf Drängen seiner Schüler bereitete er sie zur Veröffentlichung vor und führte dann vom Herbst 1517 bis zum Frühling 1518 in angestrengter Arbeit den Druck durch. Pomponius Mela gibt den Leitfaden; Vadians geographische Interessen und Kenntnisse reichen aber weit darüber hinaus ins Allgemeine und ins Einzelne; durch die Erläuterung des antiken Schriftstellers sollen die Schüler viel mehr an geographischem Wissen aufnehmen, als dieser selbst zu bieten hatte; sie sollen überdies und vor allem eingeführt werden in Wesen und Methode der Geographie. Die Scholien zu Melas Text stellen eine monströse Sammlung geographischen Wissens und geographischer Kenntnisse dar. Vadians geographische Grundanschauungen finden wir ausgesprochen in seiner Einleitung (Rudimentaria in geographiam catechesis), im Brief an Agricola (von 1514), in den beiden Dedikationsepisteln und in einigen langen Exkursen der Scholien, schliesslich in den Loca aliquot ex Pomponianis commentariis repetita von 1522. Es ist anzunehmen, dass Vadian schon als Schüler des Celtis geographische

---

[1] Hermolaus Barbarus, Venezianischer Patrizier und Gelehrter (1453—1493). Vadian besass seine Castigationes Plinianae und seine Emendatio in Melam Pomponium in der Römer Ausgabe von 1493 (*Verena Frei*, Bibliotheca Vadiani, Ms. Stadtbibliothek St.Gallen, S. 50/51; vgl. ferner *M. Denis*, Die Merkwürdigkeiten der garellischen öffentlichen Bibliothek, Wien 1780, Nr. 122).

Anregungen empfangen hat; die entscheidenden Aufschlüsse aber, namentlich für das, was man die mathematische Geographie nennt, verdankte er zweifellos dem vertrauten Umgang mit Collimitius.

Vadian setzt — in der Catechesis — als echter Wissenschafter ein mit einer Klärung der Begriffe. Die Geographie, wie die Herleitung, das Etymon des Wortes sagt, beschreibt die Lage des festen Landes zum Meer und gibt die Aufzählung der auf ihm liegenden Örtlichkeiten. Dem fügt der Geograph historische Angaben über den Ursprung von Staaten und Völkern, über die Herkunft der Namen, über Merkwürdigkeiten in Natur und Menschenwerk bei. Die Kosmographie dagegen bezieht sich auf Himmel und Erde, auf die Stellung der Erde innerhalb des kosmischen Ganzen; der Kosmograph nennt Städte, Flüsse, Meere, Berge nur zur Bestimmung der Lage und zeigt, unter welchem Himmel sie liegen: Länge, Breite, Verhältnis zum Sonnenstand, woraus sich die wechselnde Dauer der Tage verstehen lässt, Stellung der Gestirne, ihr Aufgang und Untergang, die an Orten verschiedener Breite nicht gleich sein können, Bestimmung der Distanzen, Erklärung der klimatischen Unterschiede, Ausarbeitung der Karten mit dem Netz der Meridiane und Parallelkreise. Der Geograph ist dem Poeten und Historiker verwandt, der Kosmograph neigt mehr zur Geometrie und Astronomie. Beide sind aufeinander angewiesen. Aber ihm, Vadian, scheine die Kosmographie die strengere Wissenschaft zu sein; sie sucht nach den sicheren Grundregeln, sie muss sich auf Gesetze stützen: »certis axiomatis nitatur«; die Geographie dagegen stellt auf die vielfältigen Zeugnisse der Schriftsteller ab und ist daher, »ut omnia mortalium opera tempus mutat«, nicht immer widerspruchslos und sicher. Die Topographie gehört eher zur Historie; sie beschreibt Orte, wie sie sind. Die Topothesie steht der Dichtung nahe; sie schildert fiktive Örtlichkeiten. Die Chorographie schliesslich bildet Orte und Gegenden mit der Ähnlichkeit des Gemäldes ab; der Chorograph widmet sich dem Einzelnen, im Unterschied zum Geographen, der das Ganze im Auge hat.

Vadians Thema ist die Geographie; ihr gilt der lehrhafte Zweck seiner Vorlesung und seiner Publikation; er will anregen, anweisen, erziehen zum richtigen Studium der Geographie, so wie es die Zeit verlangt. Die neue Zeit, die neue Methode der Forschung drängt zu ihr hin; denn Geographie vermittelt Anschauung. Vadians Wissenschaftslehre spricht sich aus: »Denn solange der menschliche Geist im Körper lebt, unterliegt er dem Gesetz der Erkenntnis, dass der Verstand nur das zu fassen ver-

mag, was durch die Sinne eingeht, und dass wir alles, was wir denken und uns vorstellen, bildlich umschreiben müssen; darum verlangt das Gesetz der Erkenntnis selbst, damit wir den Sitz des menschlichen Geschlechtes, die Erde, kennen lernen, in erster Linie Geographie, die uns alles mit Hilfe anschaulicher Beschreibung vor Augen stellt«[1]. Geographie lehrt alle Länder und was sie Merkwürdiges aufweisen kennen, und vor allem, sie bringt dies in eine Ordnung, macht es durch Beschreibung und Darstellung auf der Karte fassbar, prägt es dem Gedächtnis ein. Lächerlich und beklagenswert ist die Vernachlässigung der philologisch-musischen und der naturwissenschaftlich-geographischen Disziplinen in der scholastischen Methode: »Diese Leute wollen, dass der Himmel unerforscht bleibe, sie wollen nicht, dass etwas deutlich bestimmt und gezeigt werde, sondern dass alles in akademische Spekulationen verknäuelt werde«[2]. Plato sagt, dass ohne die Kenntnis der Arithmetik der Mensch nicht menschlich sei; Vadian wendet denselben Vorwurf gegen diejenigen, die von der Geographie nichts wissen; sie sind »inhumani«, keine gebildeten Menschen.

Tatsächlich: für Geschichte und Sage, für die Kenntnis des Menschen und der Natur, für das Verständnis der Bibel und der Kirchengeschichte braucht man Geographie. Der Historiker muss wissen, wo Actium ist, wo der Granicus fliesst, wo Issos und Arbela liegen. Wir müssen wissen, was es bedeutet, wenn wir hören, dass aus dem glücklichen Arabien Weihrauch und Myrrhen kommen, dass es in Tyros Purpur, auf Paros Marmor, in Ägypten Krokodile und Nilpferde gibt. Der Dichter macht Fehler, wenn er sich auf Erden nicht auskennt, und um die Dichter zu verstehen, muss man geographische Kenntnisse haben. Selbst die Geistlichen und Theologen können »in suis historiis« der Geographie nicht entraten; zur Steuer der Wahrheit müsse dies gesagt werden, auch wenn sie es übel aufnehmen werden. Man muss sich die Lage des heiligen Landes, die

---

[1] »Cum enim ea sit animi humani dum in corpore est cognoscendi sors, ut nisi a sensibus profecta interior intellectus capere nequeat, et quaecunque cogitare et imaginari solemus, ea omnia certis figuris atque imaginibus circumscribamus: ad ea demum cognoscenda quae terrae sunt hoc est sedis hominum primam omnium geographiam quae omnia picturae nobis beneficio indicare solet, ipsa cognoscendi ratio desiderat« (Catechesis: Quantam utilitatem in se gaeographiae studium habeat).

[2] »Volunt illi coelum resque coelestes ignorari, nolunt ut quicquam demonstretur, sed academicis coniecturis involvantur omnia« (Catechesis: Quantam utilitatem in se gaeographiae studium habeat).

Reisen des Apostels Paulus vorstellen können; wo liegt Tarsus, wo Damaskus? Welches Ausmass hatte die Volkszählung des Augustus? Vadian selbst bekennt, dass er sich in seinen jungen Jahren kein richtiges Bild von den Grenzen des römischen Reiches habe machen können.

Wie soll nun das moderne Studium der Geographie aufgebaut werden? Die ideale Basis schaffen Reisen, gibt der Augenschein. Wir bewundern die, welche von Reisen nach Ägypten, Palästina, andern Mittelmeerländern in die Heimat zurückkehren; diejenigen sind im Volke hoch geachtet, die Spanien gesehen haben und dort an die Grenzen der Christenheit gelangt sind, oder die in Syrien waren, weil sie fremde Länder, Völker, Sitten kennen gelernt haben. Leider können wir jetzt — so klagt Vadian, mitten im Zeitalter der Entdeckungen — nicht mehr so leicht wie die Alten die Länder durchreisen, wegen der Verschiedenheit der Sprachen und besonders wegen der Wildheit der dem Christentum feindlichen Völker! Da es meist nur in beschränktem Ausmass möglich sein wird, Ansichten und Erfahrungen an Ort und Stelle zu sammeln, bilden Karten den zwar mangelhaften, aber unentbehrlichen Ersatz. Anschauung ist in geographischen Dingen höchst wichtig; man kann nicht nur aus Büchern lernen; man muss beobachten oder sich dann eben das Kartenbild »attentissimis oculis« einprägen, so dass man es im Kopf hat. Um Schüler dahin zu bringen, muss man in kleinen Gruppen mit ihnen arbeiten können. Dann aber muss die Erdkunde mit der Himmelskunde, die Geographie mit der Kosmographie in Beziehung gesetzt werden. Die Grundlage der mathematischen Geographie ist für die Bestimmung der Himmelsrichtungen, der Länge und Breite, der Distanzen, des Klimas unentbehrlich. Auf Erden aber muss man vom Allgemeinen ausgehen, muss den Überblick gewinnen über Lage, Grösse, Grenzen der Meere, der Erdteile, der Länder. Mit solchen Kenntnissen ausgerüstet kann man erst die Schriftsteller verstehen, interpretieren. Die philologische Arbeit steht also am Schlusse, nicht am Anfang: so weit schreitet der Geograph Vadian aus der scholastischen, ja selbst aus der humanistischen Befangenheit hinaus.

Dann leitet Vadian zu seinem Schriftsteller über, indem er seine spanische Herkunft festlegt und seine Lebenszeit, die Entstehungszeit seines Werkes bestimmt; in musterhaft scharfsinniger philologisch-historischer Untersuchung weist er die Annahme, dass die Schrift aus der Zeit Julius Caesars stamme, zurück und verlegt sie richtig — mit methodischer

IOACHIMI VADIANI HELVETII, IN SECVNDVM POMPONII MELAE LIBRVM SCHOLIA.

MODO sinistro. Europa/inquit/paulo ante ingressis ad sinistrũ sita, egredientibus in Mœotin dextra fit. ┌Huc. Riphæi mõtes scilicet hoc est ad Europæ latus, Id quod octaua Europæ tabula Ptolemeꝰ demonstrat: quanq̃ hodie constat supra Riphæos in Arcton Europæ partem ad sinum Venedicum procurrere / neglectã priscis / Qui cognitarum Asiæ atq̃ Europæ illic terrarũ sequestrum esse Tanais defluxum uoluerũt, Hic Luca. lib. iii. Qua uertice lapsus / Riphæo Tanais diuersi nomina mũdi Imposuit ripis, Asiæq̃ & terminꝰ idẽ Europæ & mediæ diri mens confinia terræ, Nũc hunc nunc illum, qua flectit ampliat orbem. ┌Assidue. non toto ãno, sed hyeme quam multo habent nostra longiorem/ & propter maiorẽ declinationem/ duriorem. Quãq̃ Pli. & Soli. præ cæteris temporũ uicissitudine eũ tractũ carere scribant, fama uetustatis moti magis q̃ ueri noscendi desiderio. Pli. ca. xii. quarti lib. Mox inquit Riphæi mõtes & assiduo niuis casu pinnarũ similitudine Pterophoros appellata regio. Soli. Pterophoron dicunt, quippe casus continuarũ niuiũ quoddã ibi exprimit simile pennarũ: Græcis πτερον pennam significat, lata igitur densaq̃ niue fit ut uisum intẽdere, & prospicere longius nemo queat, In eius cõfiniis/ erectæ sunt Alexãdro & Augusto Cæsa. aræ. Tãtæ olim uel principibus gloriæ fuit/ longinqua attigisse terras. ┌Regio dit. Gessitron Plinius appellat septimo libro, quæ de Gryphibus referunt fabulosa existimãs, Pugnã cũ Arimaspis & bestiæ ferociã elegãtissime rediddit Solinus. Nos quoq̃ in Elegia de Vadianoꝝ imaginibꝰ ad Melchiorẽ fratrẽ, inter cætera de Gryphibus sic lusimus, Igne micãt oculi curuatur acumine rostrũ/ Sibilat & grandi lingua retorta sono, Fulta toris ceruix pacutis auribus extat, Fronsq̃ minax acris signa uigoris habet: Horrescunt uillis armi crispãtibus atri, Asperat & duros ungula fissa pedes, Cauda ferit clunes talos demissa sub imos Et nodũ hirsuto turbine finis habet &c. ┌Scythæ. Europei/ de quibus alibi. ┌Arimaspi. Vnocula gens/ ut Solinꝰ ait. Herod. lib. iiii. scribit Scytharũ lingua Arima unũ & spu oculũ significare.

Tanais.

Elegia Vadiani de Gryphibus.

POMPONII MELAE DE SITV ORBIS LIBER SECVNDVS.

SCYTHIA EVROPEA

ASiæ in nostrũ mare Tanainq̃ uergẽtis, quẽ dixi, finis ac situs est, At per eũdẽ amnẽ in Mœotida remeantibꝰ ad dextrã Europa ẽ/ modo sinistro latere innauigantiũ apposita, ac Riphæis mõtibus (nã & huc illi pertinẽt) proxima. Cadẽtes assidue niues adeo iuia efficiũt, ut ultra ne uisum quidẽ intẽdentiũ admittãt. Deinde est regio ditis admodũ soli, inhabitabilis tamẽ, quia Gryphi sæuum & pertinax ferarũ genus/ aurum terra penitus egestũ mire amãt mireq̃ custodiunt, & sunt infesti attingentibus. Hominũ primi sunt Scythæ, Scytharũq̃ quis singuli oculi esse dicuntur Arimaspi. Ab eis Essedones usq̃

b

c

SEITE AUS POMPONIUS MELA

Beweisführung nach Terminus a quo und Terminus ante quem, wenn auch ohne diese Begriffe zu verwenden — in die Zeit des Claudius. Er kennzeichnet den Gang der geographischen Darstellung Melas: von Mauretanien in Nordafrika ostwärts bis Ägypten, nordwärts durch Palästina und Phönikien nach Kilikien, rings den kleinasiatischen Küsten entlang zur Krim, nach Mazedonien, Griechenland, Dalmatien, Süditalien, durch Spanien zum Ausgangspunkt zurück und dann in einer zweiten, weiter ausholenden Reise durch die europäischen Länder nach Russland und Indien, zurückkehrend durch Persien, Arabien, Äthiopien, Libyen; schliesslich nach den Inseln des Ozeans.

Den Spuren seines Schriftstellers folgt Vadian. Er gibt Seite für Seite einige Zeilen von Melas Text und umrahmt sie, in kleineren Lettern, oben, rechts, unten — nur auf der Heftseite nicht — mit seinen Anmerkungen, die jeweilen an eine Stelle des Textes anschliessen und mehrfach zu seitenlangen Exkursen ausholen. Der zugrundegelegte antike Autor wird durch Erklärungen nicht nur, sondern durch Erweiterungen, Verbesserungen, neues Material förmlich überflutet. Die Scholien nehmen wohl den acht- bis zehnfachen Raum des Textes ein, den sie begleiten; nicht die Kenntnisse des Pomponius Mela werden weitergegeben, sondern an ihm, über ihn hinaus, auch gegen ihn soll moderne wissenschaftliche Geographie gelehrt werden.

Wo schöpft Vadian sein Wissen, wie gestaltet er seine geographischen Vorstellungen? Er wälzt in erstaunlicher Belesenheit die ganze Masse der humanistischen Büchergelehrsamkeit heran. Aber die Schriftsteller sind ihm weder einzige Erkenntnisquelle, noch unbedingte Autorität. Die literarischen Zeugnisse gelten ihm nur insofern, als sie den erkannten Naturgesetzen entsprechen und mit den Beobachtungen nicht in Widerspruch stehen. Er will über die Alten hinauskommen, nicht in ihrer Verehrung verharren. Die jetzigen Kenntnisse über Afrika und den Osten, so heisst es etwa, reichen weiter als die der Griechen und Römer. Aber es geht nicht nur um die Vermehrung des Wissens, sondern um die Gewinnung richtiger Grundansichten durch richtige Methode: Erfahrung und systematisches Denken. Die Alten irrten, wo sie sich nur von Vermutungen leiten liessen[1].

---

[1] »... opinione potius quam aut experientia aut efficaci aliqua ratione ducti ...« (Brief an Agricola).

Im Anschluss an die Einsichten der klassischen Naturerkenntnis, im Kampf gegen die Irrtümer antiker und christlicher Autoren müssen die Voraussetzungen richtiger Erdkunde durchgesetzt werden. Vadian erörtert sie im Anschluss an eine Frage Agricolas aus dem Jahre 1514 nach der Existenz von Antipoden; in einem mehr als 15 Seiten langen Exkurs zu den ersten Sätzen des Pomponius Mela geht er auf diese Frage ein. Mela lehrt, die Erde, rings von Wasser umgeben, werde in zwei Hemisphären und fünf Zonen eingeteilt, deren mittlere die Hitze, deren zwei äussere die Kälte unbewohnbar mache. Die Erde, so entwickelt Vadian dem entgegen, indem er sich auf den Geographen Strabo, auf Albertus Magnus, Peuerbach, Collimitius beruft, seine geographische Gesamtanschauung, ist eine Kugel; man darf sich das feste Land jedoch nicht als einen aus eben liegender Meeresfläche auftauchenden Schild, noch als einen auf dem Wasser schwimmenden Apfel vorstellen; sie bildet vielmehr — »ut multiplicia demonstrationum experimenta docent« — mit dem Meer zusammen den Erdball. Rings um den Globus, zu beiden Seiten des Äquators, erstreckt sich die zusammenhangende Landmasse, über 180 Grad, wie Ptolemäus berechnete; ihre noch viel weitere Ausdehnung, von verhältnismässig schmalen Meeren unterbrochen — so glaubt Vadian weit überschätzend —, sei erwiesen, seit »Vespucci Amerika entdeckte«. Dieses Land ist in allen Zonen besiedelt; die Annahme einer unbewohnbaren heissen Zone, die keinen Verkehr zwischen den beiden gemässigten Zonen erlaubt, ist widerlegt. Die Gesetze der Sonnendeklination, die Abhängigkeit des Klimas vom Sonnenstand beweisen es; aber neben dieser allzu summarischen Argumentation spielt Vadian einen zweiten Trumpf aus: die Fahrten der Portugiesen von Lissabon nach Calicut erweisen durch Erfahrung, dass man durch die Äquatorialzone hindurch zu den Bewohnern der südlichen Halbkugel zu gelangen vermöge. Daraus gehe hervor, dass es nicht nur Periöken gibt — Leute, die auf demselben Parallelkreis in einem Meridionalabstand von 180 Grad wohnen—, nicht nur Antöken, die auf demselben Meridian unter entsprechender südlicher Breite hausen, sondern Antipoden, die uns, um 180 Längengrade entfernt, auf dem entsprechenden Parallelkreis der südlichen Halbkugel gegenüberstehen. Lactantius faselt, wenn er, die Kugelgestalt der Erde leugnend, gegen das Vorhandensein von Antipoden den Einwand erhebt, diese hätten den Kopf unten, die Füsse oben, die Bäume wüchsen bei ihnen abwärts, und der Regen fiele aufwärts. Unbegreiflich, die Grundgesetze der Physik so

zu verkennen! Aber auch Augustinus irrt, wenn er in unbedingtem Bibelglauben annimmt, kein Nachkomme Adams habe durch die heisse Zone auf die südliche Halbkugel gelangen können, daher müsse sie unbewohnt sein, und es gebe keine Antipoden.

Man hört, aus diesen Erörterungen, die Diskussionen der Zeit; man sieht, was Vadian von freiem Standpunkte aus und grundsätzlich vorurteilslos einem Bekannten wie Agricola demonstrieren und seine Schüler lehren will. Man erkennt sein eigenes Weltbild: Die Erdkugel ist in den Polarzonen unbewohnt, denn dort gibt es kein festes Land; Vadian nimmt dies irrtümlich an, sich auf Albertus Magnus berufend und einen rationalen Gedanken im Weltenplan voraussetzend: die Natur habe das Wasser dort zusammengedrängt, wo das Klima für den Menschen ohnehin ungünstig sei. In den beiden gemässigten und der heissen Zone aber erstreckt sich, viel bedeutender an Längenausdehnung als an Breitenentwicklung, das bewohnbare Land, ununterbrochen von Gades bis zum äussersten Osten, der von der Westküste Amerikas keineswegs durch ein so riesiges Meer getrennt sei, wie man glaubt. Die Entdeckung Amerikas bedeutet ihm einen gewaltigen Fortschritt zu richtiger geographischer Vorstellung; ein neuer Kontinent ist gefunden worden, so erkennt er richtig, wenngleich er die trennenden Meere verhältnismässig zu gering bemisst. Als einer der frühesten nimmt Vadian mehrmals — in der Epistel an Agricola 1514 — den Namen Amerika auf, den wenige Jahre zuvor (1507) Martin Waldseemüller (Hylacomylus) in seiner Cosmographiae Introductio erstmals angewandt, Glarean in seiner Weltkarte (Paris 1510) aufgenommen hatte.

Aber die Scholien dringen auch, üppig wuchernd, in alle Einzelheiten der geographischen Beschreibung Melas ein, und Vadian bewährt auch in ihnen, mit Erkenntnis und Irrtum, aus Buchwissen, Beobachtung, Nachdenken und kritischem Urteil, seine Betrachtungsart. Er gibt Wort- und Sinnerklärungen zu Handen der Schüler; er berichtigt und bereichert den kargen Text seiner Vorlage. Er macht alle möglichen interessanten Angaben über Land und Leute, Berge und Flüsse, Pflanzen und Tiere, Geschichte und Sage und verschmäht auch Absonderliches nicht. Er will über die trockenen Aufzählungen des Pomponius Mela hinauskommen. So fügt er zum Beispiel zu den wenigen Zeilen Melas über Ägypten, unter grossem Aufgebot von Autoren, die er zitiert, fast fünf Seiten Scholien: über die Frage der Nilquellen, die Katarakte, das Delta, die Nilüberschwemmungen, über Nilpferde und Krokodile, über Pyramiden, Obe-

lisken, das Labyrinth, über die Einbalsamierung der Leichen und die Verehrung des Apis. Überall will er belehren, verständig und verständlich wirken, und da verfällt er wohl einmal in einen allzu nüchternen Ton, — nicht willkürlich aber, sondern entsprechend der Ablehnung alles Gotischen durch die Humanisten: die Pyramiden in Ägypten sind törichte Demonstrationen verschwenderischer Herrscher und nützen nichts, — ebensowenig wie die überflüssigen Kirchtürme der jetzigen Zeit; berühmt sei derjenige zu Wien und der zu Strassburg, der noch mächtiger, aber weniger elegant sei. Vadian liebt die Vergleiche dessen, was er aus Büchern weiss, mit dem, was er gehört oder selbst gesehen hat. Mela berichtet, in der Kyrenaika gebe es einen Felsen, der, wenn er von einem Menschen berührt werde, einen verheerenden Sandsturm entfessele; dem fügt Vadian Bemerkungen über Naturerscheinungen bei Stürmen auf dem Meer und in der Wüste an und erzählt sodann, um Melas Angaben zu bekräftigen, von einer vergleichbaren Sage über den See am Pilatus in der Schweiz: Wenn jemand absichtlich etwas hineinwirft, wallt er, den frevelhaften Ruhestörer zu bestrafen, auf wie ein reissender Strom; fällt zufällig etwas hinein, so bleibt er ruhig[1]. Es ist die Kunde dieser wundersamen Erscheinung, die Vadian im August 1518 zur Pilatusbesteigung veranlassen wird; die zweite Ausgabe des Pomponius Mela von 1522 flicht hier den Bericht über die Expedition zu dem sagenhaften Bergsee ein. An einer andern Stelle vergleicht Vadian politische Einrichtungen lykischer Städte mit der eidgenössischen Tagsatzung: Wie die 23 lykischen Städte ihre Vertreter zur Ratsversammlung abordnen, so tun es die Helvetier, »gens libera, missis e potissimis civitatibus viris gnaris qui de rebus communibus mature simul et provide consultent«[2]. Wo Mela von den Greifen im fernsten Skythien erzählt, erinnert Vadian daran, dass dasselbe Fabeltier das Wappen seines Geschlechtes schmücke[3]. Er selbst hat keine weiten Reisen unternommen; doch wo es möglich ist, berichtet er von Reiseerlebnissen, so von seiner Erkundungsfahrt nach Istrien, von Beobachtungen in Wien, in Ungarn, wo er, mit Collimitius unterwegs, in der Ebene vor Sonnenaufgang die Venus in verwunderlichem Glanze habe aufsteigen sehen[4]. Über Polen weiss Vadian aus direkten Quellen manches zu berich-

[1] Pomponius Mela (1518), Fol. 21v.
[2] Pomponius Mela (1518), Fol. 41v.
[3] Pomponius Mela (1518), Fol. 51v.
[4] Pomponius Mela (1518), Fol. 45v.

ten; das Kapitel über Deutschland kommt einer kulturgeschichtlichen Beschreibung nahe. Im Abschnitt über Gallien schildert er Rhein und Bodensee samt der umgebenden Landschaft, hier natürlich als Kenner mit Ausführlichkeit und Wärme. Er korrigiert die Schriftsteller, macht recht genaue Grössenangaben über den Bodensee, verwirft die Ansicht, dass das Wasser des Rheins, ohne sich zu vermischen, den See durchfliesse, und verfehlt nicht hinzuzufügen, dass er den wahren Sachverhalt selbst festgestellt habe: »ipse observavi«. Er zählt die Städte des Bodenseegebietes beschreibend auf, und wie er auf St. Gallen zu sprechen kommt, geht ihm das Herz auf: Das ist meine liebe Vaterstadt, das ist die gütige Mutter der Familie Vadian, nicht erst seit einem Jahrhundert; die Stadt wohl gelegen bei Bergen und Flüssen, mit ausnehmend gesundem Klima, die Bürger fromm, klug, gerecht, mild, in Krieg und Frieden wohl verwaltet; er vermöge sie nicht nach Gebühr zu preisen; was er versucht habe, das werden, im Aufstieg der Wissenschaften, Andere, Spätere besser erreichen; auf seinen jungen Bruder Melchior setzte er seine Hoffnungen[1].

Vadian war auch als geographischer Schriftsteller Humanist; er sieht die Geographie in jenem weiten, verbindenden Umkreis aller Wissenschaften, in dem sich die humanistischen Polyhistoren so gerne bewegten. Aber er ist, hierin mit besonderer Deutlichkeit, Humanist seiner späten Generation. Die Schriftsteller sind ihm wohl vertraut, die antiken wie die mittelalterlich-christlichen; aber er lässt sich durch sie auf keine Ansicht verpflichten, lässt durch sie sein Fortschreiten nicht hemmen. Wissenschaft ist nicht bloss ein Weitergeben, sondern auch und vor allem fortschreitende Entwicklung. Neben dem literarischen Zeugnis steht die Empirie: das erforschte Naturgesetz, die beobachtete Erscheinung, das scharf ins Auge gefasste Objekt. Was sich durch sie erkennen lässt, ist ausschlaggebend: die Alten werden überholt, die Kommenden werden die Jetzigen übertreffen. Die Geographie hat durch Vadian selbst keine bedeutsame wissenschaftliche Förderung erfahren, weder die mathematische Geographie, noch — in grösserem Maßstab — die Länderbeschreibung. Das Ziel seiner Bemühungen ist ein pädagogisches: Vadian kennzeichnet den erreichten Stand und will seinen Schülern die Fortschrittsbahnen der Zukunft weisen. Er geht von einem Autor aus, der anderthalb Jahr-

[1] Pomponius Mela (1518), Fol. 93 r. u. v., 94 r.

tausende früher geschrieben; er nützt die Überlieferung, er ordnet die Geographie den neu erblühenden Wissenschaften und Künsten zu, er verkündet die Bedeutung sowohl der naturwissenschaftlichen Empirie, wie der abstrakten, rechnenden, ableitenden Theorie; er lockert mit all dem die Bindung des Forschers an die antiken Autoren wie an die christlichen Autoritäten.

Diesen Punkt, der seine Methode, seinen wissenschaftlichen Standort betraf, hat Vadian noch einmal ausdrücklich festgelegt und begründet, abgerückt von befangenen und veralteten Ansichten: in der gegen Camers gerichteten Schrift Loca aliquot[1]. 1521 in St.Gallen geschrieben, 1522 in Basel gedruckt, steht sie in zeitlichem und räumlichem Abstand vom Wiener Vadian; aber sie enthält zweifellos das Fazit seines dort und damals geschulten und geübten Denkens.

Vadian hatte in der ersten Ausgabe seines Pomponius Mela (1518) häufig, aber doch mehr nur im Vorbeigehen und ohne genauer darauf einzutreten, Angaben des spätlateinischen Polyhistors C. Iulius Solinus als falsch und oberflächlich bezeichnet und dabei einmal die Hoffnung auf eine reinigende Solinusausgabe des Camers ausgesprochen. Als diese, 1520 erschienen, Solinus in Schutz nahm und Vadians Einwände kritisierte, griff er die Sache in seinen Loca aliquot auf, führte, was er früher nur angedeutet hatte, in besonderen Abhandlungen eingehend aus, vom Prinzipiellen aus begründend, was er im einzelnen vertreten hatte[2].

In 16 Punkten hebt Vadian konkrete Einzelfragen heraus und beantwortet sie: die Fragen nach der Konstellation der Gestirne bei der Gründung Roms, nach den Donauquellen, der Zahl der Liparischen Inseln, den Euphrat- und Nilüberschwemmungen, der Lage der Insel Ceylon, der Antipoden, der Schattenrichtung im Sonnenlicht zwischen den Wendekreisen oder ausserhalb derselben. Aber bei all dem geht es Vadian nicht nur um Einzelnes, sondern um eine zentrale Frage der wissenschaftlichen Forschung überhaupt, der damaligen wissenschaftlichen Forschung ganz besonders: ob für die Erkenntnis — hier für die Erkenntnis geographischer,

---

[1] Loca aliquot ex Pomponianis commentariis repetita indicataque in quibus censendis et aestimandis Ioanni Camerti theologo Minoritano, viro doctissimo, suis in Solinum enarrationibus cum Ioachimo Vadiano non admodum convenit. (Der zweiten Ausgabe des Pomponius Mela, Basel 1522, beigegeben.) Vgl. Kap. 4, S. 173 ff.

[2] Vgl. Kap. 4, S. 173 ff.

naturwissenschaftlicher Dinge — die literarische Überlieferung, das Zeugnis der Alten massgebend und ausreichend sei. Hier gehen, was freilich nur Vadian ganz grundsätzlich erkennt und feststellt, die Wege auseinander. Camers bleibt Theologe und philologisch orientierter Humanist; er verharrt in den Bahnen des älteren, des italienisch-klassischen Humanismus [1]. Fest steht das Wort der Bibel und verbietet ein Suchen nach Erkenntnissen, die darüber hinausgingen, gar damit in Widerspruch stünden: in der Genesis wird die Verteilung der ersten Menschen, bei Marcus die Aussendung der Apostel in alle Lande berichtet; wo liest man dabei, dass einer der ersten Menschen oder einer der Apostel Christi zu den Antipoden gekommen sei? Die Überlieferung der Alten freilich kann von Entstellungen gesäubert, mit anderer Überlieferung verglichen werden. In erster Linie aber ist es Recht und Pflicht des Schriftstellers, zu übernehmen und weiterzugeben, was ältere Autoren gesagt haben; ihre Angaben zu beweisen, ist nicht seines Amtes [2].

So hatte sich Camers seine Aufgabe auch als Herausgeber des Solinus gestellt; so replizierte er in seiner Antilogia dem Vadian, dessen Forderung hier radikal anders lautete: die Wahrheit vor allem! Keine richtige Erkenntnis — solange sie der Heiligen Schrift nicht widerspricht, was Vadian an e i n e r Stelle vorbehält — darf sich durch die Autorität eines Schriftstellers hemmen lassen: »Welch' ein Betrug wäre es, ... die Autorität über die Wahrheit zu stellen« [3]! Die alten Autoren sind hoch zu schätzen; wir verdanken ihnen viel Wahres und Gutes. Aber sie haben ihre Ansichten oft von einander übernommen, ohne die Dinge selbst zu untersuchen, und die Neueren schreiben sie ihnen wieder ab. Dies ist allzu bequem: auf eigenes Forschen und Denken darf man nicht verzichten. Mit welchen Argumenten aber lässt sich eine zweifelhafte Überlieferung klären, ein offenbarer Irrtum widerlegen? Wie kann man, da man sich mit den lückenhaften Kenntnissen der Alten nicht zufrieden geben wird, weiter kommen? Vadian stellt und beantwortet diese Fragen nicht

[1] Io. Camertis ... antilogia, id est locorum quorundam apud Iulium Solinum a Ioachimo Vadiano Helvetio confutatorum amica defensio, Wien, 23. Mai 1522 (vgl. *Denis*, Buchdruckergeschichte, Nr. 249).

[2] »... non pertinere ad historiarum scriptores, ea quae referunt demonstrationibus confirmare«. Im selben Zusammenhang (Punkt 13 der Antilogia): »Narrare historici atque geographi, non demonstrare solent, et ea in medium adducere, quae viderint ipsi vel ab aliis narrata referre«.

[3] »... quae impostura fuerit in historia tradenda authoritatem veritati praeferre?«

in zusammenhängend-systematischer Weise, sondern bei Besprechung der einzelnen Kontroversen zwischen ihm und Camers. Seine Meinung aber ist völlig klar: In Fragen geographischer Art entscheiden Beobachtung und Naturgesetz; die berechnenden, exakten Wissenschaften, Mathematik und Astronomie, schlagen die literarischen Autoritäten, ja selbst die theologischen Argumente aus dem Felde. Die Devise der philologischen Humanisten »ad fontes« wird zur programmatischen Forderung auch der naturwissenschaftlichen Forschung, und hier bedeutet sie: zum Gegenstand, der unvermittelt und unverstellt erfasst werden muss.

Es ist der Standpunkt des modernen Naturforschers, den Vadian hier einnimmt; er ist gewillt, die von einem Schriftsteller zum andern getragene Überlieferung zwar zu nutzen, aber hinter sich zu lassen. Auf diesen Boden will ihm Camers nicht folgen; in den mathematisch-astronomischen Studien, mit denen Camers sich wenig abgegeben habe, sehe Vadian — so klagt der Italiener — des Gegners schwache Ausrüstung und verlege deshalb den Angriff dahin. Vadian spart wirklich nicht mit dem Vorwurf, Camers besitze keine astronomisch-geographischen Kenntnisse und achte zu wenig auf die Resultate der unmittelbaren Naturbeobachtung. Er sei und bleibe Philologe, Theologe; als solcher glaube er an Autoritäten. Dieser Glaube — sofern es ein blinder, starrer Glaube ist — muss überwunden werden, denn er hemmt die freie Forschung. Der orthodoxe Philologe verharrt beim Zeugnis der alten Autoren; die Theologen betrachten sich als Urheber und Treuhänder der Wahrheit und lehnen ab, was die gelehrtesten Geographen und Mathematiker beweisen. Hier liegt die Meinungsverschiedenheit. Keine überlieferte Ansicht werde man zwar leichtsinnig verwerfen; sie durch eine bessere zu ersetzen, dürfe man nicht zögern. Dies setzt die verehrten und bewunderten Alten nicht herab. Denn keiner kann alles wissen. Irren ist menschlich. Jeder hat das Recht zu irren; dem entspricht die Pflicht, erwiesene Irrtümer zu beseitigen. Vadian erkennt, dass dies Leben und Fortschritt der Wissenschaft ausmacht. Er habe, so führt er an einer der erörterten Stellen aus, erwähnt, dass Herodot und Aristoteles über die Quellen der Donau falsche Angaben machen; Camers finde, dass man nicht so über Aristoteles urteilen dürfe. Vadian verteidigt sich: dass Aristoteles hier geirrt, sei fraglos; ihn deswegen der Ignoranz zu zeihen, liege ihm fern: »nemo unus omnia novit«. Es gebe Dinge, die Aristoteles nicht gekannt habe; er sei ein Mensch, kein Gott gewesen, wenn auch göttlichen Geistes. Durch die Autorität eines

Schriftstellers darf man sich nicht von Erforschung und Erkenntnis der Wahrheit abhalten lassen; dies sei auch nicht die Meinung des Aristoteles selbst gewesen. Wenn Lactanz über die Zonen, die Periöken und Antipoden nicht Bescheid wisse, so sei zu sagen, dass hierüber nicht die Theologen allein urteilen könnten, sondern vor allem die Mathematiker. In mathematischen Dingen aber sei — soweit sie der Heiligen Schrift nicht widersprechen — Ptolemäus allen alten Theologen, Regiomontan allen neueren und Collimitius dem Camers vorzuziehen.

Er habe, so beschliesst Vadian seine temperamentvolle Streitschrift, keineswegs billige Berühmtheit erschwindeln wollen, indem er das verdienstliche Werk des Solinus zerpflücke. Er nehme nur das überall geltende Recht in Anspruch, im Streben nach der Wahrheit zweifelhafte Überlieferung zu untersuchen und zu kritisieren. Weit ist er hier tatsächlich über den konventionellen Humanistenstandpunkt hinausgelangt, weit hat er das Tor der Zukunft aufgestossen und der freien Forschung eine Gasse gemacht. Er fordert die Emanzipation des Geistes; er scheint im Begriffe zu sein, zum Aufklärer zu werden. Der Ruf wird noch einmal, für lange Frist, verstummen; aber Vadian steht hier an dem Punkt der Entwicklung, der innerhalb des humanistischen Zeitalters am weitesten und freiesten nach der Zukunft hin vorverlegt worden ist.

De Poetica

Die Scholien zu Pomponius Mela wurden das bekannteste, verbreitetste, am längsten nachlebende Werk aus Vadians Wiener Zeit. Vadian hatte seine geographischen und kosmographischen Studien nachträglich aufgenommen, um sie, mit den Loca aliquot, weit hinaus und hinauf zu führen. Seine Entwicklungsspanne war hier besonders gross. Zentraler standen ihm doch die philologisch-literarischen Wissenschaften, früher begonnen, früher zur Vollendung gereift, enger aber auf die Frühzeit beschränkt, weniger stark fortwirkend in seinem späteren Leben. Ihnen gehörte sein geschlossenstes, unmittelbar gewichtigstes Werk an: De Poetica et carminis ratione liber ad Melchiorem Vadianum fratrem, erschienen etwa einen Monat nach den Mela-Scholien, am 23. Juni 1518. Es wurde Vadians Vermächtnis, in dem Augenblick publiziert, da er seine Wiener

Forschungs- und Lehrtätigkeit abbrach. Denn hier handelte es sich ihm, dem Schüler des Celtis, dem Magister artium, dem Professor der Poetik, dem Poeta und Orator, dem Kenner und Verehrer der Alten, dem Liebhaber der Musen, aller Künste und Wissenschaften von ferner Vergangenheit bis zur Gegenwart, nicht um ein Thema neben andern Themen: Poetica, die Lehre von der Dichtkunst, ist vielmehr das erste, vornehmste, das allumfassende Lehrgebiet überhaupt. Was man durch sie forschend erkennt und lernend fördert, die Dichtkunst selbst, setzt alle Wissenschaften voraus und krönt sie alle; sie ruft jede menschliche Fähigkeit auf und spannt jede menschliche Kraft; auf den Poeta trifft aber auch die Inspiration himmlischen Geistes, um dann aus ihm zu sprechen, so dass man den Dichter mit Recht in die Nähe des Göttlichen rückt.

Das Buch, das über die Poetik handelt, enthält weit mehr als Vadians literarische Auffassung und Methode: es ist Zeugnis, Bekenntnis seines gesamten geistigen Wesens.

Im Jahre 1506 — so erzählt Vadian in seinem Buche[1] — sei er nach Padua gereist, um dort berühmte Gelehrte zu besuchen. Da habe ihn Mauritius Hybernicus in seinen Kreis eingeführt, und dieser habe ihn in gemeinsamen Gesprächen so nachdrücklich auf das Studium der Poetik hingewiesen, dass er von jener Zeit an die Liebe dazu nicht mehr verloren habe. Vadian führt also seine Beschäftigung mit der Poetik auf diese Anregung seiner Studentenzeit zurück; dass ihn schon früher sein Lehrer Celtis, Verfasser einer Ars versificandi et carminum, darauf vorbereitet habe, wird angenommen werden dürfen. Im Wintersemester 1513/14 trug Vadian in Wien über Poetik vor. Zweifellos liegt dieser Vorlesung eine durch Jahre zusammengebrachte Materialsammlung, das heisst eine Sammlung der Belegstellen zu seinem Thema zugrunde, und man mag sich vorstellen, dass sich aus dieser Durchmusterung der Schriftsteller aller Zeiten die umfassende Literaturkenntnis Vadians, seine staunenswerte Belesenheit, ergeben habe; denn hier galt es, zu den Autoren der römischen Antike die Lehrer der frühchristlichen Zeit in Vergleich zu stellen und zusammen mit den Kampfgenossen der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart den Sieg des humanistischen Geistes in diesem zentralen Punkte gegen die scholastischen Widersacher durchzusetzen.

[1] De Poetica, Tit. XVIII.

Aus der Vorlesung gestaltete Vadian das Buch[1]. Sein Bruder Melchior hatte unter den Hörern gesessen; ihm als dem Vertreter aller seine Schüler schrieb er es, im Titel selbst, zu; das Kollegheft eines Studenten legte er der Ausarbeitung für den Druck zugrunde; an einen Schüler der jüngeren Generation, Johannes von Hinwil, richtete er 1518 die Dedikationsepistel. Das Buch bewahrte die Unmittelbarkeit des im Hörsaal gesprochenen, freilich diktierend vorgetragenen Wortes; eine Vorlesung ist uns hier erhalten geblieben, bei aller Überfülle der Belege und Zitate auf Belehrung, ja mit Nachdruck und Wärme auf die Bildung des Geistes, die Erziehung humaner Gesinnung gerichtet. Eine Vorlesung, nicht eine Abhandlung. Nicht was der Professor zu sagen vermöchte, bestimmt allein ihren Stil und Gehalt; massgebend ist vor allem, was dem Studenten zu lernen nötig und nützlich ist. Dies rührt an die Frage — und beantwortet sie bereits zu einem Teil —, wie weit wir eine Vadianische Poetik, Vadians eigene und persönlich-originelle Leistung vor uns haben. Seine Poetik vermittelt, wie jede echte Vorlesung, zunächst wissenschaftliche Überlieferung, den Stoff, den der Schüler aufzunehmen hat, den sein Lehrer und er durch ihn dem Wissen und der Weisheit alter und neuer Schriftsteller, der gelehrten Theoretiker wie der Dichter selbst verdankt. Vadian hat dies als wesentliche Aufgabe erkannt: Das meiste, was ich geschrieben habe, so rechtfertigt er sich in der Dedikationsepistel, ist so allbekannt, dass etwas gebildete Leute es ohne Überdruss kaum lesen können, aber doch derart, dass es der lernbegierigen Jugend wertvoll ist. Und wer andere lehrt, soll nicht dem nachgehen, was ihn ergötzt, sondern was den Geist der Schüler bildet und erfasst. Dass ich durch Weitschweifigkeiten jemandem lästig fiele, wäre nicht verwunderlich; aber ich kann mich sicherlich entschuldigen, sowohl durch die Vielgestaltigkeit und Wichtigkeit des Gegenstandes, als durch eine höchste Gewissenhaftigkeit im Lehramt, die mich in manchem hat ausführlicher werden lassen.

Der Wissensstoff ist vom Studenten aufzunehmen, Ansicht und Gegenansicht derer, die über Poetik gedacht und geschrieben haben. Imposant und beängstigend zugleich türmt Vadian das Lehrgebäude auf, in dem die jungen Leute heimisch werden müssen; in die Hunderte gehen die Namen, zahllos sind die Belege, Erwähnungen, Argumente, Sentenzen.

[1] Vgl. *W. Näf*, Die Entstehungsgeschichte des Buches De Poetica (Vadian-Studien, Heft 1, St.Gallen 1945).

Sie sollen doch nicht totes Wissen, äussere Versicherung bleiben, sondern Waffe des Geistes und Spiegel der Wahrheit, Wegweiser auf eigenen Bahnen. Ein Bildungswille beseelt den Lehrer, und damit tritt er aus der sachlich vermittelten Tradition persönlich hervor, mit seiner Auswahl und Wertung, mit seinem nachdrücklichen Ich, das verwirft und rät und das Ziel der wahren humanistischen Bildung verpflichtend steckt.

Der Lehrer ist berechtigt, sich so mit eigener Ansicht und Absicht in seiner Vorlesung zur Geltung zu bringen; Vadian ist sich dessen klar bewusst, wie aus der Dedikationsepistel hervorgeht, die, zuletzt verfasst, als eine Art Nachschrift auf das nun ausgehende Werk blickt. Er sei, von der Grösse seines Gegenstandes ergriffen, anders vorgegangen als die, die bisher über Poetik handelten; sie beschränkten sich auf die Theorie der Versmaße und die Aufzählung der Dichtungsgattungen und liessen die Poetik damit als einen Bestandteil der Grammatik erscheinen. Der Irrtum setzte sich fest, dass Poetik mit wahrer und allgemeiner Bildung wenig zu tun habe. Er wolle das Gegenteil beweisen.

Dies also nimmt Vadian als seine eigene Lehre in Anspruch, die er bei keinem Autor und bei den modernen erst recht nicht gefunden habe: die Poetik als Inbegriff, als Summe aller Bildungselemente, als Grundlage — Vadian benennt dies genau — der Lebensgestaltung (»vitae cultus«), der Weisheit (»sapientia«), der Gelehrsamkeit (»eruditio«), des Kunstverständnisses (»artium captus«). Er wird damit den Poeta aus der Gefolgschaft des Grammatikers, Rhetorikers, Logikers hinausführen; er weitet nicht nur, wie es der Auffassung seiner Zeit entsprach, die Poetik zu dem die gesamte Philologie umfassenden Fach[1]; er macht sie zur Lebenslehre des modernen Geistes, aus der sich nach kosmischen Gesetzen das ganze Forschen und Schaffen des Menschen harmonisch gestaltet.

Die Folge der 32 »Tituli« lässt bereits Vadians Methode sehen. Begriffliche Auseinandersetzungen (Titel 1 bis 3) und ein literargeschichtlicher Gang (Titel 4 bis 6) führen an die Hauptaufgabe heran, das Wesen der Dichtkunst zu erkennen. Die Kapitel über die Dichtungsarten, die Bedingungen des dichterischen Schaffens, den dichterischen Stoff (Titel 7 bis 17) bestimmen den Stand der wissenschaftlichen Kenntnisse und entdecken das innere Leben der Poetica. In Polemik wider die Gegner, in

[1] Vgl. *K. Borinski:* Die Antike in Poetik und Kunsttheorie, 1. Bd. Mittelalter, Renaissance, Barock. Leipzig 1914 (in: Das Erbe der Alten, hsg. von *O. Crusius, O. Immisch, Th. Zielinski)*, Heft IX, S. 33.

Erörterung der Beziehungen zwischen Dichtung und Religion, des Verhältnisses zwischen Antike und Gegenwart weist Vadian der Poetik ihren kulturgeschichtlichen, kulturschöpferischen Platz und Rang an (Titel 18 bis 23). Aus Einsicht und Erfahrung baut sich schliesslich, zu hohen Zielen hin, die literarische Pädagogik auf (Titel 24 bis 32).

Man wird auf diese einteilende Scheidung nicht allzuviel Gewicht legen dürfen; Vadians Poetik lebt im Reichtum der Motive, überall und von überallher herangerufen und angeknüpft, wie sich der Anlass bietet, und andererseits in durchlaufenden Gedankenzügen, die sich nicht nach Teilgebieten zerlegen lassen, sondern den Sinnzusammenhang des Ganzen ausmachen. Keine Seite, von Anfang bis Ende, die von den pädagogischen Absichten des Verfassers abginge; er strebt, sein Erziehungswerk zu fördern durch die Poetik und für ihren Dienst; er fasst und rechtfertigt sie als Wissenschaft, als Lebenswert, als Bildungsideal durch die Mittel der begrifflichen Bestimmung, der entwicklungsgeschichtlichen Darlegung, der Polemik gegen irrige, unverständige Ansichten und deren Verfechter.

Vadian stellt die entscheidende Frage an den Anfang: Was ist Poetik? Er umschreibt den Begriff, eröffnet vom Standort der Autoren und von eigenen Blickpunkten aus verschiedene Aspekte und entfaltet damit die Thematik seines Werkes. Poetik ist »doctrina«, das heisst ein Lehrgebiet, und zwar das erste, umfassende; sie ist »Dei Optimi Maximi munus«, Gottesgeschenk; Naturanlage (»natura«) ruft sie hervor, »instinctus« treibt die Menschen zu ihr hin; aber sie ist zugleich »ars«, Kunst und Wissenschaft, die man lernen kann; sie ist »metrica structura«, metrische Darstellung eines erfundenen oder wirklichen Stoffes, zum Vergnügen und zum Nutzen gestaltet. Sie ist die Lehre von der Dichtkunst und die Dichtkunst selbst, durch geschenktes Talent und erworbenes Wissen und Können zustandekommendes Schaffen. Natur spricht aus ihr, Ars, das heisst Kunstfertigkeit, die jegliche Wissenschaft mit umfasst, muss sich damit verbinden, um ihr zu hellem Bewusstsein, zum Ausdruck durch das Wort zu verhelfen. Und schon tönt der Lehrer vor seinen Schülern die Frage an, wie zur natürlichen Anlage die bewusste Pflege und Entwicklung sich verhalte, was zu lernen, wie zu studieren sei. Das Problem liegt tief; denn es gehört zum Wesen der Dichtkunst, dass sie mit dem Verstand allein nicht auskommt, sie stellt die Wahrheit im Bilde dar, sie bedarf der Phantasie, der schöpferischen Erfindung. Dies macht sie der Malerei verwandt. Vadian nimmt das Horazische »Ut pictura poesis« auf, um alsbald

doch die Kunst des Wortes über die Kunst der Farbe zu erheben: diese spricht zu den Sinnen, jene dagegen zur Seele.

Denn der Sprache des Dichters wohnt ein Geheimnis inne, und es enthüllt sich aus ihr wie aus der Musik: der Numerus. Vadian umspielt den Begriff, um schliesslich in sein Zentrum zu gelangen, zum Mittelpunkt damit seiner gesamten Kunst- und Kulturauffassung. Der Numerus ist der zum Vers gestaltete Rhythmus, Träger der Schönheit der Dichtersprache, — aber weit mehr als dies, keineswegs nur äusseres Beiwerk des anmutigen Stils. Vadian führt die Verskunst auf mathematische Gesetze zurück; Numerus ist Zahlenfolge, numeri sind die gesetzmässig geordneten Zahlen, sprachlicher Ausdruck der geheimnisvollen Harmonie der Zahlen. Dieselben »mysteria numerorum« begründen aber auch, nach dem Willen des Schöpfers, die kosmische Harmonie. Gott hat mit Mass, Zahl und Gewicht alles geordnet, so zitiert Vadian aus dem Buch der Weisheit (XI, 21). Im rhythmischen Vers des Dichters, in der Melodie des Musikers erklingt, unendlich mannigfaltig, die Harmonie des in Intervallen und Proportionen aller Teile zum Ganzen geordneten Weltalls. Dies verbindet Dichtung und Musik, dass ihnen beiden im Numerus das Grundgesetz gegeben ist; dies macht, nach Platon, den Menschen zum erleuchtetsten Wesen, dass er die Zahl zu erfassen vermag. Der Schlüssel der mystischen Zahl öffnet dem Geiste den Zugang zur Natur und zum Göttlichen in ihr; die Dichter führen ihn. Darum ist Poetica Inbegriff alles Wissens, aller Weisheit, höchster Gegenstand des Studiums. Strebend, lernend, übend dringt der menschliche Geist in ihre Vorhallen ein; ins Innerste aber versetzt ihn erst göttliche Inspiration: sie erst befähigt zur dichterischen Schöpfung.

Aus unerforschten Urgründen leitet die Poetica zur gottnahen Höhe, die der Mensch aus eigener Kraft nicht zu erklimmen vermöchte; dazwischen aber steht das Feld auf weite Strecken der Schulung, der erkennenden Forschung, der übernehmenden und weiterleitenden Entwicklung offen. Was Natura angelegt hat, muss mit Hilfe der Doctrina zu klarer Sicherheit geformt werden: mit Naturanlage muss sich Ars verbinden. Beides, das von Natur Gegebene und das erlernte Wissen und Können, muss fleissig geübt werden: Exercitium ist nötig. Dadurch bildet sich der Poeta; er macht sich zum Höchsten fähig, bereit, den göttlichen Funken der Begeisterung zu empfangen, den Furor poeticus. In der Ergriffenheit steigert sich der Poeta, der nun auch Propheta wird, zum Vates.

Vadians Poetik führt nicht in einem Zuge und nicht allein vom Begrifflichen aus zu dieser Gesamtanschauung; sie kann vielmehr erst aus dem Ganzen seines Vorlesungsbuches abgeleitet werden. Auf das Kapitel über den Numerus (Titel 3) lässt Vadian unmittelbar eine einzigartige Darstellung der literargeschichtlichen Entwicklung folgen (Titel 4 bis 6). Die Dichtkunst lässt sich aus dem Werk des einzelnen Dichters nicht völlig erfassen; sie entfaltet sich durch die Zeiten. Entwicklungsgeschichtliche Betrachtung dient der Kenntnis ihres Wesens. Die Dichter lernen von einander; die Dichtkunst steigt stufenweise hinan. Vadian steigert diesen Gedanken bis zu einem »ut posterior, ita sublimior«: da er später kam, war er höher entwickelt. Dies aber gilt nur für die Frühzeiten; bald werden Höhen erreicht und nicht wieder übertroffen. Die Entwicklungslinie ist eine Kurve, die auch den Niedergang vermerkt; aber die Tradition reisst nicht ab; Vergangenheit kann, über Jahrhunderte hinweg, neu erblühen und anregend Neues wecken: die heutige Zeit weiss sich der Antike verbunden, fühlt sich als Erbe ihrer Schätze.

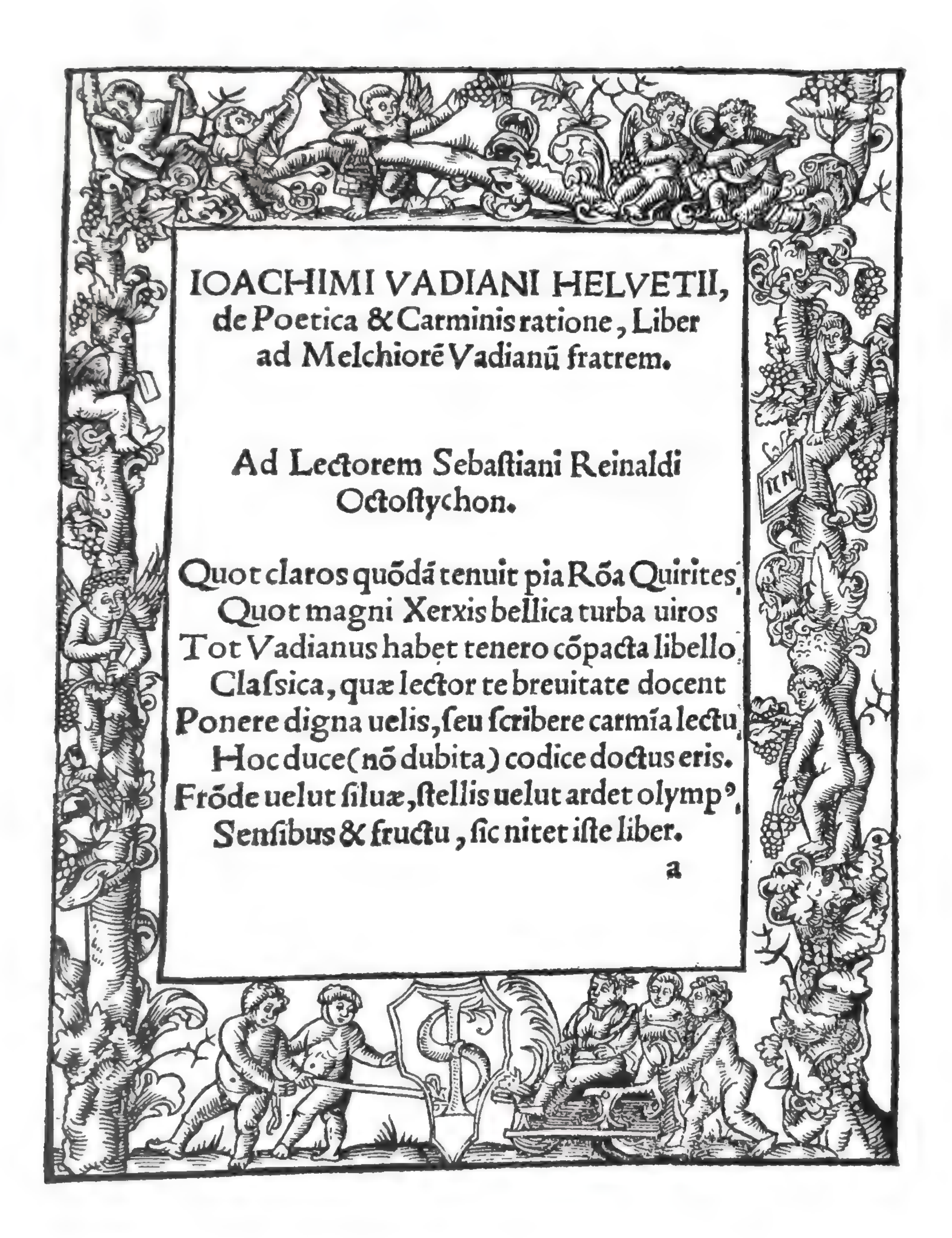
So heben diese Kapitel an, hier wie immer Gewährsmänner zitierend und sie zugleich, um der eigenen Weise die Bahn frei zu machen, kritisierend: Die Griechen führten die Dichtkunst auf die Götter zurück; als Gabe Jupiters brachten die Musen sie den Menschen, Apoll sprach aus der Pythia, durch den ersten, jungfräulichen Dichtermund. Sicherer und wahrer aber sei die geschichtliche Herleitung von den Hebräern; aus ihrer Erkenntnis haben die Griechen viel übernommen; denn schon vor der persischen Zeit seien die fünf Bücher Mose ins Griechische übertragen gewesen. Von ihnen führte der Entwicklungsgang zu den Griechen, der griechischen Literatur folgte in glücklicher Weiterbildung die römische nach, deren eigene grosse Entwicklung vom Carmen Saliare bis auf Vergil das 5. Kapitel skizziert. David ist Höhepunkt bei den Juden, Homer, dieser Sammelplatz aller Künste, dieser Schatzkasten aller Feinheit und Schönheit, Vater aller Dichter, Quelle alles künstlerischen Geistes, bei den Griechen. Vergil sodann ist bei den Römern von keinem Früheren erreicht, von keinem Späteren übertroffen worden. Nachfolger der Römer aber wurden die Germanen. Ihre deutsche Heldendichtung von Herzog Ernst, Dietrich von Bern (»Theodoricus Veronensis, vulgo Dietrich von Bern appellatus«), Sigenot zeige, dass dichterisches Vermögen (»quaedam poetica«) selbst eine sogenannt barbarische Sprache zum Kunstwerk fähig mache; dies habe ihn, Vadian, zu heller Begeisterung für die auch den

noch ungebildeten Völkern eingeborene liebe Kunst hingerissen. Dazu ihre herrliche geistliche Literatur. Die Zeiten und Völker reichen einander die Hand.

Auf die kulturgeschichtlich besonders bedeutsame Frage, wie die poetische Kultur in deutschen Landen sich an die antike Dichtung anschliesse, kommt Vadians sechstes Kapitel zurück. Der Verfasser bringt hier ein neues Motiv zur Geltung: Die Umstände wirken auf das geistig-literarische Leben ein, Gunst und Ungunst friedlicher oder kriegerischer Zeiten. Sie wirken ein, sie bestimmen nicht! Denn so allgemein sind Fähigkeit und Bedürfnis poetischen Ausdrucks, dass sie sich immer wieder durchsetzen; die punischen Kriege unterbrachen den Anstieg der römischen Kultur nicht, die Zeit der Bürgerkriege brachte Ciceros Lebensleistung hervor. Über die äusseren Umstände hinweg anerkennt Vadians Kulturglaube stets die überlegene, freiwaltende Macht des Geistes.

Eines freilich ist für Zusammenhang und Fortgang hochwichtig: die lateinische Sprache als Verständigungsmittel, als Trägerin des Ausdrucks, mehr, als die vernehmbar werdende künstlerische Kraft selbst. Durch diese Wertschätzung der Sprache bindet der Humanist Vadian die Kultur seiner Zeit an diejenige der Alten; sie bedingt sein Bild der nicht national zerlegten Kultureinheit, in der freilich verschiedene Völker, und unter ihnen das deutsche, Platz und Anteil haben. Danach schwingt er, in aller Einlinigkeit, die Kurve von der Antike zu ihrer Renaissance.

Von der römischen Entwicklung ist auszugehen. In der Stadt und mit der Stadt gedieh die Literatur; seit Cicero und Varro wuchs sie sich allgemein, in die ganze Weite des Reiches aus. Unter Augustus blühte sie üppig, und sie hielt ihren Flor, durch die Kaiser gefördert, bis auf Hadrian, um dann, bis zum 5. Jahrhundert hin, allmählich zu altern, reich an Gehalt, schwächer, in bedrängter Zeit, an Ausdruckskraft. Und jetzt traf sie der doppelte Schlag: der Stoss der Völkerwanderung und die Ablehnung durch das Christentum. Die Barbarenstämme zerbrachen die sprachliche Einheit; »purę latinitatis elegans commertium latius durare non potuit«: die Bildungsgemeinschaft der reinen Latinität hörte auf zu bestehen. Nicht wegen der kampferfüllten Zeit, sondern weil man es mit Goten und Hunnen zu tun hatte, und mit ihnen hatte Rom an sprachlicher Kultur nichts gemein. Die neue Religion aber lehnte die antike Tradition ab, weil sie heidnisch war. Es erschien schwierig, in der Pflege des neuen Glaubens die Lektüre der alten Schriftsteller zuzulassen, weil diese Frem-



IOACHIMI VADIANI HELVETII,
de Poetica & Carminis ratione, Liber
ad Melchiorẽ Vadianũ fratrem.

Ad Lectorem Sebaſtiani Reinaldi
Octoſtychon.

Quot claros quõdã tenuit pia Rõa Quirites,
Quot magni Xerxis bellica turba uiros
Tot Vadianus habet tenero cõpacta libello,
Claſsica, quæ lector te breuitate docent
Ponere digna uelis, ſeu ſcribere carmĩa lectu,
Hoc duce (nõ dubita) codice doctus eris.
Frõde uelut ſiluæ, ſtellis uelut ardet olympꝰ,
Senſibus & fructu, ſic nitet iſte liber.

a

TITELBLATT: DE POETICA

des, Götzendienerisches, Irriges zu enthalten schienen. Daher die scharfen Angriffe des Lactantius, Augustinus, Hieronymus, Prudentius. Ein begreiflicher, unvermeidlicher Kampf, solange das Christentum um Geltung und Sicherheit rang; die siegreiche Kirche aber konnte ihn abbrechen, den Faden der Entwicklung wieder aufnehmen.

Er war, vom Ausgang der Antike an, jahrhundertelang, verwirrt und fast unsichtbar, doch nicht ganz verloren, weitergelaufen. Vadian ist den Spuren nachgegangen[1]. Zwei Psalmen des Beda Venerabilis fand er 1509 in der Stiftsbibliothek St.Gallen auf und gab sie 1510 seiner Rede »De undecim milibus virginum« bei[2]; er erwähnt Dichtungen des Hrbanus Maurus, die Sequenzen und die Vita Divi Galli von Notker Balbulus. Walahfrid Strabos »De Cultura hortorum« publizierte er[3] und erwog den Plan, seine Dichtungen zum Gegenstand einer Vorlesung zu machen. Eine Ausgabe der Epigrammata und Aenigmata des Bischofs Aldhelmus[4] lag ihm im Sinn, und er hatte der Hortulusausgabe von 1510 zwei Proben angefügt[5]. Von Roswitha von Gandersheim wusste er durch Celtis, der ihre Werke 1501 ediert hatte[6], barbarische Dichtungen zwar, wenn man sie mit der Kunst der Alten vergleiche, höchst bewundernswert aber für ihre Zeit. Eine zur Publikation bereitgemachte Ausgabe der acht Bücher

---

[1] Die Ausführungen darüber stehen in Titel VI (S. 27 ff).

[2] »Bedae Presbyteri Venerabilis carmen elegans et devotum, quo psalmum (Sicut cervus ad fontes aquarum) 41. complexus est et soliloquium suum nuncupavit«. »Aliud eiusdem carmen quo psalmum 112. videlicet (Laudate pueri dominum) in numeros paucis mutatis redeget«. Es handelt sich um zwei »hexametrische Paraphrasen« über Psalm 42 (»Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser«) und 113 (»Lobet, ihr Knechte des Herrn«); vgl. *Denis,* Buchdruckergeschicht, Nr. 318. Die beiden Psalmenparaphrasen Bedas sind herausgegeben in *Guido Maria Dreves,* Hymnographi Latini. Lateinische Hymnendichter des Mittelalters. Zweite Folge, Leipzig 1907, S. 114 ff (= Analecta hymnica medii aevi. Hsg. v. Clemens Blume und G. M. Dreves. 50). Dreves weiss nichts von der Erstausgabe durch Vadian und meint, eines der Gedichte selbst zum erstenmal zu drucken (S. 97). Hinweis von Dr. M. Gabathuler.

[3] Vgl. vorn S. 255 ff.

[4] Abt von Malmesbury, Bischof von Sherborne, gest. 709.

[5] »Scintillae descriptio ex libro enigmatum Aldhelmi poetae celebris et vetusti«; »Eiusdem Cyconia«.

[6] Opera Hrosvite illustris virginis et monialis germane gente saxonica orte nuper a Conrado Celte inventa, Norimbergae (1501). Vgl. *Panzer,* Annales typographici VII, S. 439 f, und XI, S. 468.

des Dares über den Trojanischen Krieg[1] habe ihm Gundel seinerzeit[2] gezeigt und seither wohl herausgebracht.

Diese Schriftsteller und andere, die er nennt oder andeutet, haben die Dichtung mühsam durchgehalten, und zwar unter den Barbaren; denn in Italien, ihrem Ursprungsland, lag sie ganz darnieder; er denke mit Widerwillen und Trauer an jene Zeit. Da kam im 14. Jahrhundert, aus Italien, die Rettung. Vadian kündet die Wendung, die »Renaissance«, mit hellem Jubel an: Gott hat es gefügt, Camilli, Kämpfer gegen den barbarischen Feind sind erstanden. Die rettende Macht aber, die sie befreiten, war die reine Sprache: Wärest du nicht endlich zurückgekehrt, göttliche Reinheit der Sprachen, es wäre vorbeigewesen mit Lehre, Bildung, Feinheit, Lebensart und Sitte! Dante habe um 1300 ein lateinisches Gedicht zu schreiben begonnen, sei aber, da dies nicht nach Wunsch glückte, zur heimischen Sprache übergegangen, in der er als erster unter seinen Landsleuten hervorleuchtete. Ihm folgten Petrarca und Salutati in schwerem Ringen gegen die Unkultur, immer kühner und erfolgreicher dann Aretinus, Guarinus, Valla und die Schar der andern, die Vadian aufzählt und charakterisiert. Dann führte Rudolf Agricola (der Ältere) die Musen über die Alpen, aus Latium nach Germanien, und die herrliche Zeit hob an mit Erasmus und Reuchlin, mit Celtis, den die beiden Kaiser Friedrich und Maximilian förderten, und jetzt im Kreise der eigenen Freunde und Gefährten, die Vadian preisend nennt: Pierius Gracchus, Eberbach, Ursinus, Hutten, Eobanus Hessus, Gundel, Agricola der Jüngere. Andere werden aus ihrer reichen Zahl wieder andere namhaft machen.

Die begrifflichen Erörterungen und der literargeschichtliche Abriss erscheinen in ihren äusseren Maßen als Einleitung zum Hauptteil der Vadianischen Poetik. »Von Wesen und Würde der Dichtung« möchte man dieses Hauptstück, den Inhalt seiner beiden Teile bereits andeutend, überschreiben. Tatsächlich ist diese Einleitung aber so grundlegend, ihre persönlich bestimmende, ihre Vadianische Kraft so stark, dass alles Folgende dadurch zusammengehalten, zur eigenartigen Leistung zusammengefasst

[1] Dares Phrygius, angeblicher Verfasser zeitgenössischer Aufzeichnungen über den Trojanischen Krieg; die lateinische Übersetzung aus dem 7. oder 8. nachchristlichen Jahrhundert lieferte den Stoff mittelalterlicher Versbearbeitungen. Vadian nennt ihn sehr ungenau »Anglicus ille quem plaerique Darethem ut audio nominant«.

[2] »Anno superiori«; da Vadian erwähnt, dass Gundel Wien nun verlassen habe, was im Sommer 1513 geschah, ist damit das Jahr 1511 gemeint. Der hier gegebene Terminus post quem (Gundels Abreise) ermöglicht die Datierung der Vorlesung De Poetica.

wird[1]. Dass er vieles ausführe, was andere schon gesagt, bekennt Vadian selbst; dies gilt für die lange Reihe dieser Tituli gewiss. Mancher von ihnen tradiert, die Herkunft sorgsam stets notierend, übernommenes Gedankengut, entliehene Formulierungen. Nie aber verblassen die beiden Personen, durch deren Gegenüber das Werk seine lebendige und unmittelbar wirkende Spannung erhält: der Schüler Melchior, der zum wahren Poeta gebildet, begleitet von den Hoffnungen des Bruders, dem Ideal entgegenstreben soll, das dieser in sich trägt, — und der Lehrer Vadian, der in der Frische seiner Empfindung und seines Lehreifers sich selbst ausspricht und nie zum blossen Vermittler einer übernommenen orthodoxen Lehre wird. Der didaktische Zug geht durch; nie setzt, wo es sich um das Wesen der Dichtung handelt, das Andere, den Leser heute noch Ergreifende aus: das Ringen um das Problem der künstlerischen Produktion. Vadian spricht vom Standpunkt seiner Gegenwart aus und mit dem Blick auf eine kommende Zeit, die er mitgestalten will. Melchior von Watt aber starb einige Jahre später, nicht ohne schon vorher dem brüderlichen Mentor Sorgen gemacht, Zweifel erweckt zu haben; die in ihn gesetzten Hoffnungen zerschlugen sich. Über diese persönliche Enttäuschung hinaus aber: dass die Zukunft nicht dem neulateinischen Kulturideal gehörte, musste Vadian in kurzem selbst erfahren. Seine Poetik steht am Ende seines ersten Lebensabschnittes, — eine abschliessende Leistung, kein Programm. Ihre Aussenwirkung blieb gering. Die Humanistengeneration Vadians hatte wohl noch Schüler, aber keine Jünger mehr.

Aber Vadians Poetik bleibt Zeugnis einer Kulturauffassung, wie sie freilich durch ihre Zeit bestimmt und begrenzt wurde. Und mehr als das; sie enthält eine Lebenslehre, eine Lebensethik: Lehre von den geistigen Kräften des Menschen, Anweisung, Anleitung, diese geistigen Kräfte im Dienst des Klaren, Wahren, Hohen einzusetzen. Dies behielt Bestand und Wirkung, auch als Vadian, alsbald, aus dem Bann des humanistischen Zauberkreises hinaustrat.

Nach antiken Gewährsmännern — nach Horaz, dem dichterischen Verfasser einer Poetik, nach den »Grammatikern« Diomedes und Donatus und vielen andern — traktiert Vadians achter Titel die Dichtungsgattungen, bemerkenswert nur dadurch, dass die literarische Gegenwart in zeit-

[1] Nur wer dies verkennt, kann in den Irrtum verfallen, Vadians Poetik, wie es *K. Borinski* getan hat, zu den blossen Beispielsammlungen zu zählen (Die Poetik der Renaissance und die Anfänge der litterarischen Kritik in Deutschland, Berlin 1886, S. 13).

genössische Beleuchtung gerückt wird. Von epischer Dichtung der Gegenwart sagt Vadian wenig; Tragiker und Komiker, bemerkt er, lesen wir heute in privatem Kreise, aber ein Theater gibt es nicht, höchstens Spiele, die der Jugend zur Übung in der lateinischen Sprache dienen[1]; dagegen blüht die Lyrik, was nicht zuletzt der Kunst der heutigen Musiker zu verdanken ist, und hoch zu schätzen, vielfach zu verwenden ist das Epigramm.

Dann rollt Vadian die Hauptfrage des dichterischen Prozesses auf: Was entscheidet im künstlerischen Schaffen, »natura an ars«, Talent oder wissenschaftlich-formale Bildung? Vadian weiss, was die Alten darüber sagten; er hat aber auch seine eigenen Beobachtungen gemacht, in seiner Zeit, in seiner Umgebung, an sich selbst. Er erwägt die Frage; er hat sie mit Rudolf Agricola »peripatetice hoc est obambulando« besprochen. Er nimmt entschieden Stellung in Übereinstimmung mit Quintilian und Horaz: Beides ist nötig! Aber der natürlichen Begabung gebührt der erste Platz. Wer schaffen will, muss dazu geboren, bene natus, sein; »invita Minerva«, ohne inneren Beruf, ist nichts zu erreichen. Nur der Natur folgen die Chariten; der heilige Chor der Musen und der Schutzgott der Dichter, der lockige Apoll, schlagen ihren Sitz nur im Geiste desjenigen auf, der ihnen durch die Gunst der wegbereitenden Natur eine würdige Wohnstätte bieten kann. Begabung ohne Lehre (»doctrina«) bedeutet viel, Lehre ohne Begabung nichts. Aber wenn der Anfang künstlerischer Leistung der Natur zuzuschreiben ist, — zur Vollendung bedarf sie der bewussten Kunst, der theoretisch gefassten Kunstlehre, die nicht die Vates aufgestellt, sondern die Grammatici aus dem Geheimnis der Dichtkunst abgezogen haben; und sie bedarf der Kunstfertigkeit. Alle Sicherheit des Natürlichen ergibt sich aus reifer Kunst (»ab artis maturitate«). Nur durch Lehre und Kunstfertigkeit kann sich Entwicklung vollziehen: in langer Reihe gab einer dem andern das Licht weiter. So, durch bewusste, verstandesmässige, zur Lehre geformte Einsicht, sind wir zum heutigen Stand gelangt, und auf dieselbe Weise wird die Entwicklung weitergehen. Eine Ars ist der Buchdruck; vor siebzig Jahren noch unbekannt, ist er plötzlich durch göttlichen Vorsehungswillen (»tam repente divina credo providentia volente«) den Menschen geschenkt und, rasch zur Vollendung verbessert, zu einem wichtigen Helfer der Bildung geworden.

---

[1] Dies vorausgehend in Titel VII.

Beides, Natur und Kunst, werden erst durch Übung, die hingebende, geduldige, fleissige Anstrengung, vollkommen. Ohne sie bleibt die Naturanlage dumpf und unentfaltet, die Kunst unfruchtbar. So singt Vadian ihr Lob: Was ist die Übung? Mutter der Gewohnheit, Nahrung der Natur, Glättung der Schwierigkeiten, Feile der Kunst, Gift gegen Müssiggang, Schmuck des Geistes, Grundsatz der Klarheit, Stifterin der Gewandtheit, erster Anlass wahren Lobes, einziges Heilmittel unruhiger Furcht und, um es mit einem Wort zu sagen, alles richtigen Tuns erste Voraussetzung. Wie der Frühlingswind und die Frühlingswärme die in Kälte erstarrte Erde beleben, so erneuert, kräftigt, vollendet sie, was im Geiste schlummert, und sie nur schafft aus Natur und Kunst wahre Frucht. Dies gilt selbst für das scheinbar mühelose Spiel der Stegreifdichtung; auch die Kunst des Extemporierens, die Vadian bei Eobanus Hessus, Ulrich von Hutten, Kaspar Ursinus bewundert, kann der Übung nicht entraten und wird durch gutes Gedächtnis unterstützt.

Die methodische Klärung und Übung des poetischen Talents führt in die Vorhalle der Kunst; zur wahren Schöpfung weiht den Dichter doch erst die göttliche Inspiration (»afflatus«), der Furor poeticus, der ihn hinreisst, entrückt, aus sich selbst hinaus versetzt. Vadian übernimmt diese Lehre aus Platons Ion und Phädrus. So wenig man diesen überirdischen Anhauch unvorbereitet empfangen kann, so gewiss das Horazische »Scribendi recte sapere est et principium et fons«[1] gilt, so unentbehrlich ist er dem wahren Dichter. Diese Himmelskraft aber ist, so spinnt Vadian den Gedankenfaden weiter, dem heiligen Geiste gleichzusetzen, und zwischen Christen und Heiden besteht hierin kein Unterschied. Heiliger Geist spricht aus jedem, der über die menschliche Unvollkommenheit hinausgehoben das Göttliche oder das dem Göttlichen Verwandte anschaut und beschreibt: er wird zum prophetischen Vates, — David, Moses, Jeremias wie Orpheus und die Sibyllen. So sind unsere Geisteskräfte vorzubereiten, dass wir diese Wundermacht (»numen veri furoris«) in uns aufzunehmen vermögen. Nichts fördert eine hiezu bereite Seelenstimmung so sehr wie die beschauliche Ruhe ländlicher Einsamkeit. Fern vom Getriebe der Menschen nicht nur, fern vielmehr vor allem den begehrlichen Wünschen gelangt man zum beglückenden Umgang mit den Himmlischen (»dulcissimum Musarum et Apollinis colloquium«). So hat es Petrarca gehalten und

[1] De Arte Poetica, Vers 309.

erlebt. Doch nicht ganz verliert sich Vadian in solcher Schwärmerei; sein realer Sinn liebt die Menschen, den Verkehr mit ihnen, die unmittelbare Wirkung auf sie. Er warnt: Sei kein Misanthrop! Es ist schön, im Umgang mit den Sterblichen zu lernen und zu lehren und Vielen das mitzuteilen, was dein Studium ans Licht gebracht hat.

Einen Beitrag zur Wesensbestimmung der Dichtung gibt auch das folgende Kapitel (16) über die »Fabula«, den Dichtstoff, die dichterische Erzählung und Einkleidung. Vadians Art des Vorgehens wird hier besonders deutlich sichtbar: er nimmt seinen Ausgang von des Macrobius Kommentaren zu Ciceros Somnium Scipionis[1], entwickelt in Übernahme und Kritik von dessen Unterscheidungen seine eigene Ansicht, um weitere Erkenntnis der Poetik zu gewinnen und lehrend zu vermitteln. Die Fabula entstehe durch Erfindung, ohne Bindung an die Wirklichkeit, wie in den allegorischen Fabeln Äsops, aus dem Studium des Menschen, also in psychologischer Beobachtung, wie in Komödie und Tragödie, als schöne, sinnbildliche Darstellung der geschichtlichen, natürlichen und göttlichen Wahrheit. Zu verwerfen ist nur der leichte, lüsterne Stoff; alles sonst, was im Spiel der dichterischen Erfindung wahrhaft erfreulich ist, ist auch nützlich: für die richtige Gestaltung des Lebens, für die Erkenntnis Gottes und der Natur. Denn die tiefsten Geheimnisse können nicht mit nackten Worten preisgegeben werden; die Dichtung verhüllt sie in den Bildern ihrer Fabel, aus Ehrfurcht vor dem Göttlichen und vor der Majestät der Natur. Der Zugang zur Wahrheit muss schwierig sein; die Erkenntnis ist umso wertvoller, wenn man sie nicht mit den Ungelehrten gemein hat. Das Heilige in Gott und Natur darf nicht profan werden; nur dem Weisen ist es erlaubt, den Schleier des Geheimnisses zu heben. Andererseits aber begreifen in der Form der dichterischen Erzählung auch einfache Seelen, was sie sonst nicht zu fassen vermöchten. So kündet der Dichter das Wahre und das Heilige; so ging Moses vor, als er dem Volk die Gesetzestafeln brachte, ihren Sinn aber nur siebzig Weisen enthüllte, so sprach Platon, so lehrte Pico della Mirandola, der durch einen vorzeitigen Tod daran gehindert worden sei, »mysticam fabularum et veram interpretationem« zu schreiben. Die göttlichen Geheimnisse und die Wunder der Natur sind die wahren Gegenstände der Dichtung. Darum waren die ältesten Dichter

[1] Er hatte das Somnium Scipionis mit andern Cicero-Schriften 1512 und vor wenigen Wochen (April 1518) neuerdings publiziert.

Theologen, die ältesten Philosophen Dichter und die wahren Dichter alle Philosophen.

Aus dem Wesen der Dichtung ergibt sich unmittelbar ihre Würde, und wer jenes erkennt, kann diese nicht verneinen. Und doch wird sie angefochten. Hier ist der geistige Kampf zu führen gegen die missverstehenden, übelwollenden, ungebildeten Gegner, gegen die Verächter der Alten, die Scholastiker: »qui scholasticarum questionum immensitate sepulti se putant esse sacrarum peritos literarum« (die im Wust ihrer Schulfragen begraben sich für die theologischen Sachverständigen halten). Die polemischen Ausfälle, die sich durch das ganze Buch da und dort ereignen, sammeln und steigern sich hier (Titel 18 ff) zum weitausholenden, heftigen Generalangriff. Leicht ist dem Vorwurf zu begegnen, Dichtung, Rhetorik, weltliche Wissenschaft seien der christlichen Religion zuwider, weil sie zu Unsittlichkeit und Eitelkeit verführen: Man muss den Gegner mit seinen eigenen Waffen schlagen, mit dem Zeugnis derjenigen Autoritäten, auf die er selbst sich immer wieder beruft, mit Logik und Dialektik, durch die er unüberwindlich zu sein glaubt. Vadian versteht die Technik des geistigen Disputs, und er versäumt nicht, sie seinen Schülern lehrend zu empfehlen. Er illustriert seine Lehre, wie er es gerne tut, durch ein eigenes Erlebnis, eine Auseinandersetzung, die der junge Wiener Magister 1509 in der Vaterstadt mit einem Priester, den er Barbasculus nennt, in aller Schärfe und Hitze durchfocht. Und hier fehlt es nicht an Bundesgenossen: Camers, Mauritius Hybernicus, Wimpheling, Reuchlin und allen voran Erasmus von Rotterdam, dessen humanistische Leistung für das christliche Leben Vadian treffend charakterisiert: unermüdlich verkünde er das, was der sittlichen und geistigen Bildung der Geistlichen nütze, und er habe die theologischen Schriftsteller, von tausend Fehlern befreit, gereinigt an den Tag gebracht, was ohne die Kenntnis der griechischen und lateinischen Dichter und der gesamten antiken Kultur unmöglich gewesen wäre.

Schwerer fällt es, den Einwand zu entkräften, es stehe dem Christen nicht an, sich an den Alten zu schulen und aus ihren Schriften zu schöpfen, da sie in irrigen religiösen Vorstellungen befangen gewesen seien. Die dies tun, so hört man, sind schlechte Christen: »Mali (aiunt) christiani sunt, poetae qui de diis gentilium cottidie legunt«. Der Vorwurf trifft tiefer; seine Widerlegung gelingt nicht im Wortgefecht; hier müssen wissenschaftliche Grundsätze ins Feld geführt werden und mehr als das: Vadian

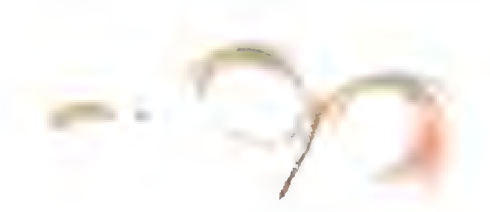
muss sich für die Geltung einer nicht-christlichen Kultur einsetzen, für einen Kulturzusammenhang, der über den Gegensatz heidnisch — christlich hinweg besteht. Das Religiöse als Kulturfaktor zu verneinen oder an Bedeutung herabzumindern, kommt nicht in Frage; es wird, sollen wir den Alten innerlich verbunden bleiben können, in bestimmter Weise aufgefasst werden müssen. So stellt sich das Problem: Dichtung und Religion, Antike und Gegenwart.

Hier tritt Vadian aus der blossen Polemik hinaus und führt den ernsteren Kampf mit der echt wissenschaftlichen Auseinandersetzung darüber, wie die antike Götterwelt entstanden sei, wie sie entwicklungsmässig, aus dem religionsgeschichtlichen Verlauf, zu verstehen sei, zu achten sei, auch wenn man jetzt anders denke. Dem Menschen ist die Ahnung des Göttlichen eingeboren; die Natur des Menschen drängt zur Gottesvorstellung und zum Gottesdienst. Ein Naturgesetz (lex naturae) band von Anbeginn an alle, bis Moses, e i n e m Volke nur, das Gottesgesetz brachte und dann durch Christus den Menschen die Offenbarung zuteil wurde. Die vor der Zeit des Heils lebten, sind zu bedauern, nicht zu verdammen: sie suchten die Wahrheit, aber sie konnten leicht irren. Sie erblickten das Göttliche in der Schöpfung und verehrten das Geschöpf. Dies ist nicht zu billigen, aber zu verstehen. Vernichtend ist nur die Gottlosigkeit. Der Ursprung des Gottesglaubens liegt im Staunen der Menschen; die Gestirne, die Elemente, die Naturereignisse und Naturerscheinungen, all das Unerklärliche, die Wunder der Natur und in ihnen doch schon die Spuren des Schöpfers gaben Anlass zur Vorstellung göttlicher Wesen und ihrer Ausstattung mit Namen. So hatten die Götter der Alten einen bildlichen Sinn. Die Dichter haben sie nicht erfunden; aber sie stellten dieses Sinnbildliche dar, und eben darin waren sie Dichter: Nimm dem Dichter Bild und Gestalt, und du siehst den Theologen, den Naturforscher oder den Historiker vor dir. Die Alten haben weniger in der Sache gefehlt als in der Art und durch Missbrauch. Die Natur zu verehren war richtig, sie zu vergöttlichen falsch, — aber begreiflich. Manche haben aber auch bereits vom Geschöpf auf den Schöpfer geschlossen. Abzulehnen sind Wundergeschichten, Orakel, Traumdeutungen, auf die aber auch wir — und nicht ganz mit Unrecht — Wert legen. Der Gedanke an Nutzen oder Schaden, Tod oder Heil, Ehre oder Schande schuf die Vielzahl der Götter; vergöttlicht wurde das Wohltätige und das Schädliche; aus Dankbarkeit und Furcht erklärt sich die Vergöttlichung mächtiger Herrscher — der guten

und besonders der bösen —, der Kultus von Tieren und Pflanzen, des Fiebers, des Diebstahls.

Die Dichter seien schlechte Christen, weil sie die Alten studieren. Wahrhaftig, wer durch die Irrtümer der Alten vom rechten Glauben abgebracht wird, ist nicht nur ein schlechter Christ, sondern auch ein törichter, ungebildeter Poet, wenn er sich überhaupt mit dem Namen eines Dichters brüstet. Wäre es Sünde, die Alten zu lesen, so würde der Vorwurf auch Augustin, Lactanz, Tertullian, Prudentius, Fulgentius treffen. Es gab eine Zeit, wo der christliche Glaube den verwirrenden Einfluss der heidnischen Vorstellungswelt zu fürchten hatte; jetzt steht er jedoch längst anerkannt, unbedroht fest. Die Alten kannten das Heil noch nicht. Aber Kunst bleibt Kunst. Nicht wegen ihres heidnischen Gehaltes ist die antike Poesie zu schätzen; seiner ungeachtet vielmehr besitzt und behält sie ihren hohen Wert. Man kann überzeugter Christ sein und doch die antiken Dichter preisen, als Vorbilder gelten lassen. Es kommt auf die Gesinnung an, nicht auf Ansichten, die zeitgebunden sind, und von denen der Einzelne, in seiner Zeit, sich nicht oder nur in seltenen Fällen lösen kann. Man soll ja lieber von Gott als von den Göttern reden; sie anzurufen aber schadet nicht, wenn man sie nur richtig dahin versteht, dass sie vor Gott heilig und angenehm seien, — »id quod ego, dum scribo, semper in animo habeo«.

Damit sieht Vadian Hindernisse und Einwände beseitigt, die Bahn frei, und er verfolgt sie, durch die nächsten Kapitel, triumphierend, im Gefühl der geistigen Überlegenheit. Die Gegner irren aus Unwissenheit; sie schöpfen nicht einmal aus den Kirchenvätern, weil sie durch ihren Glanz geblendet würden; sie lehnen die Alten ab, die liberales artes aus heidnischer Tradition, obwohl sie dann doch wieder Platon und Aristoteles, »nescio cuius consensu«, gelten lassen und benützen. Warum nicht auch die andern? Sie sagen, dass sie zum Heil die Alten nicht brauchen; Christi Lehre genüge. Gewiss, — aber dann brauchen sie auch Scotus und Thomas nicht, bei denen mehr Eifer der Spitzfindigkeit als der Frömmigkeit zutagetritt. Es fehlt diesen Leuten an Bildung; sie gleichen, wie Valla sagt, den Ameisen, die ihre Beute aus der Nähe in ihre Schlupfwinkel schleppen, nicht den Bienen, die in weiten Flügen süssen Honig und Wachs mit bewundernswertem Geschick sammeln. Umso reichlicher lässt Vadian sein Wissen blitzen, in der ganzen Weite der literarischen Welt, durch alle Zeiten, mit souveräner Sicherheit sich bewegend. So sehr sind die



Alten geschätzt, dass alle sie zitieren, selbst die Rechtsgelehrten, die Ärzte, die Theologen, — auch Aristoteles, den sie ja täglich in Händen haben, nur dass sie, die »amusoteri«, diese Zitate nicht erkennen. Doch was predige ich tauben Ohren; altes Holz lässt sich eher brechen als biegen; Melchior und mit ihm die Jungen müssen gewonnen werden.

Nochmals kehrt die Darstellung, ohne der Gegner mehr zu achten, zum Problem des künstlerischen Schaffens zurück, so wie es die Alten erklärt haben und ihre modernen Nachfolger es verstehen. Die Musen führen den Reigen; sie symbolisieren die einzelnen Formen und Phasen im Schaffen des Dichters. In ihnen sind die Kräfte der menschlichen Seele und die Gesetze der Himmelskörper dargestellt. Zwischen beidem, dem Geistigen und dem Natürlichen, dem Menschlichen und dem Kosmischen, bestehen geheimnisvolle Zusammenhänge, und sie bedingen die künstlerische Produktion. Der Musenführer Apoll ist das Himmelslicht; er wird von Jupiter ergriffen, oder, um es christlich auszudrücken: die Himmelskraft wird von Gott erfüllt; im Dienste Apolls übertragen die Musen die göttliche Inspiration dem dafür bereiten Menschen. So habe er selbst, Vadian, von Apoll und den Musen hingerissen, ihre Macht gespürt, als er vor Kaiser Maximilian stand und kniete, um aus seiner Hand den Kranz Apolls, die Dichterkrone, zu empfangen; in dieser Stunde habe ihn die Hoffnung durchdrungen, zu allen hohen Künsten geweiht zu sein.

Genug vom Bisherigen! Mit dieser deutlichen Wendung bricht Vadian ab, um zum letzten, dem praktisch-didaktischen Teil seiner Poetik überzuleiten. Auf das, was er hier zu sagen habe, werde nur der mit Erfolg eingehen, der nicht bloss Interesse, sondern Liebe für die Dichter habe: denn die Liebe ist der zündende Funke aller Studien; er erweckt die Lust und sie jene Geduld, die Mühen und Nachtwachen erträgt, und durch die der Geist, wenn nur die Musen nicht fern sind, sein Ziel erreicht. Hier zeigt Vadian den Schülern den steilen Weg, zeigt ihnen die Arbeit, die zu bewältigen ist.

Die Grundlage bildet die Grammatik, die methodische Grammatik zuerst, das heisst die Sprach- und Stilschulung. Sie ist aus wenigen, ausgewählten Schriftstellern zu lernen, aus Quellen, deren Wasser den Durst rascher und besser löscht, als wenn man aus dem Bache trinkt: Priscianus[1] vor allen, dann Valla, Diomedes, Donatus, Quintilian und Erasmus von

[1] Verfasser, um 500, einer Institutio de arte grammatica.

Rotterdam, dem höchstes Lob gespendet wird[1]. Es gebe auch schlechte Lehrer, und Vadian weiss darüber aus eigener St. Galler Schulerfahrung zu erzählen. Diese grammatische Elementarbildung erfordere in Deutschland mehr Zeit als in Italien: unter anderem Himmel geboren und mitten im Barbarenlande erzogen, müssen wir länger Knaben sein; denn keine sprachliche Erziehung der Eltern kommt uns zustatten, und von unsern plappernden Ammen ist nichts für die lateinische Sprache Förderliches zu erhoffen. Frühreife wäre dem Deutschen nicht zuträglich, und mit bloss äusserlicher Redegewandtheit ist es nicht getan.

Auf diese erste Stufe folgt die historische Grammatik, das heisst die Interpretation; wieder geschieht die Ausbildung durch die besten Schriftsteller, die nicht nur theoretisch lehren, sondern zugleich die Beispiele bieten. Vadian nennt sie, offensichtlich aus eigener Kenntnis wählend, vor den Masslosen, allzu Spitzfindigen warnend, und doch wird die Liste so lang, dass er den Bruder beruhigen muss: es sind nicht alle zu studieren, und die Lektüre verteilt sich auf das ganze Leben!

Neben der Grammatik die Rhetorik. Quintilian und Cicero leiten hier an; der Dichter kann die Redekunst nicht entbehren. Er ist ein stummer Redner, aber er muss seine Gestalten sprechen lassen und zwar so, wie es jeweilen der Zeit, dem Ort, den Umständen, der Stimmung gemäss ist. Nur umfassende Bildung kann diesen Anforderungen genügen; auch hier führt einzig planmässige Lektüre zum Ziel.

Orator und Poeta sind einander verwandt; sie sind auch verschieden. Der Unterschied liegt nicht darin, dass der eine in Prosa, der andere in Versen schreibt. Der formale Unterschied ist dahin zu bestimmen, dass der Dichter durch das rhythmische Versgesetz strikter gebunden, im Gebrauch der Worte und der übrigen Stilmittel aber freier ist als der Redner. Vor allem aber: die Ziele und die Aufgaben beider sind verschieden, und entsprechend verschieden muss der sprachliche Ausdruck sein. Wenige sind Redner und Dichter zugleich; die Alten haben sehr deutlich unterschieden. Zwischen beiden stehen Philosophen und Historiker, erstere dem Redner, letztere dem Dichter näher verwandt; Geschichtsschreibung ist, nach Quintilian, ein »carmen solutum«. Verschieden verhalten sich Orator und Poeta zur Natur, zum öffentlichen Leben, zum Publikum. Der

[1] »In his libris quos de verborum et rerum copia adeo perscripsit concinne, ut nihil desit, nihil redundet, ut plane illud copię cornu omnis nitoris et elegantię flosculis plenum inde effulgeat.«

eine wird den andern in seiner Art und Wirkung schätzen. Aber der Dichter steht in höherer Würde: aus dem Redner sprechen Geist und Beredsamkeit, im Dichter erkennt man jenen göttlichen Zug, der ihn über die Natur des Menschen hinaushebt, ihn den Rang zwischen Göttern und Menschen einnehmen lässt.

Der Poeta bedarf ferner Iudicium: Urteil, Geschmack; ein sachliches, ein methodisch erworbenes, von Eigenliebe und Anmassung, diesen Kennzeichen der Scheinbildung, freies Urteil. Er soll zwischen Wert und Unwert unterscheiden können. Iudicium ist Voraussetzung des weiteren Bildungsfaktors: der Imitatio. Der Schüler der Poetik muss e i n e n Schriftsteller ganz in sich aufnehmen; ein eklektisches Verhalten, nach Quintilian, empfiehlt Vadian nicht. Auch diese Verpflichtung auf ein in einem Dichter verkörpertes Ideal verstehe man recht: einen absolut besten Stil gibt es nicht, die Mannigfaltigkeit, die Fähigkeit, Neues zu gestalten, sind unendlich. Ein Vorbild ganz zu erreichen ist unmöglich, ihm nahezukommen ehrenvoll; auch die zweiten und dritten Ränge sind wichtig. Und jede Begabung entwickelt sich, trotz allem Nachstreben, eigenartig: die Natur leitet den Geist. Wir lieben in den Dichtern auch die Menschen und folgen denen, zu denen wir uns hingezogen fühlen.

Dies sind nochmals wegleitende Regeln, aus Bestimmung und Scheidung gewonnene Erkenntnisse. So aufgeklärt möge nun der Schüler lesen und lernen. Hiezu gibt ihm der Lehrer Vadian die unmittelbare Anleitung. In seinem umfangreichen 29. Kapitel stellt er die lateinischen Dichter vor ihn hin, charakterisierend, empfehlend, warnend, ratend, was zuerst, was später vorzunehmen sei. Er gibt ausdrücklich s e i n Urteil, weniger über den absoluten künstlerischen Wert, als über den erzieherischen Nutzen; er referiert die Ansicht anderer aus alter und neuer Zeit, aber er nimmt dazu Stellung: als Lehrer. Es geht um den Aufbau des Studiums, die Auswahl, die Reihenfolge der Lektüre. Vadian gibt eine Reihe charakterisierender, kritischer, vergleichender Skizzen, ausführlich, persönlich. Hoch gepriesen steht Vergil an der Spitze, das grosse Vorbild für alle. Ovid folgt ihm, begleitet doch von Vorbehalten des Lehrers: sein Ton ist oft leicht und verführerisch, sein Werk aber kenntnisreich und mannigfaltig, unübertrefflich an Fülle der Worte und der Gegenstände, einer Frühlingswiese vergleichbar, in der alles grünt und blüht, wie von selbst, ohne Mühe, aus der Fruchtbarkeit der Natur hervorgegangen. Dann weiter einer nach dem andern: Horaz, Lucan, Silius Italicus, Valerius Flaccus

und noch mancher, unter ihnen Claudianus besonders hervorgehoben, in Werk und Leben lauter, so dass er von den jungen Leuten gleich nach Vergil und Ovid gelesen werden sollte[1]. Denn mancher andere ist schwer verständlich, nicht einwandfrei im Stil und nicht ohne moralische Gefahren, so dass man ihn besser erst in reiferen Jahren liest. Vor den Satiren des Horaz, Iuvenal, Persius ist zu warnen; Vadian selbst habe sich bis zu seinem 24. Jahr an Vergil und Terenz gehalten, die andern erst später kennen gelernt. Aber der Lehrer will nur aufmerksam machen: der Schüler soll Bescheid wissen; ihm bleiben Freiheit und Verantwortung der eigenen Wahl. Sei dein eigener Lehrmeister, mahnt er den Bruder. Vergleiche und wähle: Properz ist etwas lässig, aber durch Glanz des Stils und Gewicht der Sentenzen verehrungswürdig; ich glaube, dass er an Feinheit und Schönheit geringer sei als Tibull, stelle ihn aber wegen seines vielfach belehrenden Gehaltes über diesen. Tibull ist einem friedlichen Flusse, der in ebenem Gefilde durch blühende Wiesen fliesst, vergleichbar, Properz einem Wildbach ähnlich, oft gegen abschüssige Ufer schäumend, ungestüm selbst in seinen Untiefen, heftig im Laufe; aber seine Wasser stammen aus Bergquellen. Etwa zwanzig Bilder antiker Dichter[2] reihen sich aneinander, klar und unmittelbar erfasst und glänzend geschildert; einige Charakteristiken neuerer Schriftsteller folgen, von den Lebenden führt Vadian nur die Namen auf.

Noch kann es Vadian, nach diesem Höhepunkt, nicht genug sein lassen. Nochmals sind die Waffen aufzunehmen (»hic mihi rursum tela depromenda«); man muss kämpfen, bis sich die neue Bildung, die in Germanien noch jung ist, durchgesetzt haben wird: Kampf für die Würde des dichterischen Berufes gegen die, die ihn gering achten, für Arbeit, Wissen, Anstrengung gegen die Dilettanten, die die literarischen Studien rasch und leicht erledigen, die Dichtung nur zu oberflächlichem Genuss benützen wollen. Mit der jungen Generation wird sich der Sieg der neuen Geistigkeit einstellen, und nochmals prägt ihr der Lehrer, der da spricht, ein, was zu tun ist: Trivium und Quadrivium enthalten die Fächer und

[1] Vadian kannte ihn aus einer Ausgabe des Camers von 1510 (*Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 38), die er in seiner Bibliothek besass (*V. Frei*, Bibliotheca Vadiani, S. 113, heute Stadtbibliothek St.Gallen Inc. 892). Er hat ihn dort in einem beigegebenen Lobgedicht als »Vates ... post Vergilium mihi secundus« gepriesen.

[2] Vorbild dafür war unzweifelhaft die Schau griechischer und lateinischer Schriftsteller im zehnten Buch von Quintilians Institutio oratoria.



Stufen der Geistesbildung; aber man muss die Gewichte richtig legen, — nicht so sehr auf Dialektik mit ihrer Spitzfindigkeit, sondern vor allem auf Grammatik, Musik, Mathematik, die man noch immer scheut und zu wenig pflegt.

Wie ein Gedicht aufzubauen sei, davon sagt Vadian in seinem letzten kurzen Kapitel »De carminis ratione« ein Wort, ohne ausgiebig darauf einzugehen. Bricht das Werk — wie vielleicht die Vorlesung — ohne eigentliche Abrundung ab, oder glaubt Vadian, das Nötige, das Lehrbare gesagt zu haben? Er wiederholt nur eben noch einmal den Grundgedanken seiner Dichtungslehre, den Grundsatz seiner Forderung: Begabung und fleissige, lernende, nachahmende Übung sind nötig, Talent und Arbeit. Schreite, Melchior, auf diesem Wege voran, mir und unserer ganzen Familie zur Freude, dem Vaterland zur Zierde!

Fast gleichzeitig mit dem Erscheinen der Poetik hat Vadian Wien verlassen; der akademische Lehrer hatte damit sein letztes Wort gesprochen. Der unmittelbare Widerhall war, nach dem, was wir wissen, nicht gross, und eine bedeutende spätere Wirkung scheint ausgeblieben zu sein. Wir vernehmen, dass Ludwig Sprüngli aus Wien ein Exemplar der Poetik dem Oswald Myconius in Zürich übermittelte und widmete[1], dass Glarean in Paris durch Konrad Grebel in den Besitz des Buches gelangte[2]. 1522 klagt der Verleger Lukas Alantsee über den schlechten Absatz der Poetik, die er in Nürnberg, Frankfurt, Krakau, Venedig, Wien und allenthalben auf den Markt gebracht habe; »will aber nindertt von statt gienn«[3]. Als 1540 Sebastian Reinald, der Vadian 1515, gern oder ungern, sein Kollegheft zur Ausarbeitung der Poetik gegeben, aber nie zurückerhalten hatte, um das Buch bat, hatte Vadian kein Exemplar mehr zur Verfügung[4]. Dann verlieren sich die Spuren; Michael Denis in seiner Wiener Buch-

[1] Vgl. Vadianische Briefsammlung II, Nr. 137: Myconius an Vadian, Zürich, 30. Okt. 1518. Auf der Stadtbibliothek St.Gallen ist dieses Exemplar noch heute vorhanden; sein Titelblatt trägt die Widmung: »Osualdo Myconio praeceptori suo chariss. Ludovicus Sprüngli«.

[2] Vgl. Vadianische Briefsammlung II, Nr. 138: Myconius an Vadian, Zürich, 12. Nov. 1518.

[3] Vgl. Vadianische Briefsammlung II, Nr. 304: Lukas Alantsee an Vadian, Nürnberg, 2. Febr. 1522.

[4] Vgl. Vadianische Briefsammlung VI, Nr. 1172: Seb. Reinald an Vadian, Hall am Inn, 22. Mai 1541.

druckergeschichte von 1782, sonst über die Schicksale der Wiener Publikationen jener Zeit reich an Wissen, kennt nur noch, aus dem Katalog der Wiener Universitätsbibliothek, den Titel, nicht das Buch[1]. Erst in neuester Zeit hat J. Nadler nachdrücklich auf Vadians Poetik hingewiesen und in ihr ein aussergewöhnliches, grundlegend wichtiges Werk erblickt: »die ältesten Vorlesungen über deutsche Literaturgeschichte«, einen Versuch, »die Weltliteratur in knapper Übersicht zu bewältigen«, die »früheste Quellenschrift zur Entwicklung der deutschen Literaturwissenschaft«[2].

Die unmittelbare Kulturwirkung aber, die der Erzieher Vadian so sehr erstrebt hatte, blieb seinem Werke offenbar versagt. Die Ursachen sind nicht im einzelnen nachzuweisen, aber im ganzen deutlich zu sehen: Vadian verliess seinen Wiener Lehrstuhl und trat mit dem Übergang nach St.Gallen aus den Kreisen des akademischen Humanismus hinaus. Der Verleger Lukas Alantsee starb 1522. Das Wiener Studium erlebte, nach Kaiser Maximilians Tod, in politischer Unruhe und schweren Pestläuften, einen Niedergang, ja geradezu eine Auflösung. Der Gang der Zeiten in Deutschland, in Europa führte in Reformation und Krieg hinein. Um 1520 liegt ein kulturgeschichtlicher Wendepunkt.

Vadians Poetik verschwand in den Bibliotheken; wenige Exemplare blieben bis heute erhalten. Aber das Buch umschloss und bewahrte das Wesentlichste dessen, was Vadian in seinen Wiener Jahren wissenschaftlich beschäftigt hatte, was sich ihm aus Lektüre und Forschung zur Erkenntnis und zur Lehre gestaltet hatte. Es ist biographisch, für die Kenntnis von Vadians geistiger Gestalt, von unvergleichlichem Wert. Wir entdecken seine Wege und seine Ziele, seine Horizonte und seine Leitsterne. Er tritt uns leibhaftig entgegen: frisch, kämpferisch, eifrig und behutsam als Lehrer, ergriffen, erwärmt von seinem Gegenstand und doch

---

[1] *Denis,* Buchdruckergeschicht, Nr. 205. »Mir ist leid, dass ich nicht mehr davon sagen kann«.

[2] Vortrag in der Allg. Geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz, Freiburg 1918; vgl. »Euphorion« XXV, 1, 1924, S. 115 ff; ferner: Literaturgeschichte der deutschen Schweiz, Zürich 1922, S. 139 f; Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, 1. Band, 2. Auflage, Regensburg 1923, S. 375 f, 4. Auflage (unter dem Gesamttitel: Literaturgeschichte des Deutschen Volkes. Dichtung und Schrifttum der deutschen Stämme und Landschaften), Berlin 1939, S. 329 f. — Nach brieflicher Mitteilung J. Nadlers ist auf seine Veranlassung »in den dreissiger Jahren« eine Wiener Dissertation über Vadians Poetik geschrieben worden, die ungedruckt blieb.

von gesunder Nüchternheit, urteilend und verurteilend, fordernd und herausfordernd, aber bereit, das Recht zur Eigenart anzuerkennen, die Vielfalt des Lebens, die Stufen der Werte. Er ist vor allem weit und offen: seine Literaturkenntnis erweist es. Er bewegt sich im Bereich des griechischen Schrifttums zwar nicht ohne Befangenheit, mit voller Sicherheit dagegen in der römischen Welt. Die Spätantike sagt ihm viel, die frühchristlichen Autoren sind ihm stets zur Hand, so dass der Übergang vom »Altertum« zum »Mittelalter«, in Kontinuität und Veränderung, mit eindrücklicher Klarheit zur Geltung kommt. Er spricht von der lateinischen, wie von der deutschen Dichtung des germanischen Mittelalters, er holt die italienischen Schriftsteller der beginnenden, sich entfaltenden, nach Deutschland hinüberspringenden Renaissance heran. Er beschränkt sich nicht auf Exzerpte und Zitate aus zweiter Hand; sie fehlen nicht, aber die unmittelbare Kenntnis wäre an zahllosen Stellen nachzuweisen. Daher verharrt er nicht in gläubiger Abhängigkeit von den Autoritäten; er nimmt Stellung, er ist erfüllt vom Gedanken der Entwicklung, von der Relativität aller menschlichen Leistung, ihrer Verschiedenheit nach Zeit, Ort, Himmel und Sternen. Er wirft die grundsätzlichen Fragen auf, nach dem Wesen der Dichtung, nach den Voraussetzungen des Dichtens, nach den psychischen Bedingungen künstlerischer Produktion. Er scheidet und gruppiert; er fordert Bildung, Übung, Arbeit, er glaubt an Lehren und Lernen, aber er weiss um das Geheimnis alles Geistigen, das sich nicht ergründen, sondern nur ahnen, nicht erwerben, sondern nur empfangen lässt.

Damit hat Vadians Poetik, über die Person ihres Verfassers hinaus, ihren Platz in der Literaturgeschichte. Er wird bestimmt durch die Einzelheiten, die hier vom Stand des frühen 16. Jahrhunderts gesehen und in Zusammenhang gesetzt sind; er wird bestimmt durch das Ganze der Poetik im Vadianischen Sinne, dieses umfassenden literarwissenschaftlich-kulturhistorischen Werkes.

Orator

Rhetorik gehörte zu den Lehrgegenständen der scholastischen wie der humanistischen Universität. Der vollkommene Gelehrte muss auch Orator sein, fähig, bei feierlichen und festlichen Anlässen die repräsentative, hochgestimmte, stilisierte lateinische Rede zu halten. Von alters her beging die Universität kirchliche Feste, insbesondere die Jahrtage sowohl ihrer Patronatsheiligen, wie auch ihrer fürstlichen Stifter und Gönner; besondere Ereignisse, ein Fürstenbesuch, Hochzeit und Tod im Herrscherhaus, verlangten die Teilnahme der Universität und ihrer Redner. Es galt, die Verdienste der Heiligen, die Tugenden und Taten der Fürsten in wohlgesetzten Worten zu preisen. Vorbild war, letzten Endes immer, die antike Panegyrik.

In Wien wie anderwärts liefen die älteren Traditionen des akademischen Brauches im beginnenden 16. Jahrhunderts weiter; nach wie vor feierte die Universität ihre Kirchenfeste, ihre Patronatstage. Die hiebei üblichen Reden behielten Stil und Sinn im ganzen bei, mochten sich ihnen auch neu-antike Elemente beimischen, seit Männer der modernen Bildung für die Universität das Wort führten. In zunehmendem Masse aber begehrten jetzt Hof und Staat für ihre grossen Tage den Schmuck der Rede, in der der Ruhm des Fürsten zu hellem Klingen gebracht wurde. Die Universität stellte die Redner, und sie erwies sich auch darin, mehr denn je, als ein dem Staate verbundenes, dem Staate dienendes Institut. In der humanistischen Fürstenrede aber feierte der römische Panegyricus ganz unmittelbar seine Auferstehung[1]. Als gleichartig stellte man beide zueinander, druckte sie miteinander in derselben Publikation.

Es gab keine Pflicht des gelehrten Akademikers, der Vadian nicht genügt hätte: er war Orator, wie er Poeta, Editor, Briefschreiber war. Die fünf Reden, die von ihm erhalten sind, repräsentieren die beiden

---

[1] In Wien konnte Johannes Cuspinian als besonderer Kenner und Liebhaber der antiken und neueren Panegyrik gelten. Er besass alte Handschriften und veranlasste 1513 eine Ausgabe panegyrischer Reden, der Vadian ein Epigramm an den Leser beigab, den »grossen Nutzen des kleinen Buches« hervorhebend (vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 94). Vadian besass die Ausgabe (Stadtbibliothek St.Gallen, Inc. 766; vgl. *Frei*, Bibliotheca Vadiani, S. 121).

Typen, den älteren und den neueren, den kirchlichen und den weltlichen. Er hielt 1510 die traditionelle Rede auf die heilige Ursula und ihre elftausend Jungfrauen[1] und die Weihnachtsrede[2], 1515 und 1516 drei Fürstenreden an Kaiser Maximilian[3], König Sigismund von Polen[4] und auf den verstorbenen König Wladislaw von Ungarn und Böhmen[5].

Die jungfräuliche Märtyrerin Ursula war die Patronin der Wiener Rheinischen Nation, deren Tag, der 21. Oktober, jeweilen durch eine Universitätsfeier begangen wurde. Der Redner für 1510 war Vadian. Wir besitzen den Wortlaut der Rede, die 1509, im Jahr zuvor, Arbogast Strub bei diesem Anlass gehalten hatte, und Vadian, der sie, samt einer früheren zu Ehren der heiligen Katharina von Alexandria, 1511, nach Arbogasts Tod herausgab[6], bezeugt ausdrücklich, Arbogast habe sie »ritu scholastico Viennae issus« gehalten[7]. Die beiden Ursulareden entsprechen einander genau; das Herkommen schrieb den Aufbau vor.

Vadian spricht am Festtag selbst, in der Kirche; seine Anrede richtet sich an den Rektor der Universität, den Prinzen Francesco Maria Sforza[8],

---

[1] Vadiani de undecim milibus virginum oratio, Wien 1510.

[2] Ioachimi Vadiani oratio de Iesu Christi die natali, Wien, 28. Januar 1511.

[3] Divo Maximiliano Ces. Augusto principi magnanimo et invicto oratio, nomine gymnasii Viennensis per Ioachimum Vadianum Helvetium oratorem et poetam ab eodem laureatum XI. Kalen. Augusti anno M.D.XV. in celebri summae nobilitatis praesentia exhibita, Wien 1515 (abermals gedruckt, wie auch die Rede an König Sigismund von Polen, in der Sammlung der Universitätsreden von 1515: Orationes Viennae Austriae ad Divum Maximilianum Caes. Aug. aliosque illustrissimos principes habitae in celeberrimo trium regum ad Caes. conventu. Anno M.D.XV., Wien, Januar 1516).

[4] Oratio coram invictissimo Sigismundo Rege Poloniae etc. in conventu caesaris et trium regum, nomine universitatis, Viennae Austriae per Ioachimum Vadianum poetam laureatum habita, cum carmine in laudem eiusdem regis annexo, in quo quaedam de isto conventu continentur, Wien, 5. Aug. 1515.

[5] Oratiuncula funebris in iustis divi Vladislai Pannonie regis habita, 15. Iunii 1516; ungedruckt; Ms. von Vadians Hand: Stadtbibliothek St.Gallen, Ms. 65, Bl. 52 r ff.

Eine Edition der Vadianischen Reden bereitet M. Gabathuler in St. Gallen vor.

[6] Arbogasti Strub Glaronesii orationes duae . . ., Wien 1511.

[7] Vadian an Huldr. Zwingli, Wien, 9. April 1511 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 7; Zwinglis Briefwechsel I, Nr. 2).

[8] Sohn des Lodovico il Moro, Herzogs von Mailand, jüngerer Bruder Massimilianos; die beiden Prinzen lebten an Kaiser Maximilians Hofe, da die Franzosen ihrem Vater Mailand entrissen hatten und dieser 1508 gestorben war.

den, noch nicht zwanzigjährig, damals die Würde dieses Amtes schmückte. Seine Einleitung präludiert über die Schwierigkeit und hohe Bedeutung seines Themas und wird abgeschlossen durch einen verehrungsvollen Gruss, in vier Distichen, an die erhabenste aller Jungfrauen, Maria, die Mutter Gottes. In vollen Tönen preist sodann der Hauptteil die Gott wohlgefällige Tugend der Jungfräulichkeit, die eine der wichtigsten Voraussetzungen des Heiles ist: eine Jungfrau hat den Erlöser geboren; eine Jungfrau hat gut gemacht, was ein Weib verscherzt hatte, — Eva, durch die die Erbsünde in die Welt kam. Unter den Menschen aber hat diese Tugend gegen die natürlichen Triebe zu kämpfen, und nur in siegreichem Tod kann sie triumphieren: dies ist Sinn und Verdienst des Opfertodes der elftausend Jungfrauen. Vadian erzählt sodann, wie es wohl alljährlich zu geschehen hatte, die Legende: die Pilgerschaft der von der Königstochter Ursula geführten Schar von Britannien rheinaufwärts, über die Alpen nach Rom, den Überfall auf der Rückfahrt bei Köln durch ein heidnisches Barbarenheer der Hunnen; die Schilderung findet ihren eindrücklichen Höhepunkt in einer Apostrophe der Ursula an ihre Begleiterinnen, im heroischen Versmass des Hexameters, — unmittelbar ehe der Angriff erfolgt, die Fürstin als erste fällt und sich an den Elftausend ein blutiges Geschick erfüllt, das doch nicht zu beweinen ist, sondern aufs höchste zu preisen, mit Recht alljährlich gefeiert nicht nur von der Rheinischen Nation, sondern von allen, ob sie an der Donau, an der Drau, an der Rhone, am Tajo, an der Saone oder am Po zuhause sind. Ein poetisches Schlussgebet verneigt sich nochmals vor der heiligen Schar und klingt in fromme Wünsche aus, die dem fürstlichen Rektor dargebracht werden.

Anlass und Kunstform der Rede sind konventionell; Vadian belebt sie mit schönem Schwung und dramatischer Spannung; sie ist, stärker als die Rede Arbogasts, auf den religiösen Ton gestimmt, auf eine Empfindung, die sich bei Vadian namentlich in der Marienverehrung zu entzünden scheint[1].

Vadian gab die Rede sofort in Druck: viele Schüler wünschten dies, und er wolle nicht ungefällig sein; zum erstenmal gewahren wir hier den

[1] Die Akten der Rheinischen Nation vermerken lobend: »In die Ursule nomine nationis lepidissime perfecit oracionem magister Ioachimus Vadianus Helvetius de Sancto Gallo« (*E. Egli*, Die St.Galler Täufer, Zürich 1887, Anhang: Beiträge zur Vita Vadiani, S. 60, Nr. 8).



jungen Lehrer, der die Studenten begeistert. Am folgenden Tage schon verheisst Vadian die Publikation[1].

Der Ursularede folgte in geringem zeitlichem Abstand die Weihnachtsrede De Iesu Christi die natali. Vadian hielt sie am Weihnachtstage 1510 und widmete sie unmittelbar nachher dem Vizekanzler der Universität, Johannes Heckmann, der sie in der festlichen Versammlung selbst gehört habe, im Drucke aber manches genauer aufnehmen möge, was ihm in der Unruhe der Menschenmenge vielleicht entgangen sei[2].

Wiederum gipfelt die Einleitung in einem Versgebet, den Namen Christi verehrend und bittend, dass er dem Redner den richtigen Geist, die richtigen Worte eingeben möge. Der Hauptteil der Rede entfaltet sich von theologisch-philosophischen Gedankengängen aus — ohne dass Vadianischer Geist sich in ihnen selbständig bewegte —, hin zur Schilderung der lieblichen Szene im Stall zu Bethlehem: Der Logos ist das Wort Gottes, und Gott selbst ist das schöpferische Wort; Gott und das Wort, das Hervorbringende und das Hervorgebrachte, bilden eine ewige, ungeschiedene Einheit; in Christus aber ist der Logos Fleisch geworden; die Propheten haben sein Kommen vorausgesagt, antike Dichter, Vergil besonders, haben es geahnt. Wie dieses Wunder Wirklichkeit wurde, wie Christus kam, Mensch und Gott zugleich, von Maria geboren, um die Welt zu erlösen, so wie der Frühling beseligend anbricht nach der Winternacht, — dies schildert die Vadianische Rede und gewinnt hier, in poetischem Schwung und in der religiösen Ergriffenheit, ihren eigenartigen Klang, einen Hauch wahrer Schönheit der Empfindung und des Ausdrucks, der noch heute nicht verweht ist.

Die Fürstenreden Vadians stehen in anderer Atmosphäre. Sie galten den drei Monarchen, deren Zusammenkunft in Wien, im Sommer 1515, das in seiner Sichtbarkeit eindrücklichste politische Ereignis grosser dynastischer Politik dieser Zeiten darstellte: dem Kaiser und den beiden jagellonischen Brüdern, Sigismund von Polen und Wladislaw von Ungarn

---

[1] Vadian an Servatius Scheb, 22. Okt. 1510 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 5).

[2] Dedikationsepistel Vadians an Johannes Heckmann, 1. Jan. 1511 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 6): »... quae audire populi multitudine strepituque minus potuisti, clarius hisce dinosces ...«.

und Böhmen[1]. Zwei dieser Ansprachen hatten der Aufgabe zu genügen, die der Universität zugefallen war: den Gastgeber und seine Gäste zu begrüssen, und das Aufgebot akademischer Oratoren stellte Vadian an die Spitze. Nur eine Rede, diejenige an Sigismund von Polen, hat er nach dem Einritt der Fürsten, am 22. Juli 1515, gehalten, und vierzehn Tage später erschien sie im Druck, gleichzeitig mit der Kaiserrede, die ungesprochen geblieben war. Die dritte — ein knappes Jahr nachher — war dem Andenken eines Toten gewidmet: König Wladislaws, der im Frühjahr 1516 gestorben war.

Vadian, der Orator, stand hier — ein einziges Mal — auf der Bühne der grossen Politik, nicht um die Handlung irgend zu beeinflussen, doch um ihr Ausdruck zu geben, und wenn auch der Anlass den huldigenden Applaus an die fürstlichen Protagonisten forderte, so bot er doch einem überlegenen Geiste die Möglichkeit, den Sinn des politischen Geschehens zu erwägen.

Die gewichtigste der drei Fürstenreden ist diejenige, die Vadian Kaiser Maximilian zugedacht hatte. Sie klingt, im Lesen selbst, als ein wahrer Panegyricus, mit jenem Crescendo aller Töne, zu dem die Nähe der Majestät aufforderte, und das auch Vadian kräftig zu instrumentieren wusste. Indessen enthält sie doch mehr. Die Absicht, sowohl die kriegerischen Taten, wie die friedlichen Tugenden des Kaisers zu preisen, hat zwar nichts Originelles. Aber Vadian entwickelte die historischen Elemente, die der panegyrischen Rede immer innewohnten, zu grösserer Bedeutung. Er geht aus von dem Kriege Maximilians gegen Venedig, der sich lange hinzog, ohne durch entscheidende Siege beendet zu werden, und der doch die kriegerischen wie die staatsmännischen Qualitäten des Kaisers erkennen liess; er rechtfertigt die Kriegführung Maximilians; er beschreibt und beurteilt das Verhalten der Feinde, die sich nur auf befestigten, meergeschützten Inseln zu behaupten vermögen, was doch, besser als alles andere, die unangreifbare Machtstellung des Kaisers in Italien erweise. Damit geht er über den Rahmen einer blossen festlichen Begrüssungsansprache hinaus. Und er lässt auch in der Folge die allgemeinen Phrasen hinter sich durch die Art, wie er das römische Reich der Deutschen und die Stellung des Kaisers in ihm charakterisiert. Die von den Römern nie besiegten Germanen haben die Würde des alten Imperiums

[1] Vgl. Kapitel 3, S. 195.

übernommen, ihr Kaiser herrscht als der Erwählte der Nation, und weit ist dieses Wahlverfahren den Zufälligkeiten der Erbfolge vorzuziehen. Er ist freilich kein Herrscher des Erdkreises und will es nicht sein; aber er ist der erste Fürst der Christenheit. Und er ist ein d e u t s c h e r Fürst in seinem deutschen Volke, das durch die Gemeinschaft der Sprache in seinen alten Grenzen bekannt und berühmt ist, zu dem, ausser den Pannoniern, Norikern, Vindeliciern und Rhätern, namentlich auch die Helvetier gehören, weniger durch die Natur ihres Landes als durch Treue und kriegerisches Germanentum. Dem Kaiser sind sie ergeben, so hoch sie die Freiheit schätzen; sie sind Vorkämpfer kaiserlicher Macht, wenn sie sich auch keinem Gebot von Königen und Fürsten beugen. Der St.Galler interpretiert das Ergebnis des Schwabenkrieges, — dem Kaiser zu Gefallen und doch einer wahren und weitverbreiteten Ansicht keineswegs entgegen.

Aber die Rede führt aus der Geschichte zur verheissungsvollen Gegenwart, zu dem glücklichen Augenblick, der eben jetzt erreicht ist und empfinden lässt, was das Abendland dem Kaiser verdankt. Welch ein Anblick, und welch ein geschichtliches Ereignis! Die Könige des Ostens besuchen den Kaiser; feierlich hat dieser sie — gestern — begrüsst und eingeholt. Der Redner schildert in jubelnden Tönen und mit eingehender Beschreibung den glanzvollen Einzug der Herrscher und ihres Gefolges in Wien, den er ohne Zweifel mit angesehen hat. Ihre politische Freundschaft und dynastische Verbindung eröffnet dem Hause Habsburg eine grossartige Zukunft: Mächtig gebietet der Kaiser, auf den beiden Enkeln Ferdinand und Karl beruht, nach dem schmerzlich-frühen Tode König Philipps, die Hoffnung der Zukunft, die jagellonischen Königskinder Ludwig und Anna, Sohn und Tochter Wladislaws, Neffe und Nichte Sigismunds, werden durch die vereinbarte Doppelheirat in das Haus Habsburg aufgenommen. Damit ist der Friede der Christenheit gesichert.

Wir wissen aus der Dedikationsepistel zur Kaiserrede, an Bischof Georg Slatkonia von Wien[1], dass Vadian damals Studien zu einer Biographie Kaiser Maximilians im Sinne lagen. Die Rede enthält, vielleicht für den Druck vermehrt und verstärkt, die Ansätze historisch abwägender Betrachtung der in Vadians Gegenwart überragend stehenden Gestalt.

[1] Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 10.

Derselbe Anlass überband Vadian auch die Aufgabe, König Sigismund von Polen geziemend zu begrüssen und die historische Stunde ihm zu Dank zu würdigen. Der Ton der offiziellen Prunkrede zum Preise des gefeierten königlichen Gastes wird hier einförmiger durchgehalten; aber indem Vadian, wie es dem König nicht missfallen konnte, das Lob Polens und seines Herrschers auf die königliche Familie ausdehnt, gewinnt er geschickt den Zusammenhang mit dem historischen Ereignis, das aller Gedanken erfüllt: denn die Mutter Sigismunds, Tochter, Gattin, Mutter von Königen, Elisabeth, war eine habsburgische Prinzessin. Und nun ist zwischen den befreundeten und verwandten Fürstenhäusern die grosse doppelte Familienverbindung geschlossen worden zum Heil Europas und der Christenheit. Vom Westen zum Osten des Erdteils stehen die Länder und Völker durch ihre Fürsten geeint gegen die ungläubigen Feinde des christlichen Namens; die Rede steigt empor zur Vision des umfassenden christlichen Reiches unter habsburgischem Szepter.

Zum drittenmal klingen dieselben Motive an in der Totengedenkrede für König Wladislaw, gehalten am 15. Juni 1516 vor einer Trauerversammlung von Fürsten und Adel, in Anwesenheit, wie es scheint, der Tochter des Verstorbenen, Anna, der Braut Ferdinands. Glücklich lässt sich die rühmende Klage um den Dahingegangenen, zu der der Anlass den Redner verpflichtete, zum hoffnungsvollen Ausblick in eine helle Zukunft wenden. In persönlicher Anrede richtet sich der Sprecher an die junge Prinzessin: Trockne deine Tränen! Du hast den Vater verloren; aber er thront unter den Unsterblichen. Dir bleiben der Oheim Sigismund, der Bruder Ludwig und vor allem Kaiser Maximilian, der dich wie eine Tochter aufnimmt. So findet der Orator Vadian über alles konventionelle Wortgeklingel hinweg auch hier schliesslich den hohen Ausdruck für die Grösse dessen, der ihn, wenn er das Wort nimmt, begeistert: »ille orbis princeps christiani et romani imperii praeses, Divus Maximilianus«.

Poeta

Vadian hat sich früh als Dichter gefühlt und als Poeta bezeichnet[1]. Seit dem 12. März 1514 trug er den Titel eines Poeta laureatus. Es lässt sich nachweisen[2], dass er diese offizielle Anerkennung seiner Dichterwürde erstrebt, erworben und hoch geschätzt hat; viel später erst erschien sie ihm äusserlich und gleichgültig[3].

Damit der Kaiser den Dichter kröne, muss dessen Muse dem Herrscher huldigen; ein Preislied auf den Kaiser ist Werbung und Dank zugleich. Vadian schuf es anschliessend an die feierliche Überführung des Sarges Friedrichs III. in sein eben vollendetes Prunkgrab zu St. Stephan am 14. November 1513; er widmete es dem verewigten kaiserlichen Vater Friedrich, dem regierenden Sohne Maximilian und dem in den Enkeln Karl und Ferdinand fortblühenden Stamm des kaiserlichen Hauses zugleich[4]. Es ist ein Enkomium im Stile der Zeit. Die kaiserliche Majestät erfüllt es ganz; von ihr inspiriert und begnadet brauche der Dichter Apoll und die Musen nicht zu bemühen, — so leitet Vadian sein Carmen ein, und ohne es in Worte zu fassen, kennzeichnet er damit die wahre Situation: er steht nicht frei auf der Höhe des Parnasses; er kniet auf der Schwelle des kaiserlichen Saales zu Linz, wo ihm der Dichterkranz winkt. Sein Werk erweist sein Können, aber es sagt wenig aus über die ihm eigene dichterische Kunst. Der gelernte, gelehrte Vers überbordet ins Masslose: mehr als 600 Hexameter, die leicht fliessen[5]. Der Sänger steigert sich in

---

[1] So schon in der Überschrift seines Dialogs mit dem Tode (1511).

[2] Vgl. *W. Näf*, Die Vorbereitung von Vadians Dichterkrönung (Vadian-Studien, Heft 1, St.Gallen 1945).

[3] *Rütiners* Diarium (Stadtbibliothek St.Gallen, Ms. 78/79) überliefert aus der Zeit um oder nach 1530 (Nr. 344), Vadian habe gesagt, dass er sich zum Dichter krönen liess, sei jugendliche Eitelkeit (»iuvenilis insania«) gewesen.

[4] Ioachimi Vadiani Helvetii carmen maximorum caesarum Friderici tertii patris et Maximiliani filii laudes continens. Anno domini M.D.XIII. in secundaria Friderici sepultura et parentatione emissum. Ad Maximilianum Caesarem Aug. Erschienen Wien 1514 in der von Spiegel veranstalteten Sammelpublikation In hoc libello continentur (vgl. *G. W. Panzer*, Annales Typographici, Bd. 9, Nürnberg 1801, Viennae Nr. 109).

[5] Glarean, der am 25. August 1512 zu Köln gekrönt worden war, und dessen Beispiel Vadian vorgeschwebt haben mag, liess es in seinem Lobgedicht bei 80 Hexametern bewenden.

Ioachimi Vadiani Philosophi & Poetæ, Carmen.
Quo mortis quem Pamphagum nominat:
cum eo certatio est: tam iocosum q̄
frugiferum.



Heus tu: quo tendis tam turbidus ore cruento? Vad.
Quid molire mali? Pamphage cæce, rapax?
Quidq; fames tam dira potest? quid sæua nocendi
Qua toto insanis orbe libido iuuat?
I Cōmune malum: uitæq; Mephitica pestis:
Transfer & ni Gyaras te malesana lues.
Vnde tibi fandi data mecum tanta potestas? Mors.
Quem nosti nulla succubuisse fuga.
Quid ue sibi furor is? quid uult? quem prouocat ira?
Men uelis? Hui promptū est: percute si potis es.

TITELBLATT: DIALOG MIT DEM TODE

die Superlative des Lobes und lässt jede wirkliche Charakterisierung der beiden Kaiser nach historischen oder psychologischen Gesichtspunkten im Gepränge seines hochgeschraubten Ausdrucks untergehen; was sie kennzeichnen könnte, wird in dieser Apotheose zum Licht ohne Schatten verklärt. Dem Preis von Tugend und Taten, den antiken Vergleichen und Kontrasten, ob sie den kaiserlichen Personen oder dem Kunstwerk der Grabstätte gelten, fehlt die Schönheit des Klangs, des Gedankens, der Vision nicht, und am unmittelbarsten wirkt die Schilderung des kirchlichen und volkstümlichen Festes dieser zweiten Grablegung. Aber nur mit Mühe lässt sich ein echter Gehalt herausschälen, der Vadians Auffassung der beiden Herrschergestalten, sein Bild vom vorbildlichen Fürsten überhaupt, ahnen lassen kann: es ist das Bild des durch die Verbindung kriegerischer Leistung mit Pflege der Kultur und in friedlich gerechtem Regiment wahrhaft grossen Kaisers. Vadian durfte es bei diesem Anlass nicht zeichnen, ohne zum Wagnis der Hyperbel entschlossen zu sein, dass Friedrich III. diesem Ideal entsprochen, Maximilian aber den Vater noch übertroffen habe.

Es ist anzunehmen, dass die Zeit ein solches Gedicht verstand, wie es verstanden werden wollte. Der Geschmack achtete es nicht gering: Ich habe Dein Gedicht mit dem grössten Vergnügen gelesen, schreibt ein Empfänger des gedruckten Poems[1]; ich schätze es als wertvolles Geschenk und erwarte von Tag zu Tag weitere von Dir. Es ist anzunehmen, dass Vadian ähnliche Töne anschlug in dem »elegischen Gedicht« auf die Hochzeit König Sigismunds von Polen mit Bona Sforza (1518) und in der »Elegie«, die die Aufnahme desselben Königs in den Orden des Goldenen Vlieses besang (1519)[2].

---

[1] Sebastian Saurer an Vadian, 20. Juli 1514 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 39).

[2] De nuptiis serenissimi ac invictissimi Poloniae regis, D. Sigismundi, et illustrissimae virginis D. Bonae Sfortiae, Mediolanensium ducis Ioannis Galeatii filiae, Ioachimi Vadiani Helvetii poetae laureati carmen elegiacum. Wien, März 1518.

Ioachimi Vadiani Helvetii poetae laureati de magnanimo ac invictissimo Sarmatiae Poloniaeque rege Sigismundo eius nominis primo sacratissimi et inclytissimi ordinis aurei velleris socio ascito ... elegia. Wien, 13. November 1519.

Die beiden Schriften, von denen Vietor 1518 und 1525 in Krakau Nachdrucke veranstaltet haben soll, blieben mir unerreichbar; sie sind auch in Wien nicht vorhanden. Schon *Denis* kannte 1782 offensichtlich nur ihre Titel (Buchdruckergeschicht, Nr. 204 und Nr. 213). — Dr. Paul Heigl, Generaldirektor der Nationalbibliothek in Wien, dessen

Das humanistische Latein hat kein Wort, das dasselbe umfasste, was unser Wort »Dichter« in sich schliesst. Poeta ist, so bestimmt es Vadian selbst, der Gebildete und Gelehrte, der sich im Gewand des Verses bildlich auszudrücken vermag. In höherer Sphäre schwebt, gottbegnadet und gottähnlich, der Vates, der seherische Weise. Als Poeta konnte Vadian gelten auf Grund seiner gedrechselten Verse, die das klassische Bildungsgut der Zeit mit den erlernten Ausdrucksmitteln der Humanistensprache zur Schau stellten und in der Gegenwart zu beabsichtigter Wirkung brachten. Kranz und Ring und Titel zeichneten Gelehrsamkeit und Formgewandtheit aus; aber sie machten ihn und die anderen Poetae laureati nicht zum Dichter. Er ist es, über die meisten seiner verseschmiedenden Zeitgenossen hinaus, geworden, da er jenen überirdischen Strahl unmittelbarer Eingebung, von dem seine Poetik spricht, zu empfangen und zu reflektieren vermochte.

Es gibt verhältnismässig wenige Werke Vadians, die mehr bedeuten als Gelegenheitspoesie, und die ihrem Verfasser seinen Platz in der lateinischen Dichtung seiner Zeit anweisen[1]; ob eine Sammlung »Minusculae poeticae«, die 1512 gedruckt worden sein soll und heute verschollen ist, ihre Zahl zu vermehren vermöchte, ist nicht zu sagen[2].

Nur in einem Bruchstück klingt das wohl früheste der nachweisbaren grösseren Versgedichte Vadians an: Patria illustrata, eine Beschreibung und Verherrlichung des Vaterlandes in drei hexametrischen Gesängen. Er habe, so schreibt Vadian am 7. Mai 1513 an Huldrych Zwingli[3], ein Gedicht »de patriae meae origine, situ et moribus« vollendet[4], und es werde den Freunden in der Heimat nächstens — wie anzunehmen ist:

Entgegenkommen ich — noch während des Krieges — zahlreiche Photokopien aus Wiener Humanistendrucken verdanke, bemühte sich darum, die zwei Vadianischen Elegien in Krakau photokopieren zu lassen; diese Bemühungen blieben aber bis jetzt ohne Erfolg.

[1] *G. Ellinger,* Italien und der deutsche Humanismus in der neulateinischen Lyrik, Berlin und Leipzig 1929, gibt eine kurze Charakterisierung der Vadianischen Dichtung (S. 501 f).

[2] *J. Aschbach,* Geschichte der Wiener Universität II, S. 399, Anm. 1 zitiert »Ioachimi Vadiani Minusculae poeticae, Tubingiae ap. Thom. Anshelm Budensem, 1512«. Dr. M. Gabathuler hat sich, bisher vergeblich, um Auffindung oder Nachweis der Publikation bemüht. Die Ausgabe ist auf der Universitätsbibliothek Tübingen nicht vorhanden; *Panzer,* Annales typographici, verzeichnet sie unter Tübingen 1512 nicht.

[3] Zwinglis Briefwechsel I, Nr. 9a.

[4] »excudi«

gedruckt — zukommen[1]. Dies ist nicht geschehen; im Herbst 1514 war das Gedicht noch nicht veröffentlicht: am 16. Oktober dieses Jahres schrieb Vadian an Rudolf Agricola[2], er habe einst, noch fast ein Jüngling, ein Gedicht über seine Heimat geschrieben, es als Jugendwerk nicht herausgeben wollen, seine Veröffentlichung aber verheissen, und nun dränge Hermann Miles auf die Erfüllung dieses Versprechens[3]. Sie scheint doch endgültig unterblieben zu sein, und nur eine Probe, die Vadian aus seinem Manuskript der Epistel an Agricola einfügte, und die mit ihr gedruckt wurde, ist von dieser Jugenddichtung, die uns biographisch und vermutlich auch künstlerisch von höchstem Werte wäre, erhalten geblieben[4].

Das Fragment[5] besteht aus 29 vollständigen und einem angefangenen Hexameter. Es gehörte dem zweiten Teil des Ganzen — der »sylva secunda« — an und schildert in frischer Anschaulichkeit die beiden Becken des Bodensees, die in weitem Bogen die heimatliche Landschaft umspannen, und den Rhein, der sich von seinem Ursprung in den rätischen Alpen durch das rebentragende Tal zum See schlängelt. Vadian tönt hier auch die Frage der Namenserklärung für Ober- und Untersee (Lacus Acronius und Lacus Venetus) an, die ihn wiederholt beschäftigt hat; aber es sind die herzlichen, poetischen Töne, die hier anklingen, und die sich Vadian auch in der Prosa der Pomponius-Scholien aus unmittelbarer Heimatempfindung einstellen, welche uns den Verlust dieses Gedichtes des jungen Vadian so lebhaft beklagen lassen.

---

[1] Ende des Jahres weiss auch ein Schüler Vadians, Sebastian Saurer, damals in Mailand, von dem Gedicht: er werde Vadian Bücher senden »ea condicione, quod et tu primae illustratae Helvetiae libellum, quem tu conscripseras, mitteres« (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 26, Sebastian Saurer an Vadian, Mailand, 2. Okt. 1513).

[2] Die Epistel wurde erstmals veröffentlicht in dem Büchlein Habes, lector, hoc libello . . ., Wien, 23. Juni 1515 (vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 131); sie wurde sodann 1518 Vadians Scholien zu Pomponius Mela beigegeben.

[3] Auch Xilotectus in Luzern wartete vergeblich auf die versprochene Sendung und mahnte am 19. November 1514 ungeduldig: »Id quoque tandem de situ et moribus patrię tuae lusum carmen, mihi olim promissum, citius ad me des obsecro« (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 45); er hatte sie auch im Frühling 1517 noch nicht erhalten (vgl. Vadianische Briefsammlung III, Nachträge Nr. 27).

[4] Vadian gibt an, er habe das Gedicht »fere adolescens« geschrieben; ich möchte die Entstehungszeit danach und in Erwägung anderer Umstände in die Jahre um 1508 setzen; 1509, bei seinem Aufenthalt in St.Gallen, könnte Vadian mit Hermann Miles darüber gesprochen haben.

[5] Am leichtesten zugänglich in der Ausgabe der Scholien zu Pomponius Mela 1518 (Epistola ad Agricolam), Fol. 131 r und v.

Im ersten Freundeskreis Vadians in Wien, der um 1510 sichtbar wurde, wirkte der Geist des Konrad Celtis nach. Es bildeten ihn junge Leute zwischen zwanzig und dreissig, nicht mehr Studenten, aber noch nicht in Amt und Beruf eingespannt, denen das Ideal des Orator und Poeta vor Augen stand, wie der Meister es aufgestellt hatte. Als im August 1510 einer aus ihren Reihen, Arbogast Strub, durch einen jähen Tod hingerafft wurde, wanden die Freunde ihre poetischen Trauer- und Ruhmeskränze dem aus seinem ersten Schaffen Herausgerissenen, dessen Reden und Gedichte ein Gedächtnisbüchlein festhalten sollte. Vadian gab es heraus[1], und er fügte zwei eigene Dichtungen grösseren Ausmasses bei, die um die Probleme der Vergänglichkeit und Unsterblichkeit kreisen: seinen Dialog mit dem Tode[2] und seine Ode über die Auferstehung Christi[3].

Ungemein lebhaft setzt das Zwiegespräch zwischen Vadian und dem Tode ein und spielt sich als dramatisch bewegte Szene ab. Vadian begegnet dem grausen Tod, der mit Speer und Bogen, mit Sense und Fallstrick einherschreitet; er redet ihn, aufgewühlt von Schmerz und Empörung über Arbogasts unbegreiflich plötzliches Sterben, an als den Würger und Allesfresser, als den mitleidlosen Feind der Menschen. Der Tod aber lässt sich mit ihm in ein Gespräch ein und legt seine blutigen Waffen nieder; Vadians letzte Stunde ist noch nicht gekommen, er hat vom Tode jetzt nichts zu fürchten.

Vadian, der aufgebrachte, mit dem Schicksal hadernde Mensch, wirft dem Tode vor, dass er seine Opfer unversehens, unvorbereitet überfalle; so geschah es mit Arbogast. Der Tod begegnet diesem Vorwurf, indem er sich über Arbogasts Leben und Alter wohl unterrichtet erweist; er hat nicht blindlings zugeschlagen: dem Menschen ist seine Zeit bestimmt, der Tod führt nur die Befehle Jupiters und der Parzen aus. Wäre es denn aber, so lautet Vadians menschlich-kurzsichtiger Einwand, nicht besser, wir kennten unsere Todesstunde? Der Wievielte wird er selbst in der Reihe seiner fünf Brüder und drei Schwestern sein, den der Tod abholt?

[1] Vgl. Kap. 4, S. 188 f.

[2] Ioachimi Vadiani philosophi et poetae carmen quo mortis, quem Pamphagum nominat, cum eo certatio est, tam iocosum, quam frugiferum (110 Disticha).

[3] Ioachimi Vad. Ode dicolos tetrastrophos choriambis tribus et gliconico quarto in laudem dominicae resurrectionis Iesu Christi iuventuti literariae Viennae publice dicata. Anno M.D.X. (30 vierzeilige Strophen).

Man sollte sich vorbereiten können. Der Tod gibt die überlegene Lehre: Der Mensch wird geboren, auf dass er sterbe; danach richte er sein Leben ein. Durch die Tugend kann er wieder zu Gott gelangen, von dem er gekommen ist; nimmt der Mensch die Tugend in sich auf, so kann Mors ihm, durch das Geschenk des Todes, zum wahren Leben werden (»Sic ego vita tibi munere mortis ero«).

Vadians zweiter Vorwurf geht dahin, dass der Tod wahllos, sinnlos wüte. Der Tod schildert denn auch selbst, bitter ironisch, wie er von den Menschen gefürchtet und gehasst werde, gleich der Nachteule von grossen und kleinen Vögeln verhöhnt, von allen gemieden und angegriffen zugleich. Die Wahrheit aber, die Vadian vernehmen möge, ist die: Ursprung des Todes ist der Mensch, das Leben ist die Mutter des Todes. Als die himmlische Flamme die Körper bewegte, die Menschen mit strebendem, begehrendem Leben erfüllte, als der Geist das Geschick des hinfälligen Fleisches nicht zu meistern vermochte: da ward ich, der Tod, geboren. Und wie Vadian, als letzten Einwand, ihm vorhält, dass er also seiner eigenen Mutter, dem Leben, nachstelle, antwortet der Tod, dies sei nicht richtig, er begleite sie vielmehr. Zu sterben ist Menschenschicksal, gegen das sich der Mensch nicht empören kann; alle, die Vadian kennt und liebt, seine Lehrer, seine Freunde, werden es erfüllen.

Sie scheiden, — Vadian mit dem Tode versöhnt: Pamphage amice, vale, — lebe wohl, lieber Freund Hain!

Als Siebenundzwanzigjähriger hat Vadian diese »Certatio«, dieses Streitgespräch mit dem Tode geschrieben, nicht in der Ruhe abgeklärter philosophischer Betrachtung, sondern in stark erregter Seelenstimmung, durch den Verlust des Freundes Arbogast vielleicht zum ersten Mal mit ganzem Ernst vor das Problem des Todes gestellt. So mag man das kleine Werk als vom Augenblick eingegeben, als nicht völlig ausgereift und ausgetragen empfinden; es ist doch eines der schönsten und tiefsten Gedichte Vadians. Sein Gegenstand ist ein ewiges Thema menschlichen Denkens und Dichtens; es ist immer wieder aufgenommen, besonders gern in der Form des Dialogs zwischen Mensch und Tod gestaltet worden[1]. Dass

---

[1] Vgl. *W. Rehm*, Der Todesgedanke in der deutschen Dichtung vom Mittelalter bis zur Romantik, Halle/Saale 1928 (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Buchreihe, 14. Band). Rehm erwähnt Vadians Dialog nicht und sagt wenig über die humanistischen Lösungsversuche, die von den mittelalterlichen, wie von den reformatorischen Auffassungen grundsätzlich abweichen.

Vadian Beispiele aus älterem und seiner Zeit gegenwärtigem Schrifttum kannte, wird anzunehmen sein; aber kein ausdrückliches Zeugnis weist auf eine bestimmte Dichtung hin, die ihm Vorbild gewesen wäre. Der gedankliche Standpunkt ist markant, weit abgerückt von der »mittelalterlichen« Auffassung, die im Tode den grausamen Beender des Lebens, oder dann, in mystischer Wendung, den Erlöser von der Welt, den Pförtner am Tor des wahren Lebens sieht, — fern aber auch dem »Ackermann aus Böhmen«[1], schon dadurch, dass der Dichter sich nicht mit dem Gesprächspartner des Todes identifiziert, sondern sich selbst durch die überlegene Weisheit des Todes belehren lässt. Dem Ackermann ist der Tod Zerstörer der göttlichen Weltordnung, Feind des von Gott erschaffenen Menschen, und der in gewaltige Worte und Bilder gefassten Anklage hat der Tod nur entgegenzuhalten, dass er notwendig sei, um in der Vergänglichkeit des Lebens immer wieder Platz für neues Leben zu schaffen, dass er Sieger bleibe, und dass man sich mit ihm abfinden müsse. Trost erlangt der Akkermann nur im gläubigen Vertrauen, dass der Mensch zwar körperlich unterliege, seine Seele aber in Gott aufgehoben sei, und das Versöhnende legt er in den Rat, Gutes zu tun, den Frieden zu suchen, ein reines Gewissen zu haben.

Auch Vadian will den Tod zunächst, von unmittelbarem Schmerz gepackt, als den grimmig wütenden Feind bekämpfen, Feind auch der Götter, da er denjenigen hingerafft hat, den die Musen berührten, den Apoll und Minerva zu ihrem Dienst auserkoren. Der Tod gibt sich dem gegenüber als die Schicksalsmacht, von Jupiter selbst bestellt und gelenkt, die man nicht ergründen, mit der man nicht rechten kann. In der Sentenz des Todes »Quam primum in lucem nascere, disce mori«, — Sobald du geboren bist, lerne zu sterben! kann man Vadians ethische Devise erblicken. Aber in sein weltanschauliches Zentrum führt erst das andere, was der Tod zu seiner wahren Rechtfertigung vorbringt: »Vita mihi mater«, — Das Leben ist die Mutter des Todes. Er ist kein Feind, der dem Menschen und der schönen Welt entgegenstünde, er ist kein Freund, der den Menschen aus dem irdischen Jammertal hinausführte, — er gehört zum menschlichen Leben selbst; nicht »äusserlich und negativ«[2] indessen,

---

[1] Der Ackermann aus Böhmen, hsg. von *A. Bernt* und *K. Burdach* (*K. Burdach*, Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung III, 1. Teil), Berlin 1917.

[2] Vgl. *Rehm*, Der Todesgedanke, S. 126.

wie es der Tod dem Ackermann erklärt: »Das Leben ist durch Sterbens willen geschaffen«, sondern umgekehrt: Der Tod ist durch das Leben da, das Leben wäre nicht Leben ohne den Tod, er ist eine Funktion des Lebens, er ist dem Leben als notwendig und wohltätig eingeordnet. Er sorgt dafür, dass was vom Himmel herabgeflossen ist, wieder aufsteige zu den Göttern, dass der Kreislauf sich harmonisch vollende. Wer alles Menschliche bejaht, muss auch den Tod, der zum Menschlichen gehört, bejahen. Damit wird die gegensätzliche Spannung aufgehoben, der kosmische Einklang hergestellt. Mit seinem Todesschicksal versöhnt steht der Humanist in der freudvollen und leidvollen Schönheit seiner Welt; sie ist vom Leben zum Tode, von den Menschen zu den Göttern natürlich.

Auf das dramatisch-philosophische Gespräch mit dem Tode lässt Vadian unmittelbar seine Osterode folgen. Sie liegt ganz in der lyrischen Sphäre: ein Jubellied, die Auferstehung Christi, des Menschen in Körper und Gemüt, der Frühlingsnatur mit ihm verherrlichend. Es erhebt sich hell und beschwingt, in seinen Naturschilderungen, die sich auch in klassischer Drapierung ohne Gelehrtenbrille betrachten und mitempfinden lassen, — das Bild der Najaden etwa, die ihr Bachbord mit frischem Gras verzieren. Das Totengedächtnis für Arbogast Strub endet mit frohen, hoffnungsvollen Klängen.

Zu Vadians bezeichnenden und bedeutenden dichterischen Schöpfungen gehören schliesslich noch zwei Versdichtungen: die Elegie De Insignibus familiae Vadianorum und die Ekloge Faustus. Sie sind in gemeinsamer Publikation 1517 erschienen[1], aber zu verschiedenen Zeiten entstanden: De Insignibus 1514 oder 1515[2], Faustus zu Ende des Jahres 1516.

»De Insignibus familiae Vadianorum«, die Erklärung des Wattschen Familienwappens an Bruder Melchior, ist das persönlichste, biographisch aufschlussreichste der Vadianischen Gedichte; es ist jeder Erfassung des Gesamtcharakters von Vadians geistiger Gestalt in seiner Wiener Huma-

---

[1] Ioachimi Vadiani Helvetii aegloga, cui titulus Faustus. Eiusdem de Insignibus familiae Vadianorum ad Melchiorem fratrem elegia exegetica, Wien 1517.

[2] Die Dedikationsepistel an Herm. Miles vom 5. Jan. 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 17) gibt an, dass Vadian die Elegie De Insignibus jetzt abermals (denuo) herausgebe; eine frühere Publikation ist aber nicht nachzuweisen. — 1516, vor der neuen Drucklegung, erbat sich Vadian den Wortlaut des Wappenbriefes seiner Familie von 1430, den ihm Stadtschreiber Augustin Fechter besorgte; vgl. Herm. Miles an Vadian, 16. Dez. 1516 (Vadianische Briefsammlung I, Nr. 85).

nistenzeit zugrundezulegen und hier vorerst nur nach seiner stofflichen und formalen Seite zu bestimmen[1]. Wie er in Wien zu seiner heimatlichen Tradition, verkörpert in seiner Familie, stehe, und wohin der erworbene Humanismus ihn und seinen Schüler, den jungen Bruder Melchior, geistig stelle, diese Fragen scheinen Vadian beschäftigt zu haben, als er das Gedicht schrieb; aber das Wappenbild des steigenden Greifs mit goldener Kette eröffnete der poetischen Phantasie weite Flugmöglichkeiten, und in anregendster Weise berührte hier antiker Mythos den nüchternen Familiengeist des Hauses von Watt. Gestalten und Handlung der Greifensage locken den Dichter; er malt sie, in der langen Folge von 65 Distichen, aus, mit der sichtlichen Freude an den phantastischen Bildern und ihrer farbenreichen Fassung im klingenden Vers, weit ausführlicher als dies nötig wäre, wenn er nur die Folie philosophischer Spekulation und moralischer Belehrung schaffen wollte: das Wundertier in seiner fabelhaften Gestalt, halb Vogel, halb Löwe, in seinem rätselhaften Tun, wie es aus Felsadern Gold und Edelsteine scharrt und zum Haufen auftürmt; die Arimaspen, einäugige, struppige Barbaren des unwirtlichen Nordens, deren rohe Beutegier beim Anblick der schimmernden Schätze erwacht; den Kampf sodann, den die Arimaspen, um das Gold zu gewinnen, mit List vorbereiten und in Wildheit führen, den der Greif, um seinen Hort zu verteidigen, in grossartigem Flug und Schwung als wahrhaft himmlischer Vogel aufnimmt.

An diesen Sagenstoff erinnerte König Sigmund, als er 1430 der Familie von Watt das Greifenwappen verlieh; den Greifen, nicht den Arimaspen mögen seine Träger gleichen. Damit, von Vers 143 ab, geht die Elegia exegetica zu ihrem zweiten, auslegenden und belehrenden Teil über; das Verspaar, bisher in wortreichen Schilderungen prangend, wird jetzt zum Träger von Gedanken, die der Dichter an antiker Philosophie nährt und mit klassischen Beispielen belegt, die aber seiner eigenen Weltansicht und Lebenslehre entsprechen, die er auf sich bezieht, auf den Bruder und die Ehre seines Hauses, auf die humane Kulturhaltung überhaupt, wie er sie immer wieder weist und verkündet.

Vadian hat sich kaum je zum Schreiben hingesetzt, ohne dass ihn ein äusserer Anlass und eine bestimmte Absicht dazu bewogen hätten. Für seine Ekloge Faustus hat er beides in der Dedikationsepistel an den

[1] Vgl. darüber das abschliessende Kap. 6 »Ioachimus Vadianus Helvetius«, S. 335 ff.

kaiserlichen Rat Johannes Krachenberger, Pierius Gracchus, datiert vom 1. Januar 1517, auseinandergesetzt[1]: Vadian ist Nachfolger des Angelus Cospus geworden. Viele freuten sich darüber, erinnerten sie sich doch daran, wie gewissenhaft und fleissig er seinerzeit, während rund zwei Jahren, Cuspinian vertreten hatte; andere verrieten Eifersucht und Neid. Um sein Amt glücklich anzutreten, habe er nun den Gang des ihm anvertrauten Vorlesungsauftrages, auf den er in den beiden letzten Jahren freiwillig verzichtet hatte, mit bukolischen Farben allegorisch[2] angedeutet. Gleichzeitig gibt er auch die Auflösung der Allegorie, indem er die klassischen Decknamen seines Gedichtes in die Gegenwart zurücküberträgt: mit Phronimus meine er Kaiser Maximilian, mit Alcon Cuspinian, Lycoris sei Wien, Anolbus ein Neider, Lycidas Krachenberger und Faustus er, Vadian selbst.

Das Gedicht baut sich mit über 300 Hexametern als Gespräch zweier Hirten, Lycidas und Faustus — Gracchus und Vadian — auf. Es schildert sie in ihrer ländlichen Umgebung, inmitten ihrer Herden unter schattenspendendem Baume; es bringt aus ländlichem Leben ein kleines Spannungsmoment an den Anfang und als retardierende Einlage ein Lied an die gemeinsam geliebte schöne Schäferin Lycoris[3]. Der Hauptgegenstand, der Stimmungswechsel des Faustus von heiterer Freude zu Trauer und finsterem Zorn und zu wieder erneuertem Glück, wird dadurch illustriert, dass der einst so muntere Sänger seine Hirtenpfeife in Gram und Unmut zerbrochen und traurig geschwiegen habe, bis er jetzt, auf anderer Flöte, wiederum spielt und jubiliert. Was die Ursache dieser Veränderungen gewesen, will Lycidas, der eine zeitlang fern von hier fremde Schafe geweidet, wissen, und Faustus erzählt seine Schicksale: Als auf dem Lande, das er von seinem Vater geerbt, das Futter knapp wurde, pachtete er für sich und seine Herden fettere Weiden von Alcon, »reich an Beredsamkeit, Geist und Besitz, dem alle Hirten ringsum mit Ehrerbietung begegnen«, und der sich eben jetzt im Dienst seines Herrn Phronimus anderen Aufgaben zuwandte. Da aber traf ihn fürchterliches Unwetter: der Blitz zerschlug das Haus, den Stall, die Herden, Regenfluten spülten Land und Frucht hinweg, der Hagel peitschte die Bäume kahl, wüstes Geschiebe

[1] Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 16.
[2] Der Herausgeber der Briefsammlung sucht »allegoricos« in »allegorico« zu verbessern; ich nehme an, dass »allegoricos« (-κῶς) zu lesen sei.
[3] Verse 76 bis 99.

machte Äcker und Wiesen zum Trümmerfeld, Seuchen und Feuersbrunst zerstörten, was übrig war. Glück und Besitz, Mut und Hoffnung waren dahin:

> An diesen Eichbaum schlug ich da rasend die rundliche Flöte,
> Die unter hüpfenden Fingern die süssen Töne gegeben,
> Und die den zierlichen Reigen nach meiner Leitung bewegte;
> Jegliche Lust zu singen war mir von da an vergangen,
> Und keine Hoffnung verblieb auf günstige Wendung des Schicksals.

Da greift, wie ein gütiger Gott, Phronimus ein und schenkt dem Unglücklichen das gepachtete Land. Dieser bestellt es mit erwachendem Mute neu, und nun ist der Segen des Himmels mit ihm. Dem Phronimus errichtet er Altäre; seine Dankbarkeit ist unauslöschlich. Dieser aber, der reiche, wohltätige Oberhirte des Landes, wandelt im Ausklang des Gedichtes seine Gestalt: Kaiser Maximilian tritt aus dem Hirtenkostüm hervor:

> Keiner unter den Hirten ist tugendhafter als dieser,
> Keiner der Hirten ist reicher als er im Besitze der Herden;
> Unablässig sorgt sich der Greis um den Frieden des Landes,
> Und die Last der Geschäfte vergönnt seinem Geist keine Ruhe . . .
> Eher werden sich rückwärts ergiessen die eilenden Flüsse,
> Fische, dem Meere entstiegen, auf trockenem Erdboden weiden,
> Und der herrliche Phoebus am westlichen Himmel sich wenden,
> Um zurück auf dem Pfad, den er kam, zum Aufgang zu kehren,
> Als dass vergässe mein Herz den hochgesinneten Kaiser,
> Dem erhabene Weisheit den Namen Phronimus beigab.

Man wird in der Schilderung des Faustus einen wahren Rückblick Vadians auf Erfahrungen seiner Wiener Jahre, einen Widerhall inneren Erlebens erblicken dürfen, ohne dass es anginge, die Allegorie in allen Einzelheiten zur Realität zu entzaubern. Dichterische Lust leitet Vadian auch jetzt, und niemals ist von ihm die Natur in ihrem Sturm und in ihrem Frieden mächtiger und lieblicher geschildert worden als hier. Aber es wird doch ein Empfindungsgehalt erkennbar, dem Vadian Ausdruck geben will: eine Enttäuschung, die er anscheinend erfuhr, als er Cuspinian vertrat, und für die er persönliche Feindschaften verantwortlich machte,

ein Glück, das er empfand, als er den hohen Lehrstuhl des Celtis zu eigenem Besitz übernahm. Die dankbare Huldigung an den Kaiser fand in der bukolischen Allegorie schönen dichterischen Ausdruck.

Was neben den genannten grösseren Gedichten an poetischen Schöpfungen Vadians erhalten ist[1], fügt sich durch die metrische Form zum Gesamteindruck zusammen, ohne dass es sich in allen Stücken zur Höhe des Dichterischen erhöbe. Es handelt sich ausnahmslos um Gelegenheitsverse, für die Vadian die Muse heranrief; wenn sie ihn nicht immer mit wahrer Dichterkraft inspirierte, so versagte sie ihm doch kaum jemals den Schwung des schwebenden Rhythmus und den Glanz eines auserlesenen Stils. Es sind die eigenen Bücher und die Publikationen der Freunde, denen Vadian seine Verse beigab; mit ihnen gedruckt, sind sie auf die Nachwelt gekommen: Empfehlungen des Buches an den Leser, Applause an den Schriftsteller oder seinen reinigenden Herausgeber, an die Gelehrten und Dichter der Vorzeit, wie an die Humanisten der Gegenwart, — Fürstenlob und Preis der kulturfreundlichen Stadt Wien, Erhebung der Musen und jeglicher Kunst, Wendung gegen Tadler, Neider, Kritiker, — dann und wann aber auch ein den Inhalt charakterisierendes, das Profil des Schriftstellers andeutendes, einen allgemeinen Gedanken aufnehmendes Wort. Eben dadurch war Vadian der Poeta, wie ihn die Zeit schätzte: fähig und bereit, wo sich ein Anlass bot, wann man es von ihm verlangte, den prosaischen Artes die Verszier zu verleihen und durch die Kunstform der Sprache den Ausdruck zu steigern, — wie ihm selbst in seiner Ursula- und Weihnachtsrede die dichterische Erhebung zum feierlichen Gebet, zur heroischen Ansprache eindrucksvoll und anscheinend mühelos gelang. Der Vers verklärt jedes geistige Unterfangen; das Buch, welches immer sein Inhalt sei, geht nicht aus, ohne von Versen begleitet zu werden. Wer diese Weihe zu spenden vermag, ist der Poeta; seine Bedeutung in der Zeit bemisst sich nach dieser Fähigkeit angewandter Kunst, mehr als nach der absoluten Höhe und Tiefe einer individuellen Dichtung.

Vadian entspricht dem Idealbild des Poeta in hohem Masse. Keiner hat, in seinem Jahrzehnt, so zahlreiche Wiener Drucke mit seinen Versen,

[1] Nachzuweisen sind über 60 Gedichte. Sie finden sich grossenteils in Photokopien, die mir Dr. P. Heigl, Generaldirektor der Nationalbibliothek Wien, freundlich vermittelte, in der Stadtbibliothek St.Gallen.

mit seinem Namen geziert wie er[1]; in den frühen Jahren vor allem, von 1510 bis 1514, fliesst diese seine Produktion erstaunlich üppig, um nachher sparsamer zu werden. Kaspar Ursinus rühmt den unvergleichlichen Reichtum seiner dichterischen Ader, nennt ihn Pater elegantiarum[2]. Seine geistige Patenschaft war begehrt, und er versagte sie nicht.

Gelegentlich einmal gelang ihm die Improvisation[3]; in der Regel aber hat er, wie man zu spüren glaubt, seine Verse sorgsam geschmiedet; er hat auch die poetischen Kleinigkeiten ausgefeilt, bei einer Wiederauflage etwa verbessert. Der Geschmack der Zeit forderte das Kunstvoll-Komplizierte in Bild und Wortgefüge und wurde der oft blassen und unplastischen Versatzstücke aus dem Olymp nicht überdrüssig; sie sind auch den Gedichten Vadians eigen. Aber er verliert sich doch selten im Gekünstelten, wie dies in einem Loblied auf König Sigismund von Polen geschieht[4], dessen 37 Hexameter mit ihren Anfangs- und Endbuchstaben in virtuoser akrostichischer Spielerei einen hexametrischen Zweizeiler zu Ehren desselben Königs ergeben. Häufig hebt glücklicher Erfindungsgeist, der die konventionellen Bilder und Wendungen vermeidet, die kleinen Gedichte zu wirklicher Anschaulichkeit, und die Sprache findet oft eine knappe, schöne Formulierung. Glücklicher und freier als im jambischen Vers oder in der sapphischen Strophe bewegt sich Vadian im Hexameter und namentlich im Distichon, dessen Pentameter ihm leicht zur Sentenz gerät, — so über das geschriebene Wort als Bürge der Unvergänglichkeit

»Durat enim quidquid littera docta notat«[5],

oder über die Berechtigung der bescheidenen Leistung, die überscharfe Kritiker nicht gelten lassen wollen,

---

[1] *Ellinger,* Italien und der deutsche Humanismus in der neulateinischen Lyrik, S. 501, nennt ihn mit Recht, wenn auch mit nicht ganz treffendem Ausdruck, den geborenen Vorredner.

[2] Casparis Ursini Velii Silesii epistolarum et epigrammatum liber, Wien 1517 (*Denis,* Buchdruckergeschicht, Nr. 338).

[3] Epigramm auf Vergil in De Poetica, Tit. V.

[4] Seiner Oratio coram invictissimo Sigismundo Rege ... von 1515 beigegeben (*Denis,* Buchdruckergeschicht, Nr. 140).

[5] Sechs Disticha Vadians »Lectoribus« zu Albrici ... Libellus de deorum imaginibus (*Denis,* Buchdruckergeschicht, Nr. 32).

»Et qui laude nequit magna minora facit«[1].

Und in sehr schöner kurzer Fassung variiert er, zu Arbogasts Tod, in drei Distichen das pessimistische Motto »Nascimur fletu, vivimus erumnis, decedimus cruciatu«: die Tragik des Lebens mit seinen schwachen Anfängen, seinem belasteten Lauf, seinem schmerzlichen Ende.

Wo Vadians Gelegenheitsdichtung bedeutende Gehalte aufweist, ist sie fast ausschliesslich gedankliche Lyrik; das leichte Genre liegt ihm im allgemeinen nicht, die Naturempfindungen und das subjektive Gefühl treten zurück. Es sind vor allem die Studien, die Artes in ihrem ganzen Umkreis, die Vadian auch mit seinen dichterischen Mitteln zu fördern strebt: auch als Poeta ist er Praeceptor. Er richtet seine Verse gerne an den Leser, an die Studenten; er will die Wege des erkennenden Lernens weisen. Das Lob des Dichters und des Gelehrten erklingt vielfältig in Vadians Versen, wie im gesamten humanistischen Schrifttum, und findet, so abgenutzt die Superlative manchmal wirken, neuen Ausdruck, — Ausdruck doch einer im Grunde echten Empfindung: Der Geist verleiht wahre Grösse; sicherer und dauernder als Alexander und Pompeius trägt Albertus den Beinamen Magnus, der Grosse[2]. Doch Vadian führt von diesem Allgemeinen und Naheliegenden weiter; er spricht über die Unentbehrlichkeit der Logik im Aufbau der wissenschaftlichen Bildung[3]; er belehrt, im Anschluss an die Florus-Annotationen des Camers, über falsche und richtige Methode des Kommentierens und Zitierens[4]; er weist hinaus zu den Naturwissenschaften und vom Irdischen zum Kosmischen hinauf[5]; er spricht belehrend und ermunternd zu den »Rekruten der Dichtkunst«[6]; er preist auch einmal, mit heiterer Laune, die treffliche Wirkung der Heilquellen bei Krankheiten, die die Glieder befallen und die Eingeweide in

---

[1] Io. Va. cryticis et ardelionibus zu Albrici ... Libellus de deorum imaginibus (*Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 32).

[2] Alberti Magni philosophie naturalis isagoge ..., Wien 1514 (*Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 120); darin Vadians Carmen »in autoris laudem«.

[3] »Ioachimi Vadiani ad lectorem« in Parvorum logicalium liber ..., Wien 1512/1516 (*Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 155).

[4] »Vadianus lectori« in Annotationum in Lucium Florum Ioannis Camertis ... libellus, Wien 1511 (*Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 55 b).

[5] »Ioachimi Vadiani ... in laudem operis epigramma« in Tabulae eclypsium magistri Georgii Peurbachii ..., Wien 1514 (*Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 114).

[6] Vgl. Tafel nach S. 220 und Bildbeschreibung S. 367 ff.

Unordnung bringen[1]. Ihn leitet immer wieder der Gedanke an die Schüler; Disticha, die er seinen Scholien zu Pomponius Mela beigab, sprechen ihn aus: Manche bringen ihm ihre Verehrung entgegen, manche fühlen sich ihm als Landsleute verwandt; er aber empfindet es als heilige Pflicht, ihren Wünschen und Erwartungen genugzutun, und er bekennt für sich selbst seine Absicht: So wenig er nach übertriebenem Lobe begehrt, so gewiss strebe er doch nach der Leistung, die das Amt verlangt und gewährt[2].

So persönlicher Gesinnungsausdruck ist bei Vadian selten, und nur einmal geht er noch darüber hinaus, in dem hochgestimmten Gebet an die Jungfrau Maria, das er seiner Weihnachtsrede anfügt, und das in frommer Bitte für sich selbst die wahren Güter des Lebens erfleht: Gesundheit und friedliche Ruhe, Bücher, gesichertes Ansehen, bescheidenes Auskommen, guter Ruf der Angehörigen, Vernunft, die die Sinne leitet und den Begierden Zügel anlegt.

Nur im reinen Festtagsgewand der Poesie hat Vadian seine humanistische Idealgestalt so deutlich ins Licht gerückt. Was er lehrte, bestätigt sein eigenes Schaffen: Dichtung ist mehr als ein kunstvoll gefügtes Werk klingender Worte.

Editor

Unter Vadians Gelegenheitsversen findet sich ein als Scazon bezeichnetes Gedicht in Hinkjamben zur Verherrlichung der Buchdruckerkunst[3]. Von Ägyptern und Phönikern wurde das Alphabet den Griechen und Römern geschenkt und von diesen als Grundlage aller Wissenschaft benutzt und entwickelt; ein Deutscher aber goss die Buchstaben in Metall und erfand die Kunst des Druckens. Diese glückliche, herrliche Erfindung übertraf alles Frühere: in kürzester Zeit bringt die Druckerpresse zustande, was eifrigste Hände in einem langen Tage schreiben, und reich-

---

[1] »Ioachimus Vadianus lectori« in De Thermis ... libellus Wolfgangi Anemorini medicinae doctoris ..., Wien 1511 (*Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 45).

[2] »Ut nolim nimia quam quis mihi luderet aura,
Sic certe officii munus habere velim«.

[3] In artis impressoriae meritam laudem. Scazon Ioachimi Vadiani, in: Epistolarum Turci Magni per Laudinum libellus ..., Wien 1512 (*Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 67).

licher als je kann der Verstand sich bilden[1]. Unvergleichlich fördert die Buchdruckerkunst den geistigen Fortschritt.

Die Begeisterung für die Druckerpresse ist den Humanisten gemeinsam. Es geht ihnen dabei gar nicht bloss, ja nicht einmal in erster Linie um Veröffentlichung und Verbreitung ihrer eigenen Werke, sondern darum, die Schätze des älteren Schrifttums zu erschliessen. Tatsächlich kam dem Buchdruck noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts eine andere Bedeutung zu als in moderner Zeit: eine bildungsoffene und bildungshungrige Generation entbehrte noch weithin des Buches. Gewiss waren die Werke der bedeutenden Autoren bereits in grossem Ausmass im Druck ausgegangen; aber die Exemplare waren oft schwer zu beschaffen. Die Presse hatte in Deutschland, bis über die Jahrhundertwende hinaus, den Bedürfnissen in bezug auf die Quantität nicht gerecht zu werden, den Bücherhunger nicht zu sättigen vermocht. So setzt jetzt, von vielen Druckorten aus, die Massenhaftigkeit der Produktion ein. Der Buchdruck wird vielfach zum hemmungslos angewandten Vervielfältigungsverfahren. Neben den originalen wissenschaftlichen oder dichterischen Werken, neben philologisch gepflegten Editionen mit Kommentar und Scholien, steigt eine Flut von Textabdrücken und Neuausgaben an, auf die wenig Sorgfalt verwendet wurde, eilig auf den Markt geworfen, ohne wissenschaftlichen Eigenwert und Fortschritt. Die humanistischen Gelehrten selbst veranlassten diese Drucke, so oft das Bedürfnis des Unterrichts sie wünschbar machte; um für die Lektüre einer Semestervorlesung die Texte zur Verfügung zu haben, wird rasch ein Neudruck veranstaltet, wohl mit dem Wunsch nach einem »reinen« Text, manchmal mit einigen Bemerkungen über Autor und Inhalt, häufig aber ohne jeden eigenen philologischen Einsatz, ja selbst ohne Aufmerksamkeit für die Korrektheit der Wiedergabe. Als Geschäftsleute veranstalteten aber auch Verleger und Drucker Publikationen dieser Art, und wenn sie einen Gelehrten heranzogen, so begehrten sie weniger seinen Rat und seine wissenschaftliche Mitarbeit als seinen Namen, seine Verswidmung zu Dekorum und Empfehlung.

Etwa vierzig Wiener Publikationen zwischen 1510 und 1519[2] haben Vadian zum Verfasser, Herausgeber oder Mitherausgeber oder gingen,

---

[1] »Et quo frequenter percolas diam mentem«.

[2] Nicht eingerechnet die Veröffentlichungen anderer Humanisten, denen Vadian nur eine Verswidmung beigab. — Je eine Vadianische Publikation hat Nürnberg, Strassburg, Krakau als Druckort.

als Verlagsunternehmungen, von seinem Namen geleitet, aus[1]. Alle Möglichkeiten publizistischer Tätigkeit sind unter ihnen vertreten. Vadian liess seine Reden und seine Versdichtungen im Druck erscheinen, publizierte sein Spiel Gallus pugnans und seine Vorlesung De Poetica; als selbständige wissenschaftliche Leistung sind seine Scholien zu Pomponius Mela zu werten. Von Walahfrid Strabos Hortulus schuf er die Erstausgabe; ihre Bedeutung liegt ganz in dem glücklichen Funde selbst und in der Tatsache, dass eine vergessene Dichtung der Karolingerzeit im Druck bekannt gemacht, den Zeitgenossen und der Nachwelt neu geschenkt wurde. Die Freude am Kunstwerk erfüllte den jungen Humanisten; die anmutigen Gedichte ans Licht zu bringen, war ihm die Hauptsache. Er hat mit richtigem Verständnis den Text an einer Stelle entschieden verbessert; er bemühte sich, als Literarhistoriker, dem Werk und seinem Schöpfer ihren Platz anzuweisen. Aber die philologisch-editorische Leistung blieb mangelhaft: eine rasch genommene Abschrift wurde in die Druckerei gegeben, dem Setzer alles weitere überlassen. Erst nachträglich scheint sich das Gewissen geregt zu haben, so dass die zweite Auflage (Nürnberg 1512) zahlreiche Lese- und Druckfehler korrigierte[2]. Proben neuentdeckten Gutes gab Vadian auch mit zwei Psalmenparaphrasen des Beda Venerabilis erstmals bekannt[3].

Der Gang des Lebens, Humanistenfreundschaften und Pflichten der Pietät führten Vadian fernerhin dazu, Schriften seiner Zeit zum Druck zu befördern und als Herausgeber zu betreuen. Er besorgte 1511, von Peter Eberbach dazu aufgefordert, die Ausgabe zweier Reden und einiger Gedichte des verstorbenen Freundes Arbogast Strub und gestaltete sie nicht nur zu einem schönen Denkmal für den Toten, sondern zu einem Zeugnis dafür, dass dieser im Geiste weiterlebe durch die ersten Proben seines Talentes, wie durch das Schaffen der gleichgestimmten Gefährten[4]. Der Durchgang Huttens in Wien zu Ende des gleichen Jahres spielte ihm dessen Manuskript der Exhortatio an Kaiser Maximilian in die Hände, und er veröffentlichte es sogleich, Anfang des Jahres 1512, im Namen der

[1] Vgl. *W. Näf*, Verzeichnis der Vadianischen Publikationen (Vadian-Studien, Heft 1, St.Gallen 1945).

[2] Vgl. *W. Näf* und *M. Gabathuler*, Walahfrid Strabo: Hortulus, bes. S. 132 f.

[3] Gedruckt im Anschluss an Vadians Ursularede von 1510.

[4] Vgl. Kapitel 4, S. 188 f.

Freunde[1]. 1513 erscheint er, neben Velocian, als Mitherausgeber der Gedichte seines Lehrers Celtis, und was er im einleitenden Briefe an den Drucker und in seinem Enkomium auf den Dichter literargeschichtlich abwägend sagt, bildet den wissenschaftlichen Beitrag des Herausgebers[2]. Man beobachtet hier wie anderwärts: wo Vadian über das Äusserliche einer blossen Textwiedergabe hinausging, lag ihm diese Seite der editorischen Tätigkeit mehr am Herzen als die philologische Textkritik.

Vier Neuausgaben antiker Autoren veranstaltete Vadian im Anschluss an seine akademische Lehrtätigkeit: die Batrachomyomachie (1510)[3], Sallusts De Coniuratione Catilinae et bello Iugurthino historiae (1511)[4], Plinius' Praefatio in historiam mundi (1513)[5] und das 7. Buch von dessen Naturalis historia (1515)[6]; dazu stellte er 1517 des Italieners Pontano Meteororum liber[7]. Der Ausgabe des Pseudo-Fenestella (Andreas Dominicus Floccus, Fiocchi) De Romanorum Magistratibus durch Camers (1510) stand er zur Seite und hat ihr des Albricus Libellus de deorum imaginibus beigegeben[8].

Der Zusammenhang mit akademischen Lectiones ist überall nachweisbar; bei der Batrachomyomachie vielleicht so, dass eine publizistische Arbeit zur Behandlung desselben Stoffes mit den Studenten anregte, in den andern Fällen in der Weise, dass Erfahrungen einer stattgehabten oder Bedürfnisse einer geplanten Lectio die Publikationen veranlassten. Diesen Konnex schildert am anschaulichsten Vadians Dedikationsepistel zur Sallust-Ausgabe, an Christophorus Crassus[9]: Er habe im vergangenen Sommer über Sallusts Catilinarische Verschwörung und Jugurthinischen Krieg vorgetragen und dabei die ganze Schwierigkeit empfunden, die durch die von einander abweichenden Ausgaben entstanden sei; so habe er, um diesem Übelstand für die Zukunft abzuhelfen, auf die beste Edition, diejenige des Aldus Manutius von 1509, zurückgegriffen und sie in

[1] Vgl. Kapitel 4, S. 190.
[2] Vgl. Kapitel 4, S. 167 f.
[3] *Näf*, Verzeichnis der Vadianischen Publikationen, Nr. 1.
[4] Verzeichnis der Vadianischen Publikationen, Nr. 6.
[5] Verzeichnis der Vadianischen Publikationen, Nr. 11.
[6] Verzeichnis der Vadianischen Publikationen, Nr. 16.
[7] Verzeichnis der Vadianischen Publikationen, Nr. 22.
[8] *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 32.
[9] 27. Okt. 1511 (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

tausend Exemplaren neu aufgelegt. Das 7. Buch der Naturalis historia gab er, auf Wunsch der Schüler, im Frühling 1515 heraus[1], nachdem ihm im Herbst 1514 die Abhaltung dieser Plinius-Vorlesung durch die Fakultät aufgetragen worden war; der Druck folgte also auch hier der Lectio nach[2]. Dagegen stellte er die Praefatio des Plinius und den Liber meteororum Pontans im Druck bereit, um sie der Vorlesung zugrundelegen zu können; Pontan ging im Frühjahr 1517 aus, am 25. Juni kaufte sich Adrian Wirth das Buch[3], am 6. Juli begann die Vorlesung.

Die Veröffentlichungen dieser Art sind Schulbücher und geben Texte; alle Bemerkungen dazu wurden in der Lektüre-Vorlesung gesprochen und finden sich — in reichlichen Spuren noch heute nachweisbar — als Noten, die der Lehrer und seine Schüler zwischen die Zeilen oder an den Rand ihrer Arbeitsexemplare schrieben. Eine gewisse wissenschaftliche Bedeutung und persönliche Selbständigkeit gewinnen diese Drucke nur durch die Dedikationsepistel des Herausgebers. Vadian hat diese gern verhältnismässig inhaltsreich gestaltet. Diejenigen zu Sallust[4] und zu des Plinius Praefatio[5] geben Übersichten über ältere Ausgaben; diejenige zu Pontans Meteororum liber[6] weitet sich zu einer Abhandlung über die Wissenschaften und das wissenschaftliche Studium aus[7].

Noch grösser ist die Zahl der Editionen, die Vadian ohne den unmittelbaren Anlass eigener Vorlesungslektüre, aber nicht ohne den Gedanken an Unterricht und Schulbildung im allgemeinen, ausgehen liess. Wo er sich im Titel nennt oder eine Dedikationsepistel beidrucken lässt, ist seine Herausgeberschaft nicht zu bezweifeln, — so bei der Ars amandi Ovids (1512)[8], den Argumenta in fabulas potiores Ovidianae Metamorphosis (1513)[9], dem Ambitus orbis des Dionysius Afer (1515)[10], verschiedenen

[1] Dedikationsepistel Vadians an die Wiener Sängerknaben, 5. April 1515 (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

[2] Vielleicht lief er ihr zeitlich parallel.

[3] Nach handschriftlicher Eintragung des Eigentümers des Exemplars (heute auf der Zürcher Zentralbibliothek), Adrian Wirth.

[4] An Christophorus Crassus, 27. Okt. 1511 (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

[5] An Collimitius, Februar 1513 (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

[6] An Konrad Grebel, 28. Febr. 1517 (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

[7] Vgl. Kapitel 6, S. 348 ff.

[8] *Näf*, Verzeichnis der Vadianischen Publikationen, Nr. 10.

[9] Verzeichnis der Vadianischen Publikationen, Nr. 12.

[10] Verzeichnis der Vadianischen Publikationen, Nr. 15.

Schriften Lorenzo Vallas (1516)[1] und Ciceros (1518)[2]. Wo dies fehlt, handelt es sich um blosse Mitarbeiterschaft am Werke eines Kollegen (so an des Camers Plinius-Index, 1514[3]) oder um Ausgaben, die der Initiative eines Verlegers oder Druckers entsprangen — es sind immer wieder die Freunde Vietor, Singrenius und die Brüder Alantsee —, und denen Vadian die Empfehlung seines Namens lieh.

Bei der ersten Gruppe ist Vadians Anteilnahme unmittelbar zu spüren. Sie drückt sich aus, im Titel zum Ambitus orbis des Dionysius Afer, wo Vadian bemerkt, er habe »suo studio et diligentia« mehrere in früheren Drucken verstümmelte Stellen »in communem studiosorum utilitatem« verbessert, — oder in den Dedikationsepisteln. In einer Vorbemerkung an den Leser motiviert und charakterisiert Vadian seine Absichten mit der Ausgabe von Ovids Ars amandi und Remedium amoris[4]; die Dedikationsepistel zu den Argumenta[5] verbreitet sich über die Verfasserschaftsfrage und über die »Sylva« Amor des Camillus Paleottus von Bologna[6], die Vadian beigibt und mit einer Elegie an den jüngst verstorbenen Verfasser begleitet; diejenige zu Vallas polemischen Schriften[7] markiert die Einstellung, die Vadian, mit pädagogischen Absichten, gegen die Schärfen und Ungerechtigkeiten des Gelehrtenstreites einnimmt.

In den übrigen Werken, die Vadians Namen führen, sinkt seine editorische Mitarbeit beinahe auf Null. Sie nennen überhaupt keinen Herausgeber; der Drucker oder Verleger gab sie als Neudrucke auf den Markt. Wo in solchem Fall Vadian, meist auf dem Titelblatt selbst, ein freundliches Wort an den Leser richtet, dem Autor und seinem Werk einige Distichen widmet, ist anzunehmen, dass ihn der Verleger darum angegangen habe, und dass er seiner Bitte entgegenkam, weil er dem Verlagsunternehmen sein Interesse nicht versagte. Aber als Herausgeber kann er kaum mehr gelten.

Vadians publizistische Tätigkeit hat einen beträchtlichen Umfang. Sie reicht von den eigenen Werken und wissenschaftlich kommentierten

---

1 *Näf*, Verzeichnis der Vadianischen Publikationen, Nr. 20.
2 Verzeichnis der Vadianischen Publikationen, Nr. 24.
3 *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 115.
4 Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen.
5 An Melchior von Watt, 13. Dez. 1513 (Vadianische Briefsammlung I, Anh. Nr. 8).
6 Vgl. *Ellinger*, Italien und der deutsche Humanismus in der neulat. Lyrik, S. 243.
7 An Viktor Gamp, 21. Mai 1516 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 11).

Editionen zu Erst- und Neuausgaben, die ihm Entstehung, wissenschaftliche Klärung und historische Beleuchtung verdankten, und weiter zu jenen blossen Vervielfältigungen, die er für nützlich hielt, und denen er, dem Verleger, dem Werk oder dem Leser zuliebe, eine Empfehlung mit auf den Weg gab. Vadian hat am Anschwellen der Bücherflut seinen Anteil; er hat mit wenigen Publikationen in die Tiefe, mit vielen in die Breite gewirkt; er hat Arbeitsmaterial, er hat Schulbücher herstellen helfen, und die Universität seiner Zeit bedurfte ihrer. Editor im eigentlichen Sinne, philologischer Textkritiker, war er nur in verhältnismässig seltenen Fällen. Man brauchte das Buch, grundsätzlich gewiss einen möglichst sauberen Text; aber es muss rasch zur Hand sein, und man nutzte freudig das Produktionstempo, das die Technik des Buchdruckes nun erlaubte. Der Wortlaut muss vorliegen, so dass man ihn nicht missverstehen kann; textgeschichtlich, literarhistorisch, sachkritisch hat sich Vadian dauernd Gedanken gemacht und sein wissenschaftliches Bemühen hauptsächlich darauf gerichtet. Bei Einzelheiten mochte er sich weniger aufhalten. Auch die Reinheit des Satzes erschien nicht allzu wichtig; so begnügte sich Vadian damit — und andere hielten es ähnlich —, am Schlusse seiner kleinen Gedächtnisschrift für Arbogast Strub einige der gröbsten Druckfehler zu berichtigen und beizufügen: das übrige werden Schwachsichtige und Buben im ersten Semester in Ordnung bringen[1]. Die Unbefangenheit einer noch immer jugendlichen Zeit spricht aus ihm: er sah an allen Enden unendlich viel Nötiges und Lockendes zu tun.

Opus Epistolarum

Die Stadtbibliothek St. Gallen verwahrt die Manuskriptbände der Vadianischen Briefsammlung. Diese ist, durch eine Anzahl weiterer Stücke vermehrt, bereits vor Jahrzehnten publiziert worden[2]. Der Wiener Humanistenzeit Vadians gehören rund zweihundert Nummern an, datiert 1508 bis 1518, eine der reichsten Serien aus diesen Jahren überhaupt. Aber

---

[1] »Reliqua lusciosi et trimestres pueri elimabunt«.

[2] Herausgegeben von *E. Arbenz* (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte, hsg. vom Historischen Verein in St.Gallen, Bände XXIV, XXV, XXVII bis XXXa, St.Gallen 1890—1913).

es ist eine Brief s a m m l u n g, kein Brief w e c h s e l. Sie enthält echte Briefe der Freunde und Schüler an Vadian, nicht aber seine entsprechenden und antwortenden Gegenstücke, sondern nur eine Reihe von zum Druck bestimmten, monologischen Episteln aus seiner Feder.

Der Humanistenbrief kennt und verwendet — wie der wahre Brief zu jeder Zeit — alle Register des Ausdrucks. Er ist sehr häufig vom Tag für den Tag bestimmt. Die lateinische Sprache, so vieles sie fremdartig verkleidet, zerstört seine Natürlichkeit nicht. Elegant zu schreiben, war freilich ein Ziel und eine hochgerühmte Kunst; aber so und so oft entsprachen diesem Streben Fähigkeit, Stimmung, Gegenstand nicht; die Musse fehlt, der Bote wartet, ein praktisches Anliegen drängt; so geht der Brief ab, wie ihn der Augenblick eingegeben hat. Wer etwas auf sich hält, pflegt sich jedoch in solchem Falle zu entschuldigen; denn der Brief — nicht nur die druckfähige Epistel — hat seine Kunstform. Er soll nicht bloss Nachrichtenübermittler sein, sondern Ausdruck der kultivierten Persönlichkeit. Er trägt die deutlichen Züge alles humanistischen Schrifttums, das aus individuellem Geist hervorgeht und sich nicht an ein anonymes Publikum wendet, sondern an einen Freund oder Schüler oder an jenen Kreis der durch die lateinische Sprache verbundenen, im Dienst der bonae litterae geistesverwandten Mitbürger der Gelehrtenrepublik. Aber als vollkommen gilt er nur, wenn er den Regeln der Kunst genügt, wenn er, über die Person von Verfasser und Empfänger hinaus, allgemeine Beachtung und Anerkennung findet.

Es gibt kaum eine Seite von Vadians Leben und Tätigkeit, die nicht in Briefen zu bemerken wäre. Wir sehen ihn als Schüler und Lehrer, Kollegen und Freund und Gegner, als Gefährten bei Bechern und Liebesspiel, als Redner, Dichter, Forscher, Schriftsteller, als Erzieher, Mentor, Berater und Helfer, als St.Galler und Helvetier und Wiener, Glied und Haupt der Universität, mit dem Aufblick zum Kaiser und mit der Liebe zur Heimat im Herzen. Aber wir sehen ihn — soweit geschriebene, vom Boten überbrachte Briefe, nicht gedruckte, den Buchpublikationen beigegebene Episteln in Betracht kommen — nur im Spiegelbild. Die Freunde schrieben, und Vadian bewahrte ihre Briefe auf; er antwortete, und seine Briefe sind bis auf wenige Stücke verloren[1]. Aber der Umfang des Briefaustausches

[1] Ein Brief an Collimitius, St.Gallen, 20. Aug. 1509, ist der zweiten Ausgabe von Strabos Hortulus (1512) beigegeben (Vadianische Briefsammlung III, Nachträge Nr. 1), einer an Peter Eberbach, 20. Sept. 1510, in der Gedächtnisschrift für Arbogast Strub

und der Gehalt der Brief-Gespräche sind auch in dieser Einseitigkeit der Überlieferung klar zu erfassen.

Bei weitem nicht alles erhebt sich in die literarische Sphäre, steigt zu geistesgeschichtlicher Bedeutung auf; eben deshalb beschränkt sich der Quellengehalt dieser Briefe auch nicht auf die Angelegenheiten dieser Höhenlage. Nach Umfang und Stilniveau ist die Verschiedenheit gross, thematisch und empfindungsmässig überschlägt ihre Spannweite eine reiche Skala, und demgemäss ist die biographische Ausbeute sehr beträchtlich. Wir finden das rasch hingeworfene Billet, wie den ausgebauten, gepflegten Briefbericht, den Dankbrief des Schülers, den Werbebrief des fernen Bewunderers, Gratulation, Empfehlung, Bitte, — Begleitschreiben zu Buchsendung und Leckerbissenpaket, Grüsse und Wünsche, Nachrichten vom Ergehen der Freunde, ihren Erfolgen und Sorgen, Ökonomisches und Gesundheitliches, wissenschaftliche Anregungen, Fragen, Pläne, — Neuigkeiten politischer Art und immer wieder, an die Adresse des Empfängers, Lob und Weihrauch, Ausdruck der Schmeichelei und echter Freundschaft, Rücksicht auf die Gunst des Hochangesehenen und lebendiges Interesse an seinem Schaffen. Dass er antwortend schreibe, ist eine immer wiederkehrende, oftmals drängend und reklamierend ausgesprochene Bitte. Und er tut es, — sowenig er auch allen genugtun kann. Die Freunde gehen auf Vadianbriefe, die sie erhalten haben, ein, danken, hoffen auf weitere; sie bewundern ihre Eleganz; »litteras litteratas et sine fuco latinas« nennt sie Rudolf Agricola[1]; Franciscus Rupilius verwahrt und verehrt einen Vadianbrief wie einen Schatz[2]; auf den Empfänger fällt ein Strahl des Ruhmes, der des Schreibers Namen verklärt.

Aber all das sind doch nur Reflexe; ein geschlossener Nachlass von Vadianbriefen aus den Wiener Jahren ist nicht auf uns gekommen. Wenn wir von einem Opus Epistolarum Vadians sprechen, so kann sich dies nur auf die Episteln beziehen, die für den Druck geschrieben wurden und im

---

(1511) gedruckt worden (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 3); zwei an Reuchlin, 5. April 1512 und Spätsommer 1516, sind in Briefsammlungen der Zeit aufgenommen, 1514 und 1519 herausgegeben worden (Vadianische Briefsammlung III, Nachträge Nr. 120 und VII, Nachträge Nr. 3); ein einziger Vadianbrief dieser Zeit ist im handschriftlichen Original erhalten: an Huldrych Zwingli, 7. Mai 1513, gedruckt in Zwinglis Briefwechsel I, Nr. 9a (wiedergegeben Vadianische Briefsammlung VII, Nachträge Nr.1).

[1] Vadianische Briefsammlung III, Nachträge Nr. 3.

[2] Vadianische Briefsammlung I, Nr. 35.

Druck erhalten geblieben sind, auf die ungefähr zwanzig Dedikationsepisteln zu eigenen Werken oder zu den von Vadian besorgten Editionen.

Die Dedikationsepistel ist stets eine literarische Komposition. Der Verfasser richtet sich nicht einfach an seinen Adressaten; er spricht vielmehr zum Schüler, damit alle Studenten es vernehmen; er spricht zum Gönner, zum Kollegen, zum Freund, auf dass alle Mitbürger der Gelehrtenrepublik zur Kenntnis nehmen können, was er zu sagen hat. Die Epistel wird zur wissenschaftlichen Abhandlung[1], zur belehrenden Lektion[2], zum lobenden, empfehlenden Charakterbild[3], die nur äusserlich durch Anrede und Gruss wie ein Brief gerahmt erscheinen. Aber die Dedikationsepistel behält vom echten Brief in den meisten Fällen doch weit mehr als nur die äusseren Merkmale bei. Die Briefform, die Fiktion, einen Brief zu schreiben, erlaubt es dem Verfasser jederzeit, von sich selbst auszugehen, eine eigene Erfahrung oder Entdeckung, eine persönliche Frage oder These zum Ausgangspunkt allgemeinerer Erörterungen zu nehmen und sich durch seine freundschaftliche Beziehung zum Adressaten die Aufmerksamkeit einer weiteren Leserschaft zu sichern. So ist der individuelle Gehalt dieser ins Sachliche mündenden Widmungsschriften verhältnismässig sehr gross.

Die Dedikationsepisteln Vadians bieten in jeder Hinsicht viel und vielerlei; sie stellen eine für Leben und Werke gleichermassen ergiebige Quelle dar und waren der Darstellung jedes biographischen Abschnittes unentbehrlich. Was dem »literarischen Brief« eigen ist, findet sich auch in den Episteln: die Anspielung auf antike Gestalten und Szenen, die Schriftstellerzitate als unvermeidlicher Schmuck des Stils, als Mittel der Veranschaulichung, als Schaustück gelehrter Belesenheit. Den Freund und seine Humanitas zu preisen, gegen die Widersacher zu eifern, den Angesehenen, Einflussreichen um seine werte Gunst zu bitten, ist Pflicht der Konvention, Rat der Klugheit und Bedürfnis jener betonten Bundesgenossenschaft unter humanistischen Kommilitonen. Leicht gelangte Vadian

[1] Z. B. Epistola ad Agricolam, 16. Okt. 1514, den Scholien zu Pomponius Mela (1518) beigegeben.

[2] Z. B. an Konr. Grebel, 28. Febr. 1517, der Ausgabe von Pontans Meteororum liber (1517) vorangestellt.

[3] Z. B. das Enkomium für Paulus Hofheimer an Kardinal Matthaeus Lang, Dezember 1517, gedruckt 1539 in den Harmoniae poeticae Pauli Hofheimeri; die Charakterisierung des Celtis im Brief an Matthias Schürer, 20. Febr. 1513, zur Ausgabe von Celtis' Oden.

von hier aus zum Wesentlicheren: wie er Strabos Hortulus auffand, und was die Stiftsbibliothek seiner Vaterstadt besass, verloren hat, dem Forscher auch jetzt noch verheisst, was ihn zum Scherzspiel des Gallus pugnans anregte, wie er Ovids Amores aufgefasst wissen wollte, warum er Sallust und Pontan edierte, wie das Buch De Poetica zustandekam, wie er an Pomponius Mela arbeitete, was die Allegorie Faustus bedeute. Wissenschaftliche Fragen aufzugreifen, lag nahe, Verfasserschaftsfragen etwa: ob die Batrachomyomachie dem Dichter von Ilias und Odyssee zuzuschreiben sei, ob die Argumenta Lactanz oder Donat zugehören. Sie zu stellen genügt; die lockere Form eines Briefes erlaubt es, das anregende Fragezeichen zu setzen, das Vielleicht zu belassen, die Lösung vorzubehalten. Methodische Anmerkungen lassen sich zu zweckmässiger Belehrung anbringen und bis zum Grundsätzlichen, zum wissenschaftlichen Bekenntnis weiterführen: über die Schranken der Kritik im Anschluss an Lorenzo Vallas polemische Schriften, über Emendation und Interpretation eines Schriftstellers, über Kommentar und Scholien, über die richtige Art zu kommentieren; wie von Pomponius Mela aus der Fortgang wissenschaftlicher Erkenntnis zu gewinnen sei, wie De Poetica zu den didaktischen Leitsätzen alles literarischen Studiums hinweise. Die Dedikationsepistel sagt, was der Verfasser über sein Werk, über das Werk eines andern denkt, was er will, wenn er die Feder ergreift, wo er als Mensch und Gelehrter steht; warum Joachim von Watt seinen elterlichen Namen latinisiert habe, erfahren wir aus dem »Vorwort« zu De Insignibus, wie sehr ihm die wissenschaftliche Förderung der helvetischen Jugend am Herzen liege, aus den Episteln zu Pomponius Mela.

Der Brief setzt das literarische Werk in Beziehung zum Lebenslauf der Persönlichkeit, die es schafft. Einflüsse von Menschen, ihre Zustimmung, wie ihr Widerspruch, Eindrücke der Natur, der Szenen des öffentlichen und des geschichtlichen Geschehens gestalten die Themen, setzen die Feder in Bewegung; Einfälle der Phantasie, Kraft des Erkennens, Lust der Mitteilung bedürfen, bei Vadian ganz unverkennbar, des Objektes, des Freundes, des Schülers. Sie gelangen zur Wirkung in der Lebensluft des Menschenkreises, in dem der zur Leistung fähige Geist mit dem Bewusstsein einer wissenschaftlichen und erzieherischen Aufgabe steht. Der Brief bewahrt die Züge des Individuellen, die allem Überindividuellen zugrunde liegen, die Spuren flüchtiger Alltage, in deren Reihe allein die Schöpfungstage eintreten können. Wo der Brief zur

Epistel wird, behält er seinen noch nicht objektivierten Gehalt und leitet doch bereits weiter zum Werk, das den veranlassenden Augenblick hinter sich lässt und aus dem Einzelnen zur allgemeinen und dauernden Geltung hinaufsteigt. So sammelt und spiegelt auch das Opus Epistolarum Vadians, wie jede seiner Einzelleistungen, das Ganze der Persönlichkeit, ihre reiche und mannigfaltige Einheit in Leben und Schaffen.



Sechstes Kapitel

Ioachimus Vadianus Helvetius





WAPPEN DER FAMILIE VON WATT, 1430

Alter Glaube beschrieb, dass vom Himmelsgezelt eine Kette
Hange und reiche zum Grund fruchtbaren Bodens herab,
Die, wie man sagt, von der Erde zum Himmel, vom Himmel zur Erde
Und vom äussersten Rand Alles zur Mitte vereint.
Wahrlich, dies ist jenes Band, von den Sternen herniedergeleitet,
Das im harmonischen Werk jeglicher Tugend sich flicht,
Das die Seelen, den Göttern verwandt, zu den Sternen emporzieht
Und selbst den Sternen gebeut, nah bei den Menschen zu sein.
Diese Kette allein bringt Licht in den Kerker des Leibes,
Sie, die jegliche Tat wunderbar leuchtend durchdringt.
Sie bringt Gemeinschaft der Menschen und ihre Städte zustande,
Sie stellt das heilige Recht, heilige Ordnungen auf.
Sie, mein Bruder, bewahret das Mass und die Würde des Schönen,
Alles andere geht rasch und vergänglich dahin.
Sie nur besteht wie das Gold in der hellen Kraft ihres Glanzes,
Und zum Ringe gefügt bildet sie ewigen Schmuck.

Von der goldenen Kette der Tugenden, die die irdische Unvollkommenheit mit der Welt der Sterne verbindet, singt Vadian in einem Versgedicht: De Insignibus familiae Vadianorum, Über das Wappen der Familie von Watt[1]. Er schrieb die »Elegie«, zu seinem Bruder Melchior gewandt, im Jahre 1514 oder 1515 und gab sie zu Anfang 1517, zusammen mit einer »Ekloge Faustus«, im Druck heraus. Thema des erklärenden

[1] Ioachimi Vadiani Helvetii, poetae laureati, de Vadianorum insignibus, a Sigismundo primo Romanorum rege donatis, ad Melchiorem Vadianum fratrem Elegia, zusammen mit Ioachimi Vadiani Helvetii, poetae a Caesare laureati, Aegloga, cui titulus Faustus. Impressum Viennae Austriae per Ioannem Singrenium, expensis vero Ioannis Meczker. Anno Domini MDXVII (vgl. *Denis*, Wiens Buchdruckergeschicht bis 1560, Wien 1782, Nr. 181).

Gedichtes[1] ist das Wappen, das König Sigmund im Wappenbrief vom 6. Dezember 1430 der Familie von Watt verliehen hatte: auf silbernem Schild, und über dem Helm wiederholt, ein steigender schwarzer Greif mit goldener Kette und goldenem Ring[2]. Melchior soll, auf seine Frage, erfahren, was die »wilden Vögel«, was Schild und Helm und goldene Kette, was die verschiedenen Farben bedeuten. Nicht eine heraldische Erläuterung wird Vadian geben, sondern eine Auslegung des mythologischen und symbolischen Sinnes und eine aus philosophischem Grunde gewonnene moralische Lehre. Bei diesem Anlass enthüllt er, gedrängter und klarer als sonst irgendwo, seine eigene Gedankenwelt.

Vadian geht aus von dem Fabeltier, das das Wappenbild beherrscht, dem Greif. Er schildert es in der Weise der Alten, mit einer Ausführlichkeit und Anschaulichkeit, die, so glaubt man zu spüren, der Lust am Fabulieren, der Freude an der dichterischen Gestaltung entspringen. Aber der Greif ist ein mythisches Wesen; er b e d e u t e t etwas: die vergeistigte physische Kraft. Er gewinnt, hoch im Norden, das Gold, indem er es aus dem Felsen scharrt, und er ist der Hüter dieses Hortes. Ihn bedrängen, um das Gold zu rauben, die Arimaspen, die nach materiellen Gütern begehrlichen, einäugigen und darum schlecht sehenden Barbaren.

Damit bewegt sich Vadian im Kreise von Symbolen, die in der Form des Gleichnisses Lebensweisheit verkünden: der starke, wilde, himmlische Vogel sammelt die Schätze nicht um des Gewinnes willen, sondern von der Natur geleitet, vom Genius zum Schönen getrieben, und er verteidigt sie uneigennützig gegen die blinde Habsucht. Was aber bedeutet das Gold, das die Greifen als höchsten Wert hüten, die Arimaspen, von seinem äusseren Glanz geblendet, begehren? Vadian gibt die Deutung:

Golden nennen wir wohl bisweilen die kostbaren Dinge,
  Oder auch das, was den Wert vornehmen Ranges besitzt;
Denn das gewichtige Gold hält Stand durch Feuer und Zeiten,
  Unverändert im Kurs steht es jahrhundertelang.
Goldene Nachkommenschaft und goldene Ader der Rede,
  Golden des Sängers Gedicht, — so drückt die Sprache sich aus.

---

[1] »Elegia exegetica«.

[2] Vgl. *W. Näf*, Die Familie von Watt, St.Gallen 1936, S. 27 und Tafel nach S. 32, sowie Tafel nach S. 336 dieses Buches.

Golden werden genannt die Gestirne im himmlischen Glanze,
Golden das irdische Licht, golden auch Venus fürwahr.
Ja, vor Zeiten bestand des Saturnus goldenes Alter,
Weil ohne Sünde und Leid damals der Erdkreis verblieb;
Und es fanden in ruhiger Kraft sich des Stoffs Elemente,
Und willkommene Huld schenkten die Sterne dem Land.
Darum schmückt sich die Tugend zu Recht mit dem Namen des Goldes,
Denn kein schönerer Schatz ist auf dem Stern dieser Welt . . .

Der wahre Goldschatz liegt in der Tugend, in der ertragenden und kämpfenden Kraft, im erworbenen, echten Verdienst. Doch wie der Greif im Wappen sein Gold, zur Kette geschmiedet, um den Hals trägt, so ist erst eine Kette von Tugenden fähig, das Schwergewicht der Laster und Schwächen aufzuheben und jene Verbindung von der Erde zum Himmel und vom Himmel zur Erde herzustellen, durch die Menschliches und Göttliches sich begegnen können. Diese ununterbrochene Folge von Tugenden fügt sich durch die Generationen einer Familie; darum gab König Sigmund das symbolische Wappen als Erinnerung und als Geschenk für die geleisteten und noch zu leistenden Taten des Vadianischen Hauses. Jeder junge Spross aber soll die Kette durch weitere Glieder vermehren und sich so der Ahnen würdig erweisen. Dies lehrt dich, mein Bruder Melchior, die Auslegung unseres Wappens:

Lächerlich ist es, mit Titeln und Wappen der Vorfahrn zu prunken,
Wenn verkommener Sinn eigener Tugend entbehrt.

In Vadians »Elegie« über das Greifenwappen seiner Familie sind Anklänge an die neuplatonische Philosophie und an die stoische Ethik unverkennbar. Sie sind auch aus dem Lobgedicht, das Vadian 1514 Tannstetters grosser Publikation Tabulae eclypsium magistri Georgii Peurbachii . . .[1] beigab, aus seinem Dialog mit dem Tode (1511) und aus seinem Panegyricus auf die Kaiser Friedrich und Maximilian (1513) herauszuhören; aber sie werden doch nirgends so deutlich vernehmbar wie in De Insignibus. Die kosmische Vorstellung der irdischen und himmlischen

[1] Vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 114; Vadians Epigramm in Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen.

Bereiche, die nicht getrennt, sondern durch aufsteigende und herniederfliessende Kräfte in Wechselwirkung verbunden sind, wo die Gestirne das menschliche Schicksal beeinflussen, und der Mensch durch die Tugend sich in die Nähe des Göttlichen und Ewigen zu erheben vermag, — dies führt, wenn nicht zu Plotin, so doch zu den gelehrten Neuplatonikern des lateinischen Westens zurück[1]; und der Glaube an ein lernbares, erziehbares Gute, ein ethischer Optimismus und Aktivismus, rückt Vadian nahe an das stoische Ideal. Die Disticha De Insignibus enthalten das ausgeführte Bild des stoischen Weisen und den offenen Ausfall gegen die »Skeptiker«, den »Arimaspen Ariston« und seine Gesellen Pyrrho und Herillus[2], die, längst vom steilen Pfad der Tugend abgegangen, es vorzogen, leichten Sinnes zu entarten.

Vadians Geist hat sich nicht an der Philosophie gebildet. Die Lebenslehre, die er vertrat, und die er unermüdlich zu verkünden, zu übertragen strebte, ist seiner natürlichen Anlage entsprungen und mehr durch die Antriebe seines Temperaments, als durch eigene oder von aussen angeregte Reflexion ausgebildet worden. Ihr liegt, als Gefühl und Bedürfnis, die Überzeugung zugrunde, dass die Welt einen harmonisch geordneten Kosmos darstelle, der das Schöne und das Gute in sich schliesse, der dem wissenschaftlichen Forschen ein weites Feld des Erkennbaren eröffne und doch von geheimnisvollen göttlichen Mächten durchwaltet werde. Eine urkräftige, aus unverbrauchter und unkomplizierter Natur stammende Begabung trieb ihn, beobachtend zu erkennen, was zu erkennen war, das Schöne darzustellen, das Gute lehrend zu fördern, das Hohe zu empfinden. Aus philosophischer Doktrin hat er aufgenommen, dazugenommen, was ihm entsprach, worauf er sich für seine Ansichten und Absichten zu berufen vermochte. Dass er in den Umkreis neuplatonischer Gedankengänge eintrat, erklärt sich aus einer Richtung des zeitgenössischen Denkens leicht; es ist möglich, dass Pico della Mirandola — »mein Picus, durch dessen Lektüre ich mich so sehr erbaue«[3] — ihn dahin geführt hat. Die Poetik, die Vadians Ernte an Lesefrüchten so reichlich auslegt, erwähnt Plotin

---

[1] *Friedrich Ueberwegs* Grundriss der Geschichte der Philosophie, 1.Teil: *K. Praechter,* Die Philosophie des Altertums, 12. Aufl., Berlin 1926, S. 647 ff.

[2] Vadian stellt hier zusammen: Ariston von Chios (vgl. *Ueberweg* I, S. 410, 412 f), Herillos von Karthago (*Ueberweg* I, S. 413) und Pyrron aus Elis (*Ueberweg* I, S. 462 ff).

[3] De Poetica, Tit. XVI.

nirgends[1], wohl aber die lateinischen Gelehrten seiner geistigen Nachkommenschaft: Porphyrius, Macrobius, Martianus Capella, Boethius. Vadian kennt des Martianus Capella Enzyklopädie De nuptiis Philologiae et Mercurii und damit eine Fülle antiken mythologischen Stoffes; auf Boethius beruft er sich für seine Lehre vom Rhythmus, der, durch das Gesetz der Zahl, den Kosmos ordnet; mindestens die Bücher De Consolatione philosophiae sind ihm aus eigener Lektüre vertraut. Am häufigsten zitiert er Macrobius, seine Saturnalia, seinen Kommentar zu Ciceros Somnium Scipionis[2]; ihm entnimmt er, als Ausgangspunkt eigener Erwägungen, die Theorie der dichterischen Fabel, ihm stimmt er bei in der Ansicht, dass die Dichter die Geheimnisse der Natur nicht nackt und offen darstellen, um sie nicht vulgärem Sinne preiszugeben, dass sie sie vielmehr mit dem Schleier der Fabula verhüllen. Von Macrobius führte ein Weg zurück zu Platon, der Vadian wohl nur indirekt und in neuplatonischer Auslegung zugänglich war.

Aus den Symbolen des Familienwappens arbeitet Vadians Gedicht den Begriff der Virtus heraus. Man gibt ihn mit dem Übersetzungswort Tugend nur ungenügend wieder; Vadian meint die männliche, aus gutem Willen zum Guten strebende und wirkende Kraft, die der Schöpfung innewohnt und unablässig gemehrt werden muss. Denn die Welt ist zwiespältig, die ihr bestimmte Harmonie gestört; das Böse ringt mit dem Guten, der Irrtum mit der Wahrheit, die einäugigen Arimaspen mit den geflügelten Greifen. So wird auch der Mensch »von doppeltem Haken gezogen«; er schwebt zwischen Lob und Tadel, zwischen Schuld und Verdienst. Damit er festen Boden gewinne, muss das wahre Wesen der Tugend erkannt, der täuschende Schein durchschaut werden. Wie Vadian

[1] Unerwähnt bleibt auch C. Marius Victorinus, dessen (Cicero-) Kommentar Vadian 1509 auf der St.Galler Stiftsbibliothek in der Hand hatte (vgl. Dedikationsepistel an Collimitius zu Strabos De Cultura hortorum, 29. Okt. 1510, in *W. Näf* und *M. Gabathuler*, Walahfrid Strabo Hortulus, St.Gallen 1942, S. 122 und S. 140, Anm. 12). Da Vadian den Namen unrichtig wiedergibt, scheint die Bekanntschaft flüchtig geblieben zu sein.

Marius Victorinus hat die Vorstellung der verbindenden Kette. Der Thesaurus linguae latinae gibt unter Catena: »Marius Victorinus, Adversus Arium 1, 25 quo alternatis in se invicem partibus, ut catena continens corpus totius universi est: catena enim deus.« (Nachweis M. Gabathuler).

[2] 1512 hatte Vadian eine Cicero-Ausgabe (De Officiis libri tres, dein Laelius et Cato maior et Somnium Scipionis cum Paradoxis) besorgt (vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 69), 1518 eine 2. Auflage folgen lassen (*Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 190).

die Virtus bestimmt, lässt seines eigenen Geistes Spur verfolgen. Tugend besteht — über die allgemeinen, »stoischen« Forderungen der Einfachheit, Nüchternheit, Uneigennützigkeit hinaus — im tapferen Handeln: den Elenden zu helfen, dem Vaterlande den gewaffneten Arm zu leihen, wenn es in Gefahr ist, und den Tod nicht zu fürchten, die Laster zu bekämpfen, die Schädlinge mit dem Schwert zu strafen, die Gewaltsamkeit der Leidenschaft zu bändigen, den heiligen Gesetzen ihre Geltung zu wahren.

Vadian begleitete seine Elegie De Insignibus mit jener Dedikationsepistel an Hermann Miles in St. Gallen[1], in der er sich gegen den Vorwurf verteidigt, durch Annahme des Humanistennamens Vadianus seine Zugehörigkeit zu der guten st. gallischen Familie von Watt verleugnen zu wollen[2]. Die Latinisierung des Namens habe sich als nötig erwiesen, als er in den Kreis der Celtisschüler eintrat und begann, sich der lateinischen Sprache in Vers und Prosa zu bedienen. Und weil Melchior in seiner wissenschaftlich - künstlerischen Humanistenbildung erfreuliche Fortschritte mache, habe er auch ihn mit dem Namen Vadianus ausgestattet[3]. Er bitte Gott, dass aus der Familie von Watt stets gelehrte Männer hervorgehen mögen, die alle Vadiani genannt werden könnten und sich der Vorfahren würdig erwiesen; dies habe als erster in der Familie schon der Onkel Hans von Watt erhofft.

Vadian kennzeichnet damit den Weg, den er gegangen war: aus der st.gallischen Kaufmannsfamilie zur humanistischen Wissenschaft. Dieser führte ihn wohl aus dem Elternhaus und aus der Vaterstadt hinaus in ferne Weiten, in die Gelehrtenrepublik mit ihrer lateinischen Universalsprache, und hier muss er anders heissen als daheim in St. Gallen. Aber er vollzieht die Veränderung nicht als Einzelner, der Familie und Vaterland aufgibt, um, von den natürlichen Bindungen gelöst, Bürger eines unbegrenzten geistigen Reichs zu werden. Er tut es als Joachim von Watt, der die Familientradition weiterführt, den Leistungen der Vorfahren das beifügt, was ihnen bisher gefehlt hatte. Die Familie stand in Kraft und Ansehen; bereits hatte ihr der König, als Anerkennung und Ansporn, ein

---

[1] Vadian an Herm. Miles, 5. Jan. 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 17).

[2] Vgl. vorn S. 131 f.

[3] So im Titel der Elegie De Insignibus: »ad Melchiorem Vadianum fratrem«; so schon Ende 1513 in der Dedikationsepistel zur Ausgabe von Donats Argumenta (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 8).

bedeutsames Wappen gegeben. Den geistigen Werken hatte sie bis jetzt ferngestanden, wissenschaftlichen Ruhm nicht erworben. Dahin fortzuschreiten, ist nun die Aufgabe. Sie wird nicht gelöst dadurch, dass einer aus dem Familienrahmen hinaustritt; die Familie selbst muss den Fortschritt vollbringen: ein Ahnherr hat dazu aufgefordert, Vadian hat das Werk begonnen, andere, als der nächste Melchior, sollen es fortsetzen.

Denselben Kulturgedanken bezieht Vadian auf Vaterstadt und Vaterland, auf St. Gallen und auf seine Eidgenossen. Dass er überhaupt diese Verbindung des Kulturellen mit dem Staatlichen sieht und sie anderen, den jungen studierenden Landsleuten vor allem, sichtbar machen will, dies kennzeichnet seinen humanistischen Standort. Die Entwicklung hat jetzt den Punkt erreicht, wo sich zu den Waffentaten die Geistestaten, zum Kriegsruhm der Glanz der Künste und Wissenschaften gesellen sollen, wo eine Kulturtradition aufgenommen werden, wo eine Kulturblüte dem kriegerischen Zeitalter folgen soll. Dies vollzieht sich bereits, die »Penuria doctorum« ist, seit wenigen Jahren erst, überwunden; so verkündet Vadian triumphierend in einem Gedicht an Helvetien, das er 1519 einer Ausgabe von Glareans Descriptio Helvetiae beigab[1]:

Denn den Unsern ist Pallas mit goldener Lanze gewogen,
Und deine Berge hinan wallen die Musen vereint.
Heiteren Mutes schreitet Apoll mit dem Bogen zum Siege,
Schmeichelnder Leier Klang wecket sein tönender Schlag.
Leuchtend erscheinen dir jetzt aufs neue die goldenen Zeiten,
Kehren langsam zurück, denen, die ihnen bereit.

Glarean hat als Herold die Städte und Länder Helvetiens beschrieben, ihre Kraft und ihren Ruhm verkündet, Myconius hat sein kunstvolles Gedicht den Zeitgenossen erklärt:

Auf denn, du herrliches Land, sei dankbar deinen Gelehrten,
Aus ihrem Geiste wird dir Zierde und Ehre zuteil.

---

[1] Ioachimus Vadianus medicus, orator et poeta laureatus Helvetiam alloquitur; Widmungsgedicht in Descriptio de situ Helvetiae et vicinis gentibus, per eruditissimum virum Henricum Glareanum Helvetium, poetam laureatum. Cum commentariis Osvaldi Myconii Lucernani. Basel 1519.

Vadians Kulturgedanke erschöpft sich nicht im tönenden Vergleich, im klassisch drapierten Bild; es entspricht ihm ein Kulturwille, den er als Sohn seiner Heimat empfindet, den er in der Lehrvorlesung der Poetik, in den Briefen an die Schüler immer wieder zum Ausdruck und zur Geltung bringt. Mars auf der einen, die Musen auf der anderen Seite personifizieren älteres und künftiges Ideal; dass er selbst als einer aus dem Hause von Watt nicht von Mars, sondern von Merkur zu Apoll übergegangen ist, fügt sich weniger leicht in den Kreis antiker Bilder ein; immerhin deutet er den merkantilen Charakter seines heimischen Milieus an. Zwar erscheint auch in der Prosa der Pomponius-Scholien St.Gallen als Muster einer Polis, aber den Bürgertugenden der St.Galler fügt Vadian hier doch den durch Europa berühmten Handel an, und in der scherzhaften Sprache des Gallus pugnans sind seine engeren Landsleute diejenigen Helvetier, die ausser ihrer kriegerischen Tüchtigkeit besonders durch Weben und Walken der Leinwand berühmt geworden sind.

Es ist doch tatsächlich so: der Bürgersohn aus grosser Kaufmannsfamilie wird, als erster seines Geschlechtes, humanistischer Gelehrter, gekrönter Dichter, berühmter Professor. Vadian ist sich dessen bewusst.

Dem entspricht seine Haltung im Leben, das was er in Wien war und wirken wollte; das Humanistische in ihm wird durch das geformt, was er mit sich brachte und was er sich vorsetzte. Aber es entsprach, über das Persönliche hinaus, einem Zug der Zeit; die aus Leben und Empfindung einer breiteren, auch einer politischen Öffentlichkeit einfliessende Gesinnung gestaltete den Humanismus dieser späten Entwicklungsphase um, führte ihn aus den älteren Zeiten in die neueren.

Denn der Humanist Vadian war kein wandernder Scholar und Poet, kein Lehrer, der von Ort zu Ort zog, wie es vordem viele und, auf höchster Stufe, noch Konrad Celtis gewesen, wie es in seiner Zeit Ulrich von Hutten, Hermann von dem Busche, in jungen Jahren noch Glarean waren; und er war kein Gelehrter wie Erasmus, der seinen Studien folgte, der sich dahin wandte, wo Gönner und Freunde seiner warteten, wo ihm eine Druckerpresse zur Verfügung stand, wo ihm das geistige und meteorologische Klima günstig zu sein schien, der sich nicht binden liess und nirgends ganz zu Hause war. Vadian hat an derselben Universität Wien seine gesamte Laufbahn vom Scholar bis zum Rektor durchlaufen. Er blieb an dem Ort, der ihn geistig gebildet hatte und ihm ein Amt bot; er übernahm mit der Würde auch die Pflicht desselben Lehrstuhles, vor dem

er als Student gesessen hatte. Seine gelehrte Forschung und Produktion verbanden sich aufs engste mit seiner Lehrtätigkeit, die Geltung, die er in der Gelehrtenrepublik genoss, verband sich mit dem Ansehen, das ihm das Amt verlieh. Vadians Humanismus war akademisch; die Universität band ihn und machte ihn frei: er war nicht höfisch. Vadian ist Kaiser Maximilian persönlich nicht nahegetreten. Nur einmal, als ihn nach dem Poetenkranz, der nur als Gnadengeschenk zu erlangen war, gelüstete, hat er laute Töne angeschlagen, um die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich zu lenken, und vor denen, die ihn bei der Majestät empfehlen konnten, verneigte er sich damals tiefer, als man es sonst von ihm gewohnt war. Das panegyrische Carmen auf die beiden Kaiser Friedrich III. und Maximilian I.[1] war Vadians weiteste Konzession an den humanistischen Byzantinismus der Zeit, dessen grosse Worte hohl und unwahr klangen; gerade dafür wurde ihm die höchste äussere Ehre zuteil! Aber er trat damit doch nicht in den Bannkreis des Hofes, und zu den Räten des Kaisers zählte er nicht; er hat sich weder in fürstlicher Gunst gesonnt, noch ist er in die Abhängigkeit kaiserlichen Dienstes und kaiserlicher Gnade geraten[2]. Auf den Lehrstuhl des Celtis ist er erhoben worden; wir hören nicht von seiner Bewerbung, nur von seinem Dank[3]. Wohl zahlte Vadian auch fortan dem Landesherrn, dem hohen Protektor der Universität, seinen Tribut, nicht nur durch jene Begrüssungsansprache von 1515, die ihm ein Auftrag auferlegte, sondern auch in freier Huldigung, in dem bukolisch-allegorischen Gedicht Faustus[3], den milden, gütigen Fürsten preisend, der ihn zu glücklichem Gedeihen und Wirken befähigt habe. Er

---

[1] Ioachimi Vadiani Helvetii Carmen, maximorum Caesarum Friderici III. patris et filii Maximiliani laudes continens. Anno MDXIII. Enthalten in der Publikation In hoc libello . . . continentur (vgl. *G. W. Panzer;* Annales typographici, Viennae, Nr. 109).

[2] Eine vereinzelte Briefstelle (Nikolaus Salomon an Vadian, Krakau, 15. Okt. 1517, Vadianische Briefsammlung I, Nr. 104) darf nicht missdeutet werden. Salomon erwähnt, er habe seinerzeit vor seiner Abreise aus Wien, als eben der Kaiser angekommen war, Vadian vergeblich zu erreichen gesucht; überall habe man ihm gesagt, »V(estram) P(raestantiam) Caesareae Maiestatis consiliis assidue praesto esse«. Nur in einem bestimmten, vorübergehenden Zeitpunkt, wie anzunehmen ist: während der Fürstenzusammenkunft von 1515, war Vadian durch höfisch-kaiserlichen Dienst — wohl wesentlich Repräsentationspflichten — in Atem gehalten. Es fehlen alle Anhaltspunkte dafür, dass sich dies wiederholt habe oder gar dauernd der Fall gewesen sei.

[3] Ioachimi Vadiani Helvetii Aegloga, cui titulus Faustus (zusammen mit der Elegie De Insignibus), Wien 1517 (vgl. *Denis,* Buchdruckergeschicht, Nr. 181). Dazu die Dedikationsepistel Vadians an Pierius Gracchus, Wien, 1. Jan. 1517 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 16).

hat der Hochzeit des Königs Sigismund von Polen mit Bona Sforza ein Carmen gewidmet[1] und noch 1519 denselben König von Polen als Ritter des Goldenen Vlieses besungen[2]. Die festlichen Anlässe einer von fürstlichem Glanz bestrahlten Welt verlangten nach dem Schmuck des kunstvoll stilisierten, alle Wirklichkeit überblendenden Wortes, dessen der Poeta und Orator mächtig war. Der Ausdruck war, auch bei Vadian, konventionell. Aber wenn er, im Tone der Zeit, dermassen sprach, so stand er mit seiner wahren Arbeit und Leistung doch sicher in der Organisation der Universität, in einem Amt, das er erfüllte und zierte, wie es ihn erhob und unabhängig machte. Auf Anlehnung an mächtige Gönner war er wenig angewiesen. Seine Schriften sind fast ausnahmslos den Freunden, vor allem den Schülern gewidmet; er will ein Spendender, nicht ein Nutzniesser sein.

Vadian ist, als er nach Wien ging und dort verblieb, entschiedener aus dem heimisch-kaufmännischen Kreis hinausgetreten als etwa Willibald Pirckheimer, der Nürnberger, der sonst nach Herkommen und Stand mit ihm verglichen werden könnte. Er ging aus der St.Galler Altbürgerlichkeit in die neue, weite humanistische Welt hinaus; aber er wuchs dort in einen Beruf hinein. Erst jetzt war dies möglich geworden: ein Humanismus sesshafter Form, eine Gelehrtentätigkeit mit Amtscharakter, von einer bürgerlichen Existenz nicht mehr allzu weit entfernt. Dies kennzeichnet den Stand der allgemeinen Entwicklung: die Verbürgerlichung des Humanismus bahnt sich an, das Bürgertum nimmt die neue Bildung in sein Bewusstsein und bald in seine Lebenspraxis auf. Dass und wie Vadian dies in sich darstellt, ist aber doch auch für seine persönliche Art charakteristisch.

Indessen: nur bis in sein vierunddreissigstes Jahr blieb Vadian in Wien, in jenem östlichen Kulturraum, dessen jugendliche Frische dem

[1] De nuptiis serenissimi ac invictissimi Poloniae regis, D. Sigismundi et illustrissimae virginis D. Bonae Sfortiae, Mediolanensium ducis Ioannis Galeatii filiae, Ioachimi Vadiani Helvetii poetae laureati Carmen Elegiacum. Impressum Viennae Austriae per Ioannem Singrenium. Anno Domini M.D.XVIII. Mense Martio (vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 204).

[2] Ioachimi Vadiani Helvetii poetae laureati de magnanimo ac invictissimo Sarmatiae Poloniaeque rege Sigismundo eius nominis primo sacratissimi et inclytissimi ordinis aurei velleris socio ascito, ad ornatissimum virum Iustum Ludovicum Decium, Regiae eiusdem Maiestatis a secretis, Elegia. Excusa: Viennae Austriae per Ioannem Singrenium. Anno M.D.XIX. Die XIII. Novembris (vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 213).

Humanisten weite Möglichkeiten bot. 1518 wird er nach St.Gallen heimkehren. Man hat das Gefühl, dass der Helvetier, der St. Galler Joachim von Watt nie ganz in das Gewand des kosmopolitischen Humanisten hineingewachsen, nie ganz Vadianus geworden sei. Er trug in Wien ein Amt, ein Lehramt, das ihn solange fesselte, als er selbst gleichzeitig noch ein Lernender blieb. Er spielte eine Rolle, gewiss mit Ernst und Anteilnahme von innen heraus und darum mit Natürlichkeit und Erfolg; aber er gab den Vorbehalt, ja vielleicht die unreflektierte Gewissheit, nie auf, dass er einst aus ihr hinaustreten werde in eine schlichtere, seinem Wesen in noch schönerer Weise gemässe Lebenswirklichkeit, wie sie ihm nur die Heimatstadt verhiess.

Doch hier erhebt sich uns nun die Frage, was ihm denn die lateinische Wissenschaft bedeutete, das klassische Vorbild, die nachschaffende und neuschaffende Gelehrsamkeit.

Man wird die bonae artes und die politiores litterae niemals von Kunst und Wissen der antiken Schriftsteller fernrücken und doch ebensowenig mit ihnen gleichsetzen können. Als in Italien und dann auch nördlich der Alpen das geistige Leben in neuer Regsamkeit erwachte, wurde es einer reichen, halbvergessenen Erbschaft alter Zeiten inne und strebte, sie zugänglich zu machen, in der Handschrift und später durch das Buch, in der Erschliessung der reinen Quellen und im Verständnis dessen, was sie kündeten. Doch mit den Werten, die sich ausgeprägt vorfanden, nahm die »Renaissance« auch etwas von dem Geiste auf, der jene einst hervorgebracht hatte; sie spürte ihn in sich selbst und vermochte ihn zu eigenen Leistungen kräftig zu machen. Durch ihn entging sie der Gefahr blosser Nachahmung, der Bindung an eine verpflichtende Klassik, an ein heidnisches Altertum, die tausend Jahre von ihrer Gegenwart entfernt lagen; sie nahm diesen Geist, als ihrem eigenen Sinn verwandt, auf, auch wo er sich in Spät- und Nachantike und durch das »Mittelalter« mit christlichem Glauben und Lebensgefühl verbunden hatte. Der Humanist Erasmus »reinigte«, kommentierte, übersetzte den Text des Neuen Testamentes und gab die Schriften der Kirchenväter heraus; Konrad Celtis publizierte die Werke der Nonne Roswitha von Gandersheim, und Vadian liess den Hortulus des Abtes Walahfrid Strabo als einen neu entdeckten Schatz ins Licht seiner Zeit hinausgehen. Der neue Geist wendet sich zur Vergangenheit zurück, wo immer er sich von ihr angesprochen fühlt; er gewinnt seine Fülle durch einst gewusstes Wissen, er schult seinen Ausdruck an einst

und immer gültiger Form. Er lehnt ab und bekämpft, was ihm nicht gemäss ist, — nicht einfach »das Mittelalter« und durchaus nicht seine Christlichkeit, dasjenige nur, was er als irrig oder verdorben empfindet, im Mittelalter und in der Antike, das was ihm unfruchtbar, unbrauchbar, hemmend zu sein scheint. Er wirkt aus sich selbst heraus weiter und schafft neue Schönheit, findet neue Wahrheit.

Wie Vadian sich in den Geisteszug seiner Zeit einordnet und in ihm doch individuell umgrenzt erscheint, wird von hier aus zu bestimmen sein.

Vadian hat sich mit dem ihm eigenen Mitteilungsbedürfnis nicht selten über seine wissenschaftlichen Grundansichten ausgesprochen. Einmal tat er es, an einen Schüler, dessen Erziehung ihm besonders am Herzen lag, zusammenhangend und mit grösserer Ausführlichkeit: in der zu einer kleinen Abhandlung ausgebauten Dedikationsepistel an Konrad Grebel, datiert vom 28. Februar 1517[1].

Die Erörterung setzt an bei einer Frage, die zeitgemäss war, und die den Gelehrten wie den Lehrer beschäftigen musste, bei der Frage nach der richtigen Wertung von Sachkenntnis und Wortkunst. Sie ist in jeder Entwicklungsphase der Wissenschaft aktuell; sie war es damals ganz besonders. Denn den humanistischen Studien, die von den alten Schriftstellern ausgingen, wohnten philologischer Eifer und ästhetische Begeisterung inne, und diejenigen, die sich ihnen hingaben, zeigten sich geneigt, das Wissen um die Dinge in und mit der bewunderten Form klassischer Poesie und Prosa zu übernehmen und weiterzugeben. Und doch konnte das christliche Zeitalter für sein philosophisches Weltbild und seinen religiösen Glauben, konnte die in Entdeckungen, Beobachtungen und Berechnungen fortschreitende Zeit für ihre Erkenntnis der Natur und der Geschichte auf dem Wissensstand der Alten nicht verharren. Die Frage musste sich erheben, wie die im Stil der Alten sich ausdrückende Gegenwart sich zu den Ergebnissen einer um ein Jahrtausend und mehr älteren Wissenschaft stellte. Wenn der Humanist, wie Vadian es tat, dazu gelangte, diese Frage aufzugreifen, verba und res einander gegenüberzustellen, um ihr Verhältnis zu einander zu erwägen, so bestimmte er damit

[1] Ioachimi Vadiani Helvetii, poetae a Caesare laureati, ad ingenuum et spectatae indolis adolescentem Cunradum Grebelium Tygurinum, discipulum suum Epistola. Viennae Austriae pridie Kalen. Martias Anno M.D.XVII. Zu Ioannis Ioviani Pontani poetae divini ad L. Franciscum filium meteororum liber, Wien 1517 (vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 179; Photokopie der Epistel Stadtbibliothek St.Gallen).

seine Auffassung von der Macht der Tradition, von der Geltung klassischer Autoritäten, von der Freiheit eigener Forschung. Und wenn er dazu kam, den Wert des Sachwissens über die Kunst der Worte zu stellen, so musste er sich aus der Bindung an diese Autoritäten entschiedener lösen als der dem Literarischen hingegebene Philologe. Denn mit der Kunstform ihrer Sprache, ihres Verses, ihrer Sentenz, mit ihrer Lehre von Dichtung und Rede hatten die Alten Gesetze aufgestellt, die als verbindlich galten, Vorbilder geschaffen, die der Zeit unerreichbar und unübertrefflich schienen. Ihr Götterglaube, ihre Naturerkenntnis, ihre Geschichtskunde dagegen waren zwar hoch zu schätzen, aber doch nicht einfach zu übernehmen; sie konnten und mussten überholt werden.

Was Vadian zu seinem Lehrbrief veranlasste, scheint der Irrtum derjenigen gewesen zu sein, die ihr ganzes Streben dahin richteten, »sich den Schatz der griechischen und lateinischen Sprache durch sorgfältige und bis zu den ältesten Schriftstellern geführte Lektüre möglichst reichlich zu verschaffen«, und die damit einer Einseitigkeit, einer Vernachlässigung des sachlichen Lernens verfielen. Aber er polemisiert nicht nur; er erwägt und gewinnt seine Lehre: B e i d e s ist zu pflegen. Wer der Sprache nicht mächtig ist, wer die berühmten Schriftsteller nicht kennt und liebt, bleibt ewig ein Barbar. Aber gleichwohl: Wissen ist wichtiger als Reden, die Sache wesentlicher als die Form. Auch in den Unberedten kann höchste Gelehrsamkeit wohnen; dagegen sind diejenigen, die unter Missachtung der Sachkenntnisse nur auf gezierte Rede Wert legen, ungelehrt und ungebildet und erheben ihren Geist nicht dahin, wohin sie ihn nach den Geboten der Vernunft und der menschlichen Bestimmung erheben sollten. Es genügt nicht, die Sprache handhaben zu können, gewissermassen nur das Instrument einer edeln Kunst, nicht aber diese Kunst selbst zu beherrschen; und auch damit ist es nicht getan, dass einer jeden Dichter und jeden Historiker besser kennt als seine eigenen Finger und Nägel, und dass er aus ihnen geistreiche und witzige Zitate zusammenträgt. Der Wissenschaft vielmehr gilt das Streben des wahrhaft Gebildeten; sie aber hat keinen grösseren Gegenstand als die Natur[1], und sie kennt nichts Höheres als Gott, von dem alle Kraft der Natur ausgeht.

Von hier aus charakterisiert Vadian die Wissenschaften und bringt sie in eine bestimmte Rangordnung. Die erste und mächtigste Wissenschaft

[1] »Natura« wird hier nicht als Gegensatz zu Mensch und menschlichem Geist verstanden; sie schliesst ihn als ihren höchsten Ausdruck ein.

ist die Theologie, so wie sie gepflegt wurde von Griechen, Chaldäern und Ägyptern, viel richtiger aber verstanden wurde von den Hebräern, vollkommen erst »durch die Unsern, denen Jesus als Führer des Lebens und der Wahrheit erstanden ist«, — das Wissen also — so versteht Vadian »Theologie« — vom Göttlichen überhaupt, zu dem Heiden und Juden bereits einen Zugang besassen, dessen volle Erfassung aber erst durch die christliche Offenbarung möglich wurde. Ihr steht die Astronomie nahe, die die Kräfte, Entfernungen und Bewegungen der Himmelskörper zu erkennen vermag und damit den menschlichen Geist über seine irdische Beschränktheit hinaushebt. Es folgt die Wissenschaft der »elementaren« Natur, die Physik, das Wissen um alle natürlichen Verhältnisse — Geographie im umfassenden Sinne —, die, indem sie das Irdische in seinen Beziehungen zum Überirdischen sieht, zur Metaphysik wird. In ihr ist die Medizin ein besonders ausgezeichnetes Fach, unter den den sterblichen Menschen nützlichen Wissenschaften die bedeutendste, »weil sie sich allem geheimnisvollen und wunderbaren Wirken der Natur dienstfertig zur Verfügung stellt, der Natur selbst durch fast alle Bereiche in innerlicher Wechselwirkung verbunden«. An letzter Stelle stehen die politischen und moralischen Wissenschaften, keineswegs weil sie für die sittliche Bildung des Menschen, für das Zusammenleben der Menschen in Gemeinde und Staat nicht wichtig und unentbehrlich wären; deshalb nur, weil das Wissen um Gott und die Natur den menschlichen Geist so geheimnisvoll ergreift und so mächtig entflammt, dass ein richtiges Verhalten im Leben sich daraus selbstverständlich ergibt. »Jene Lehren, die den Staat bestimmen, haben ihren Zweck erreicht, wenn der, der zur menschlichen Gemeinschaft gehört und am bürgerlichen Verkehr teilhat, ehrenhaft lebt, den Nebenmenschen nicht schädigt, sein eigenes Recht jedem anderen zubilligt, was sich ganz und gar aus der Tiefe der Natur ergibt und durch die zehn Gebote Mosis festgelegt ist, so dass es mit Leichtigkeit den Menschen ergreift, wenn er nur menschlich ist« ... So Herrliches liegt in der wahren Wissenschaft von Gott und der Natur, dass keine Fülle der Worte, keine Schönheit der Ausdrucksweise, keine noch so feine poetische Schilderung dem gleichkommen, dies übertreffen könnte.

Dies sagt einer, der sich Poeta laureatus nannte, der Poeta sein wollte und war. Ihren schönsten Ausdruck finden menschliche Taten, menschliches Denken gewiss in der dichterischen Form; sie erlangen im Liede

Unsterblichkeit: »Rerum carmine durat honos«[1]; diese Hochwertung kehrt in Vadians Gedichten immer wieder und ist mehr als eine konventionelle Humanistensentenz. Der Vers des Vates kann geheimnisvolles Gleichnis der kosmischen Harmonie selbst sein; aber gemeinhin ist er doch Träger der Gedanken, schmückendes Gewand eines Gehaltes von Wissen und Weisheit. Beides, Inhalt und Form, muss sich zusammenfinden, das eine muss dem andern entsprechen. Der erreicht Vollkommenheit, so zitiert Vadian aus Horaz[2], der das Nützliche mit dem Schönen verbindet; und er gibt den Gesamtsinn seines »Briefchens« auf dem Titelblatt selbst dahin an, dass es lehre, »wie schön und lobenswert es sei, den literarischen Studien die wissenschaftliche Sachkunde zuzugesellen[3]. Darin aber gipfelt doch seine Lehre an den Schüler: Du musst daran festhalten, dass du dem Sachlichen ein eifrigeres, dem Sprachlichen ein beschränkteres Studium widmest.

Was Vadian hier als pädagogische Anleitung formuliert, zeigt, wie er dachte und wertete, wie er den Geist seiner und der kommenden Generation am hohen Ideal der Alten bildete, aber sich unbefangen den Blick in eine Zukunft frei hielt, die ihm mehr verhiess, als die Vergangenheit ihm bot. Seiner eigenen Entwicklung und derjenigen seiner Schüler stellte er demgemäss die Wegweiser, und seiner wissenschaftlichen Grundansicht entsprechend wies er orientierend auch in Gebiete hinaus, die er selbst nicht betrat. Aus wissenschaftlichem Geiste wirksam zu sein, nicht nur unter den Gelehrten, sondern unter den Menschen überhaupt, — dahin lenkten ihn Sinn und Wille. So hatte er 1516 an den Juristen Viktor Gamp, zur Zeit Rektor der Universität Wien, dessen Amtsnachfolger er im nächsten Wintersemester werden sollte, geschrieben[4], dass wissenschaftliche Erkenntnis mehr bedeute als sprachliche Vollkommenheit, denn jene Weisheit könne a l l e n nützlich sein; ihren Ausdruck könne sie, in moderner Weise, anders finden, als es den Alten gemäss gewesen war: Die Rechtswissenschaft könne man unzweifelhaft in französischer oder deutscher Sprache ebenso vollendet darstellen, wie es je griechisch oder latei-

[1] In Ioachimi Vadiani Octostichon zu Adriani Wolfhardi Transsylvani Panegyris ad invictissimum Caesarem Maximilianum semper Augustum, Wien 1512 (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

[2] De Arte poetica, 343.

[3] »... Cum Epistolio Vadiani, quo docetur quam pulchrum sit bonis literis bonas artes coniungere«.

[4] Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 11.

nisch geschehen sei, — wenn nicht mit derselben Anmut, so doch sicher mit derselben Wahrheit, die auch den in vielem ungelehrten Leuten zugänglich ist.

Wir erkennen hier Vadians wissenschaftlichen Standort genau. Er verharrt nicht in den Aufgaben- und Interessenkreisen eines nur philologischen Humanismus, in der frei gewählten Abhängigkeit von den literarischen Autoritäten der Vorzeit. Dies erklärt sich zu einem Teil daraus, dass Vadian einer späten Humanistengeneration angehörte. Er ist, schon dies bezeichnet die vorgerückte Stunde der humanistischen Entwicklung in Deutschland, nicht zu eigentlichen Studien in Italien gewesen; er war bereits der Schüler von Lehrern, die, wie zum Beispiel Celtis, das Italienerlebnis in sich aufgenommen hatten. Er erkannte, dass der Vorsprung der Italiener in der Vertrautheit mit der lateinischen Sprache und dem antiken Schrifttum von den Humanisten nördlich der Alpen durch besondere Anstrengungen eingeholt oder verringert werden müsse; er hat diese sprachlich-literarische Schulung in Wien durch eifrige Arbeit erworben. Aber im Laufe seiner weiteren Entwicklung schritt er nicht den philologischen Weg weiter, zu intimer Kenntnis auch des Griechischen, gar zur Erlernung des Hebräischen; ihn beschäftigte gewiss die grosse und dauernde Angelegenheit der formalen Bildung seiner Zeit und seines Volkes, die er hauptsächlich in seiner Poetik anerkannte und förderte; aber er fühlte sich hingezogen zur Medizin, deren akademisches Studium er aufnahm und abschloss, zur Geographie, in die sich in weitestem Ausmass die Einzelkenntnisse über den Kosmos, die Regionen und Länder, die Geschichte der Völker und Staaten einschliessen liessen, und im Zusammenhang damit zur Mathematik und Astronomie, deren Bedeutung er erfasste und hervorhob.

Solchem Bildungsziel musste die Übernahme all des Wissens, das im antiken Schrifttum aufgestapelt war, unumgänglich und im höchsten Grade förderlich sein; was biblische Weisheit, mittelalterliches Denken, arabische und jüdische Wissenschaft und schliesslich die von Italien aus erneuerten Studien beigetragen, in Schriften niedergelegt hatten, musste indessen dazugenommen werden. Und auch damit wird sich der Forscher nicht begnügen: Die Beobachtung der Dinge selbst, die Expedition, der Augenschein, die Berechnung, die Erfahrung, — was durch die Sinne eingeht und im Denken durchdrungen werden kann, muss die Erkenntnis fördern, und keine Buchautorität kann einen so gewonnenen Fortschritt

hemmen. Damit wird die Forschung auf die Zukunft hinausgewiesen; sie muss über das bisher Erkannte hinausgelangen; kein Erkenntnisstand kann dogmatisiert werden. Das echt antike Prinzip der freien Wahrheitssuche ist aufgenommen worden; dies ist wahre »Renaissance«, und damit erst wird die neue Zeit schöpferisch und gross.

Dieser Sinn erwuchs aus dem italienischen, dem deutschen Humanismus im Kampf gegen scholastische Routine, in der Freistellung auch gegenüber klassischen Vorbildern; er verstärkte sich im Laufe der Zeit mit der wachsenden Wertschätzung des Sachlichen und auch des Praktischen, mit den sich häufenden Ergebnissen der Entdeckungen und der Naturforschung. Unter seinen Zeitgenossen entwickelt und bewährt ihn Vadian in seiner Weise. Er hat sich, in Hinsicht auf die Geographie, programmatisch darüber ausgesprochen im Sinne des Willens zum Fortschritt, im Sinne eines wissenschaftlichen Optimismus; er hat für beides ein Beispiel aufgestellt, indem er den dürftigen Text des Pomponius Mela überschüttete durch den Reichtum seiner Scholien, seiner Kenntnisse, für die er sich auf literarische Zeugnisse, wie auf Beobachtungen von Naturforschern, auf eigene Erfahrungen und Feststellungen berief. Er sah die Wissenschaft in ununterbrochener Bewegung, in einem vorwärtsführenden Gang durch die Zeiten: der Historiker ist in ihm. Er hat zwar in seiner Wiener Zeit kein historisches Werk geschrieben; aber der entwicklungsgeschichtliche Sinn leitete ihn. Er wies ihm den besten Weg zum Verständnis aller Dinge, und dies wirkte auf seine gesamte Auffassungsweise ein. Der Historiker vermag nicht absolut zu urteilen; er urteilt relativ: die Dinge im Verhältnis zu den Zeiten. Dadurch wird Urteilen zum Begreifen. Niemand darf dasjenige unelegant und ungehobelt schelten, was seiner Zeit gefällig und passend gewesen war; jeder Schriftsteller und jedes Werk muss aus dem Entwicklungsstand seines Jahrhunderts verstanden werden[1]. In der Poetik sah sich Vadian, um das volle Verständnis zu gewinnen und zu vermitteln, zu eigentlichen literargeschichtlichen, kulturgeschichtlichen Darstellungen gedrängt, und in ihnen treten die bedeutenden Züge seiner späteren Geschichtsschreibung bereits ausgebildet zutage. Er zieht die Linien mit ihrem Auf und Ab, das heisst er kennt auch den entwicklungsgeschichtlichen Niedergang. Aber für die

[1] Dedikationsepistel Vadians an Viktor Gamp, Wien, 21. Mai 1516 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 11).

Gegenwart ergibt sich ihm ein froher Ausblick auf die Zukunft; es gilt nur, die wertvolle Überlieferung gereinigt zu besitzen und von ihr aus forschend weiterzuschreiten. So ist die Jugend zu unterrichten und zu erziehen.

Die römischen Schriftsteller, deren Bücher er liest und den Studenten in die Hand gibt, deren Sprache er spricht und schreibt, bieten ihm und seinen Schülern durch ihn Entscheidendes: die sprachliche Bildung, die überhaupt erst aus der Barbarei heraushebt, die Grunderkenntnis des Geistigen in Gott und den Menschen, den köstlichen Reichtum an Wissen über Natur und Geschichte. In der Wertschätzung, die er ihnen zollt, im täglichen Umgang mit ihnen zu Studium und Genuss erweist sich Vadian als echter Humanist, nicht aber als der nur begeistert preisende Liebhaber, sondern als der kritisch wertende Gelehrte und der bewusst auswählende Lehrer. Dichter, Poetae, sind sie alle; denn mit diesem Namen, so sagt er einmal[1], bezeichne er diejenigen, die sich der Pflege der Kultur und der künstlerischen Darstellung widmen[2]. Aber er unterscheidet doch die Sänger, die die göttlichen, philosophischen, allgemein menschlichen Wahrheiten künden, und die Schriftsteller, deren Gegenstand mehr wissenschaftlicher Natur ist, sei es die Geschichte, sei es die Natur. In der Poetik fasst er jene ins Auge. Die klassischen Vates, von Homer bis zu den lateinischen Epikern und Lyrikern, sind Priester der Schönheit und Weisheit, unübertreffliche Erzieher des Menschengeschlechtes; ihre Werke sind Höhepunkte der Poesie, Höhepunkte damit einer Entwicklung, die alle Menschheitsgeschichte durchzieht. Denn die Gabe der Poesie ist den Menschen aller Zeiten gegeben; sie ist eine ursprüngliche, eine natürliche Begabung. Dichtung besteht darin, einer Sache — ob sie sich auf die Majestät der Natur oder auf die Grösse der Götter oder auf Wesen und Wirkung anderer Gegenstände und Kräfte beziehe — nach genauester Beobachtung den treffendsten und schönsten Ausdruck zu geben. Sie findet ihn im Gleichnis, in der geheimnisvollen Harmonie der dichterischen Sprache. So hohe Vorbilder die Antike dafür aufgestellt hat, so unendlich vieles aus ihnen zu lernen ist, — die dichterische Kraft selbst kann sich in jedem Zeitalter und in jedem Volke neu und frei ausleben. Vadian hat die klassischen Dichter in ihrer ganzen Bedeutung anerkannt,

---

[1] Dedikationsepistel an Konrad Grebel zu Pontans Liber meteororum, 28. Febr. 1517 (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

[2] »qui studia humanitatis et litteras politiores sequuntur«.

die Schönheit und Weisheit ihrer Werke empfunden und gepriesen, sie als die Lehrmeister seiner Zeit und der künftigen Geschlechter hingestellt; aber indem er sie historisch einordnet in einen allgemeinen Zusammenhang, unter Gesetz und Verheissung einer allen Zeiten innewohnenden Geisteskraft, gewinnt er der Gegenwart und Zukunft die Freiheit der eigenen Entwicklung. Dichtung ist ein allgemeines Vermögen und Bedürfnis des Menschen; jeder Gebildete sieht sich gedrängt, sich dichterisch auszudrücken; er muss dies zu tun verstehen, — durch Begabung und Studium. In diesem Sinne fühlt auch Vadian sich als Dichter, und Bruder Melchior, selbstverständlich, soll es werden.

Zum Dichten steht das Wissen in doppelter Beziehung. In der Poesie, dies ist die eine Funktion, liegen die Anfänge der Gotteserkenntnis und der Naturerkenntnis. Die urtümliche dichterische Schau, der spontane dichterische Ausdruck bilden den Ursprung aller Wissenschaft. Aller Dichtung liegt der Numerus zugrunde; er aber ist zugleich das ordnende Prinzip des Weltalls, die gesetzmässige Harmonie des Kosmos, der tiefste Schöpfergedanke Gottes. Der Dichter empfindet, erlebt ihn und weiss ihm durch die nach demselben Gesetz gestaltete rhythmische Sprache Ausdruck zu verleihen. Er ist der in Gottes Weltplan eingeweihte Seher. Darum schliesst auch die Poetik alle Artes, alle Einzelwissenschaften ein und fasst sie zusammen. Aber dem entspricht eine zweite Funktion, und wenn Vadians Mund jene kosmische Spekulation, hauptsächlich im Anschluss an Boethius, verkündet, so stellt er auf diese seine eigene anleitende und mahnende Lehre ein: Der Dichter muss ein allseitig gebildeter Mann sein. Er muss lernen, was die Forschung an Kenntnissen über Menschen und Dinge, ihre Natur und ihre Geschichte zutage gefördert hat und unablässig suchend mehrt. Die Dichter machen Fehler, wenn sie zum Beispiel in der Geographie nicht beschlagen sind[1]. Damit rückt Vadian allerdings den modernen Poeta vom alten Vates in bezeichnender Weise ab.

Solche Kenntnisse vermitteln in reichem Masse die wissenschaftlichen Schriftsteller des Altertums. Neben den eigentlichen Dichtern sind sie daher eifrig zu lesen, zu interpretieren, zum Aufbau der Bildung zu nutzen. So hat namentlich der ältere Plinius Vadians Wiener Studien und seine akademische Lehrtätigkeit begleitet; Vadian erklärte in einer Lectio 1513

[1] In der Einleitung zu Pomponius Mela: Rudimentaria in geographiam Catechesis.

seine Praefatio in historiam mundi, 1514 das 7. Buch seiner Naturalis historia und legte durch Neuausgaben seinen Studenten die Texte bereit. Er arbeitete mit an einem umfassenden Sachregister zu Plinius' Schriften, das Johannes Camers 1514 in zwei Teilen herausgab[1], und in einem dieser Publikation beigegebenen poetischen Applaus pries er den Schriftsteller, der den ganzen Reichtum des Erdkreises vor dem Leser ausbreite, die Erscheinungen der unbelebten Natur wie das Leben der Völker. 1515 erneuerte und verbesserte Vadian eine von Cuspinian 1508 besorgte Ausgabe des Periegeten Dionysios[2]. Viele Jahre hindurch beschäftigte ihn Pomponius Melas Erdbeschreibung. Aber der wissenschaftlichen Überlieferung aus altrömischer Zeit stellte er auch mittelalterliche und zeitgenössische Autoren an die Seite. Der Ausgabe einer Schrift des Albertus Magnus (De natura locorum) durch Collimitius stand er mit seinem Interesse, vielleicht mit seiner Mitarbeit nahe[3], und mehrfach nahm er auf Alberts naturwissenschaftlich-geographische Ansichten Bezug. Jene Lehrepistel an Konrad Grebel begleitete eine Ausgabe des Liber meteororum von Johannes Pontanus, des 1503 in Neapel gestorbenen Gelehrten und Dichters, und sie läuft aus in eine Erklärung, warum Vadian diese Schrift für eine akademische Behandlung ausgewählt und herausgegeben habe: er habe im vergangenen Winter das 15. Buch des Historikers Diodor erklärt; nun habe er sich vorgenommen — damit niemand sage, die Poeten seien unfruchtbar —, auf die schöne Geschichtsschreibung einen Schriftsteller der Worte und Sachen zugleich folgen zu lassen: Pontanus, mehr ein Künder der Natur als ein Schilderer des sterblichen Menschen, ein Meister der sprachlichen Form wie der sachlichen Darstellung. Naturkunde in der eleganten Fassung eines Gedichtes! Zwiefach können die Studenten daraus Nutzen ziehen: für ihre wissenschaftlichen Kenntnisse und für ihre sprachliche Vervollkommnung. So verläuft ja, nach Aristoteles, der Weg des Fortschritts, dass wir von einfacheren und bekannteren

[1] Prima pars Plyniani indicis editi per Ioannem Camertem ... und Pars secunda Plyniani indicis eiusdem Ioannis Camertis ... (vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr.115). Vadians Mitarbeiterschaft ergibt sich aus Camers' Dedikationsepistel. Für den poetischen Applaus in 21 Disticha (Ioachimi Vadiani poetae a Caesare laureati ad lectorem Epigramma) vgl. Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen.

[2] Dionysii Afri ambitus orbis, Rufo Festo Avieno paraphraste, castigatissime impressus, pellegente et conferente proba exemplaria Ioachimo Vadiano Helvetio ... (*Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 125 und Nr. 20).

[3] Vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 111.

Gegenständen zu denjenigen gelangen, die sich daraus ergeben: von der Natur zur Tugend und zu den schönen Künsten.

Man möchte aus diesen und anderen Auslassungen den Schluss ziehen, dass Vadian die Wissenschaften, die Naturwissenschaften zumal, immerhin nur als Ausgangspunkt und Grundlage betrachtet für jene Virtus, für die ethisch-ästhetische humane Bildung, dass er diese in der Rangordnung der Werte höher gestellt habe als jene. Dies verhält sich gewiss so in der Erziehungslehre des Humanisten Vadian, und so urteilt er auch, so oft er jetzt und später seine Gedanken in idealer Richtung anordnete und ihnen grundsätzlichen Ausdruck gab. Aber wenn man Vadians Geist nicht nur in seinen Höhenflügen verfolgen, sondern auch in seinen ungesteigerten Empfindungen und Äusserungen erkennen will, muss man etwas hinzufügen: Vadians Humanistentum enthält die konventionelle Note, die kaum einem seiner Geistesverwandten fehlt. Er bemächtigte sich der Bildung seiner Zeit, und sie bemächtigte sich seiner. Er liest, schreibt, dichtet, wie humanistische Manier es verlangte. Er umstellt sich mit den Requisiten der humanistischen Ausstattung, den Göttern und Heroen, den Zitaten und Phrasen, die nun einmal dazugehörten. Er zahlt der literarischen Mode seinen Tribut. Seine Begeisterung und sein Können sind trotzdem echt, das heisst es entspricht ihnen eine innere Lust, ein Trieb seines Talents, die Überzeugung vom guten, berechtigten Sinn seines humanistischen Strebens. Aber wenn der Student Vadian im Übereifer des Lernens seinen Vergil als Kopfkissen benutzte, so lag darin ein wenig Pose, und wenn der Professor so eifrig über die tiefe Bedeutung aller neun Musen spekulierte, so fühlte er sich wohl kaum mit ganzem Ernst bei der Sache. Man glaubt trotz Dichterkranz und Professorenfalten da und dort sein unverstelltes Antlitz zu sehen mit einem lächelnden Zuge der Selbstironie, mit einem Aufleuchten entspannenden Humors[1], mit dem Blick auf das volle Leben, wie es sich, ohne lateinischen Vers und ohne klassische Symbolik, dem offenen Auge, der warmen Anteilnahme, dem frischen Tatendrang darbietet. Denn eingeboren ist ihm die Neigung zum Sichtbaren und Greifbaren, zu den einfachen und handfesten Dingen, die sich gewiss auf Geistiges beziehen lassen, die aber doch auch praktisch brauchbar sein sollen, — zur unmittelbar nützlichen Arbeit.

[1] So in den Distichen, die er seiner Ausgabe der Batrachomyomachie (1510) beisetzte (Photokopie Stadtbibliothek St.Gallen).

All dies drückt sich während der Wiener Jahre in der Formensprache des Humanismus aus. Vadian erwirbt sich als unablässig Lernender alle humanistischen Bildungsgüter; er dichtet, — nicht nur, um den Kranz zu verdienen und dauernd grün zu erhalten, sondern er vermag sich im lateinischen Versgedicht auch wirklich einmal auszusprechen; er schreibt seine Poetik und giesst in sie die Summe seiner Lebenslehre. Seine Freude an Buch und Buchdruck, seine Belesenheit, seine Liebe zur Sprache und die Meisterschaft seines lateinischen Stils machen ihn zum wahren Philologus. Vadians Humanismus berührte sich verwandtschaftlich nahe mit erasmischem Geiste; aber im ganzen ist er nicht erasmisch zu nennen[1]. Der philologische Humanismus durchdringt und erfüllt ihn nicht ganz; er trug gewiss zur Formung, zum dauernden Reichtum seines Geistes bei, blieb aber für seine Persönlichkeit insgesamt doch bloss Komponente, die nur in einer kurzen Durchgangsphase seines Lebens dominierte. Dass Vadian sich bald immer entschiedener den Realien der antiken Überlieferung zuwendet, dass er das medizinische Studium ergreift, dass er in seiner geographischen Wissenschaft durch Sehen und Denken, mit Berechnung und Karten weiter und tiefer zu dringen sucht als der Autor, dessen Text er zugrundelegt, dass ihn der Eifer des Lehrens und Erziehens in so ausserordentlichem Masse beseelt, — in all dem tritt die wahre geistige Anlage des jungen Wiener Gelehrten zutage, und das in ihm mächtige Entwicklungsgesetz bricht sich seine Bahn. Der in der Zeit fortgeschrittene Humanismus eröffnete und empfahl diesen Weg; manche haben ihn ohne Umstände und Umwege beschritten, Paracelsus etwa mit der ganzen einseitigen Grossartigkeit seiner unbändigen Natur. Dies war nicht Vadians Art. Er war, zu Wien, humanistischer Gelehrter; der Glanz antiker Schönheit liegt über seinen jungen Jahren, sein Geist hat sich an der Weisheit der Alten erbaut, hat zum Ebenmass der Kräfte in harmonisch gestimmter Seele hingestrebt. Humanitas war und blieb das Ideal. Aber als er sich 1518 in freiem und wohlüberlegtem Entschluss seinen künftigen Lebenskreis bestimmte, da wurde er, was ihm ganz entsprach: praktischer Arzt, politischer Führer, reformatorischer Erzieher, historischer Schriftsteller in deutscher Sprache, Hausherr und Hausvater, — dort, wo er daheim war.

[1] Wie dies bei *E. Fueter*, Geschichte der neueren Historiographie, München und Berlin 1911, S. 220, geschieht.

Es war ein entschiedenes Heimatgefühl, das Vadians Schritte leitete. Sein Lebenszentrum lag immer in St.Gallen. Er hat die Wurzeln seiner Existenz niemals aus dem st.gallischen Boden herausreissen können, noch wollen, um sich nach Wien zu verpflanzen oder gar, um wurzellos auf der kosmopolitischen Fläche zu schwimmen. Es ist kein Wort des Wiener Vadian überliefert, das je über die Kleinheit, Enge, Unbildung der sankt gallischen Heimat geringschätzig gesprochen hätte; es gibt ihrer viele, die seine innere Verbundenheit mit ihr und ihrer Tradition bekennen. Die liebe Vaterstadt, die gütige, milde Mutter der Vadianischen Familie seit Jahrhunderten, — so rühmt er sein St.Gallen, die Gefühlstöne nicht unterdrückend, in den Scholien zu Pomponius Mela. Dieses St.Gallen aber ist ihm eine eidgenössische Stadt, und Helvetien nennt er sein Vaterland. Ihm wenden sich seine Gedanken immer wieder zu; seiner geistigen Entwicklung, seinem kulturellen Ansehen zu dienen, empfindet er als Aufgabe; den schweizerischen Studenten gilt seine Sorgfalt und Liebe in besonderem Masse.

Ihn trieb sein Geist, tätig und wirksam zu sein. Dazu brauchte er einen festen Standort, wie auch bestimmte Objekte seiner Arbeit und seines Einflusses. Nicht »Freiheit von irdischen Geschäften«[1] war sein Lebensideal, nicht, als Einziges oder Letztes, die Bildung seines eigenen, individuellen Geistes, nicht die Wissenschaft um der Wissenschaft willen; vielmehr die Wissenschaft als bildende Macht in der Welt und er als einer ihrer Träger, hin zu seinem Volke. Er suchte das Amt. In Vadians Amtlichkeit spricht sich das Stabile, Solide seines Wesens aus; sie bestimmte auch die Art seiner Wirksamkeit. Dies gilt schon für seine Wiener Zeit, für den Verkehr mit den Schülern nicht nur, sondern auch für die Art seines freundschaftlichen Umgangs. Er ist viel mehr aufgesucht worden, als dass er selbst sich zu anderen hingedrängt hätte. Er ist Freund und Lehrer und am liebsten beides in einem, um von dem Seinigen zu spenden; leicht ergibt es sich, dass er stets eine Stufe höher steht und, nie ganz vertraulich, häufig durch eine Schranke des Respektes getrennt, von oben nach unten blickt. In seinem Wesen liegt wenig unmittelbar Bewegendes, Erregendes, dagegen viel Leitendes, Sammelndes, ruhig Ausstrahlendes. Er besass die Anlage natürlicher Autorität. Wenn dies ihm wohl auch Grenzen setzte, so liess seine menschliche Wärme doch keine Hemmungen zu.

[1] Worauf des Erasmus Sinn gerichtet war (vgl. *J. Huizinga,* Erasmus, deutsch von *W. Kaegi,* Basel 1928, S. 111).

Vadians Temperament verriet eine kämpferische Ader. Er verstand zu fechten, mit Wissen, mit Logik, mit Ironie. Er hat geschliffene Waffen gebraucht, wo es um seine wissenschaftlichen Grundansichten ging, — gegen scholastische Spitzfindigkeit und Leerlauf, wie im Gallus pugnans, gegen das Vorurteil, das die »Poeten« als unchristlich brandmarkte, wie in einigen Kapiteln der Poetik, aber auch gegen althumanistischen Autoritätenglauben, wie in den Loca aliquot gegen Camers, auch in gelegentlichem Ausfall gegen eine humanistische Unsitte, wie gegen die »neueste und ganz barbarische Manier« des Zitierens[1]. Aber in persönliche Kontroversen hat er sich selten verwickeln lassen. Das Polemische trat bei ihm zurück hinter dem Bemühen zu überzeugen, zu gewinnen. Als er 1516 Streitschriften Lorenzo Vallas publizierte[2], stellte er der überscharfen, ungerechten Kritik des Autors seine Forderung des historischen Verständnisses entgegen[3]. Gleichwohl ist Vadians Wesen nicht einfach auf die Formel der milden Versöhnlichkeit und Verbindlichkeit zu bringen. Es lebte in ihm zu viel kräftige, ursprüngliche Eigenart, — auch Leidenschaft, die aber selten ausbrach, da sie sich nicht mit Eitelkeit und Empfindlichkeit verband. Er fand ein schönes Gleichgewicht und hielt ein glückliches Mass: ein temperierter Charakter, aber nicht lau, sondern warm und der Steigerung zu höheren Graden fähig. Frühzeitig war er den Jüngeren an Reife weiter voraus, denn an Jahren; dies schuf eine günstige Voraussetzung geistiger Führerschaft.

Der Gesamteindruck von Vadians Persönlichkeit reichte immer weit über alle seine Einzelleistungen hinaus. Er hatte den reichen Inhalt des Geisteslebens seiner Zeit in sich aufgenommen und gab ihn weiter, gemehrt und aus eigener Kraft fortgebildet. Man erkennt in ihm, wohin die Entwicklung gelangt war, ihre Stufe und ihren Neigungswinkel. Aber man vermöchte ihm nicht gerecht zu werden, wollte man ihn einen Repräsentanten seiner Zeit nennen. Denn immer wieder vermochte sich bei Vadian das Individuelle seiner Art gegenüber dem bei den Humanisten vorwaltenden Typischen durchzusetzen.

---

[1] Dedikationsepistel an Joh. Hinwiler, Wien, 5. Juni 1518, der Poetik vorangestellt (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 20).

[2] Laurentii Valle Dialogus de libero arbitrio etc., Wien 1516 (vgl. *Denis*, Buchdruckergeschicht, Nr. 167).

[3] Dedikationsepistel zur Ausgabe der Streitschriften Vallas an Viktor Gamp, Wien, 21. Mai 1516 (Vadianische Briefsammlung I, Anhang Nr. 11).

Zu den Bildtafeln



Vadian 1540 (Titelblatt)

Porträt Vadians. Ölbild mit Jahreszahl 1540 in der Stadtbibliothek St.Gallen, 56 : 50 cm; unbekannter Maler.

Vgl. *D. F. Rittmeyer,* Die Vadian-Bildnisse (in Vorbereitung).

St.Gallen um 1545 (nach Seite 20)

Älteste Stadtansicht von St.Gallen. Kolorierter Holzschnitt, 13,8 : 17,4 cm, mit Renaissance-Umrahmung in Malerei, einer Abschrift von Vadians Chronik beigegeben (Stadtarchiv St.Gallen, Bd. 677a, S. 431). Wenig verkleinert.

Vadian veranlasste 1545 für die Stumpfsche Chronik die Aufnahme eines Stadtprospektes, die der Sattler Gügi in St.Gallen ausführte. Wahrscheinlich ist es die bräunlich getuschte Federzeichnung (ca. 18 : 30 cm), die 1943 in Zürich zum Vorschein kam und von Prof. W. Ehrenzeller für das Historische Museum in St.Gallen erworben wurde. (Veröffentlicht *W. Ehrenzeller,* Vadian, Die Stadt St.Gallen. Vom Oberbodensee, St.Gallen 1943).

Vadian schrieb, von dem kleinen Werke sehr befriedigt, unter dem 14. Mai 1545 an Heinr. Bullinger, den Besuch Gügis in Zürich anzeigend (Vadianische Briefsammlung VI, 1, Nr. 1395, S. 416): »Ir werdend ain hübschen Maler sähen; ist sattler, sed admirandi et longe elegantioris ingenii, quam ore et fronte polliceatur. Es könd es der Apelles nit eigentlicher gemacht haben dann er, dermassen das unsere rechten und künstlichen maler sich der arbeit nach im nit habend ferner underwinden wöllen.« Dazu Vadian an Bullinger, 8. Juni 1545, und Bullinger an Vadian, 14. Juni 1545 (Vadianische Briefsammlung VI, 1, Nr. 1399 und 1400, S. 421 f).

Vermutlich auf Grund dieser Vorstudie schuf Heinrich Vogtherr im Format 29,8 : 41,8 cm einen mit der Jahreszahl 1545 versehenen und als Einblattdruck ausgehenden Holzschnitt (Abzug in der graphischen Sammlung der Zentralbibliothek Zürich, Reproduktion u. a. als Tafel 1, vor S. 1, in *A. Hardegger, S. Schlatter, T. Schiess,* Die Baudenkmäler der Stadt St.Gallen, St.Gallen 1922); dazu *J. Zemp,* Schweiz. Bilderchroniken und ihre Architekturdarstellungen, Zürich 1897, S. 239, *E. Egli,* Das älteste Stadtbild von St.Gallen, Zwingliana I, 1897—1904, Nr. 13, 1903, S. 341 ff.

Eine verkleinerte Kopie dieses Holzschnittes (13,8 : 17,4 cm) wurde der Stumpfschen Chronik von 1548 beigegeben (5. Bd. Vom Thurgau, Fol. 42 v). Ein Abzug davon, durch Kaspar Hagenbuch (gest. vor 1579) koloriert, wurde in Wolfgang Fechters Abschrift von Vadians Chronik geklebt, die Vadian 1549 dem Rat von St.Gallen schenkte, und die sich heute als Band 677a im Stadtarchiv St.Gallen befindet.

Ich verdanke Angaben und Hinweise Dr. Dora F. Rittmeyer in St.Gallen und Dr. A. Pfister in Basel.

Der Prospekt gibt den Blick auf die Stadt von Westen, vor Multer- und Scheibenertor. Dominierend stehen, von links nach rechts, die Türme von St. Mangen, St. Laurenzen, des Münsters; rechts der Grüne Turm der Stadtbefestigung, darüber das Schlösschen an der Berneck (heutige Falkenburg), St.Georgen, die Mühlen an der Steinach. Im Vordergrund weitgedehnte Bleichen und Schützenstand, im Hintergrund, jenseits der Vorstadt, Brühltor, Brühl, Brühlbleichen, die Aussicht zum Bodensee.

Aus dem Satzungsbuch St.Gallen, 1426 (nach Seite 44)

Satzungsbuch der Stadt St.Gallen von 1426, Fol. XIIII. Stadtarchiv St.Gallen, Nr. 540. Verkleinert.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts waren die geltenden Ratssatzungen ein erstes Mal kodifiziert worden; 1426 wurden sie neuerdings gesammelt und nach Sachgebieten geordnet. Dieses sogenannte zweite Stadtbuch, sorgfältig und mit dekorativer Schönheit geschrieben, wurde bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts benützt und laufend ergänzt; 1508 beschlossen die Räte, ein drittes Satzungsbuch zu redigieren und an Stelle des zweiten von 1426 aufzulegen.

Die hier abgebildete Seite enthält Vorschriften über die Kontrolle und Bezeichnung der Exportleinwand, über die Massregelung derer, die das Zeichen betrügerisch änderten. So bestimmt zum Beispiel die zweite Satzung: »Es ist gesetzt, welhes tůch ze smal ist durch das sol man zwelff schnitz tůn das ie dz stuk zehen eln hab«, das heisst, ist die Leinwand zu schmal, so soll das Stück von 120 Ellen Länge in zwölf Abschnitte zu zehn Ellen zerschnitten werden, wodurch es für den Export ausser Betracht fiel.

Aus dem Steuerregister St.Gallen, 1486 (nach Seite 76)

Steuerregister der Stadt St.Gallen von 1486. Stadtarchiv St.Gallen. Verkleinert.

Die Steuerliste wurde alljährlich vom Steuermeister, nach Gassen in gleichbleibender Reihenfolge, aufgestellt und in ihr die Steuerpflichtigen, den Häuserzeilen entlang, aufgeführt. Diese Steuerregister sind von 1402 an in grosser Zahl, wenn auch nicht in völlig lückenloser Serie erhalten (vgl. *W. Näf*, Die Familie von Watt, St.Gallen 1936, S. 7, Anm. 1) und bilden für das Steuerwesen der

Stadt, die Besitzverhältnisse der einzelnen Bürger, aber auch ihre Lebensdaten, die Zahl der Häuser und der Steuerpflichtigen eine sehr aufschlussreiche Quelle.

Die Steuer betrug im 15. und 16. Jahrhundert normalerweise 1/4 % vom Vermögen, berechnet, seit 1427, in Pfund Pfennig, Schilling und Pfennig (℔, β, δ): 1 Pfund Pfennig = 20 Schilling, 1 Schilling = 12 Pfennig, 1 Pfund = 240 Pfennig. Durch Multiplikation des Steuerbetrages mit 400 kann also die Höhe des versteuerten Vermögens errechnet werden. Das Pfund Pfennig war eine Rechnungseinheit von beträchtlicher Höhe; es kann an Kaufkraft für diese Zeit, in allerdings sehr ungefährer Schätzung, etwa hundert Franken gleichgesetzt werden (vgl. *W. Näf*, Die Familie von Watt, S. 12, Anm. 1).

Die wiedergegebene Seite aus dem Jahre 1486, also aus Vadians Kinderzeit, führt einen Teil der Steuerpflichtigen »hinder der Brotloben« (heute Hinterlauben) auf, wo Vadians Vater Lienhard mit seinen beiden Brüdern Hug und Hans von Watt das Familienhaus zum Goldapfel bewohnte. Die Steuersumme Lienhards (5 ℔ 17 β) entspricht 2340 Pfund, diejenige Hugs (6 ℔) 2400 Pfund, diejenige von Hans (4 ℔ 15 β) 1900 Pfund Vermögen. Steuerleistung und Vermögen der drei jungen Brüder von Watt erweisen sich, im Vergleich mit den übrigen Posten der Liste, als beträchtlich; von ihnen wurde später Hans mit fast 10 000 Pfund versteuerten Vermögens (im Jahre 1516) der bei weitem Reichste im Hause von Watt.

Vadians Poetendiplom von 1514 (nach Seite 144)

Vadians Poetendiplom, ausgestellt in Linz, den 12. März 1514 (vgl. S. 143 f). Pergamenturkunde mit Kaisersiegel im Stadtarchiv St. Gallen. Stark verkleinert.

Dr. M. Gabathuler gibt, in einer Beschreibung und Würdigung von Vadians Dichterkrönung (St.Galler Tagblatt, 28. November 1942, Nr. 560) die folgende Übersetzung des lateinischen Textes:

»Wir, Maximilian, von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kaiser, allezeit Mehrer des Reiches, König von Deutschland, Ungarn, Dalmatien, Kroatien usw., Erzherzog von Österreich, Herzog von Burgund, Brabant, Steiermark, Kärnten, Krain, Limburg, Luxemburg und Geldern, Landgraf vom Elsass, Fürst von Schwaben, Burggraf zu Habsburg und vom Hennegau, Fürst und Graf von Burgund, Flandern, Tirol, Görz, Artois, Holland, Seeland, Pfirt, Kiburg, Namur und Zutphen, Markgraf des Heiligen Römischen Reiches ob der Enns und von Burgau, Herr von Friesland, der Mark Slawonien, Mecheln, Pordenone und Salins, entbieten dem ehrsamen, ergebenen, lieben Joachim Vadian aus der Schweiz, Lehrer der freien Künste, Mitglied Unserer Erzherzoglichen Universität zu Wien, dem Redner und gekrönten Dichter, Unsere kaiserliche Gunst und alles Gute.

Wie das ehrwürdige Altertum den, der im Kriege eine Mauer zuerst überstiegen oder einen tüchtigen Bürger vor dem Tode gerettet hatte, mit der Mauer-

oder Bürgerkrone beschenkte, so hielt die verständige Nachwelt es für wert, gelehrten, hervorragenden Schriftstellern die gebührende Ehre und den gebührenden Rang zuzuerkennen. Sie fand es nicht unbillig — so wie ein berühmter Heerführer zum Lohn für die Erringung eines Sieges mit einem Kranze beschenkt wurde —, auch einen hervorragenden Schriftsteller, der einen Stoff in herrlicher, gelehrter und formvollendeter Weise der Erinnerung der Nachfahren überlieferte, mit einem ewigen Kranze immergrünen Lorbeers auszuzeichnen, indem sie mit Recht die Verdienste beider einander gleich erachtete: der eine führte ein Unternehmen mit Eifer und Tatkraft durch, der andere verewigte eine tüchtige, herrliche Tat zum Schutze vor der Zerstörung durch die Folgezeit in schriftlichen, treu bewahrenden Denkmälern.

Nach diesem ehrwürdigen Brauch der früheren göttlichen Kaiser und zu dem Zweck, dass deine Tüchtigkeit, ausgezeichnet, in Zukunft noch Grösseres ersinne und noch mehr die Helden besinge und preise, haben wir dich, vorbenannten Joachim, nach Anhörung deines Gedichtes voll Gelehrsamkeit und Bildung, das du aus eigenem Können zum Lobe unseres göttlichen Vaters, Friedrichs III., und zu unserem Lobe geschaffen, persönlich vor Unserer Majestät und der erlauchten Versammlung Unserer Vornehmen und Unseres Hofstaates vorgetragen und durch eine schöne Begrüssungsansprache eingeleitet hast — aus eigenem Willen, auf Grund sicheren Wissens und Unserer kaiserlichen Macht wegen deiner Sprach- und Redekunst mit dem Lorbeerkranz beschenkt und geschmückt und obendrein mit einem goldenen Ringe ausgezeichnet und dich zum gekrönten Dichter und Seher und wortesmächtigen Redner erklärt, wie wir durch diese Urkunde dich zum lorbeergekrönten, von Unsern heiligen Händen bekränzten, geschmückten und durch den goldenen Ring ausgezeichneten Dichter und Seher und wortgewaltigen Redner ernennen und erklären. Dabei geben und gewähren Wir dir und bestimmen durch diesen kaiserlichen Erlass, dass du ferner an allen Hochschulen, besonders den Universitäten, sowohl in der Dichtkunst als in der Redekunst lesen, lehren, dozieren und interpretieren und ausserdem alle Privilegien, Vorrechte, Begünstigungen, Ehren, Vorteile, Gnaden und Freiheiten frei gebrauchen und geniessen und dich ihrer erfreuen sollst und kannst, welche die übrigen von uns gekrönten Dichter und ernannten Redner bis jetzt besessen und gebraucht haben oder wie immer sie sich ihrer erfreuten und sie innehatten nach Brauch oder Recht.

Wir gebieten daher allen und jedem Fürsten des Heiligen Römischen Reiches, kirchlichen wie weltlichen, den Gemeinden, Universitäten und Untertanen, an welchen Orten im gesamten Römischen Reiche sie sich befinden und welchen Ranges und Standes sie sein mögen, dich die von Uns verliehene Würde, Rang und Stand und alle Vorrechte und Auszeichnungen, die du nach Recht und Brauch besitzest, geniessen und dich ihrer erfreuen zu lassen unter Strafe Unserer schwersten Ungnade und zwölf Mark reinen Goldes. Dieser Strafe verfallen die Zuwiderhandelnden, wie sie wissen sollen, bei jeder Zuwiderhandlung ohne weiteres. Die Hälfte davon, verfügen wir, soll der Kaiserlichen Kasse zur Ver-

wendung zukommen und der Rest dem, welchem das Unrecht widerfahren ist, dem obgenannten Joachim.

Zur Bezeugung dieser Urkunde hängen wir unser Siegel an.

Gegeben in Unserer Stadt Linz am 12. März 1514, im neunundzwanzigsten Jahre Unserer Regierung über das Römische Reich und im vierundzwanzigsten Unserer Regierung über Ungarn.

Nach persönlichem Auftrag unseres Herrn, des Kaisers:

Ja. de Bannissis, P. Oberstain.«

Vadians Handschrift (nach Seite 220)

Gedicht Vadians in Vadians Handschrift Ad Poetices Tyrones Elegia. Original Stadtbibliothek St.Gallen, Ms. 65, Bl. 50. Originalgrösse der Schrift, doch ist am Rande eine Korrektur (leui für rudi in Vers 18) weggefallen.

Das Gedicht gehört seinem Inhalt nach der Wiener Zeit, der Umgebung der Vorlesung und des Buches De Poetica an; es darf angenommen werden, dass auch die Niederschrift damals erfolgte.

Von Vadians Hand ist aus dieser Zeit nicht viel auf uns gekommen (handschriftlich besitzt die Stadtbibliothek St.Gallen Vadians Rede auf König Wladislaw 1516); die erhaltenen Vadianischen Gedichte sind fast ausnahmslos im Druck überliefert, einige in Abschrift von anderer Hand. Wir geben daher diese Probe von Vadians schöner, charakteristischer Handschrift, fügen die Transskription bei und versuchen eine metrische Übersetzung, um dadurch die Anschauung eines Vadianischen Gedichtes nach Schriftbild, Sprachform und Inhalt zu bieten.

Eiusdem [gestrichen] ad Poetices Tyrones Elegia

Qui iuga Parnassi, Cyrrhaeaque prendere saxa
    Vult animo, et celebres Carmine nosse Deas.
Pellegat in primis ueterum doctissima Vatum
    Scripta libens, animo condat et ipsa suo.
5 Hinc ueluti coelis effusus spiritus auget
    Naturę stimulos, ingeniumque mouet.
Si data naturae est tibi gratia, diuite coelo
    Quae venit, in multis saepe sine arte potens.
Si minus: estque aliam tua mens procliuis in artem,
10 Hanc sequere, et culto pectore doctus eris.
Quandoquidem uarijs rerum uariata Cupido est,
    Inclinantque animos rarius astra pares.
Interea legisse sat est, scripisse caueto
    Carmine non culto, Cherilus alter eris.

15 Excole uersiculis titubantem Barbare linguam
Et Vatum fruges hac tibi parte metes.
Expolit os linguamque nouat, non trita Poesis,
Inque * rudi pulchrum corpore numen habet. * leui
Quod si indefessam capit oblectatio mentem
20 Et subit exiguo terque quaterque die.
Carmina si speras imitari posse volentem
Grandia, sique rudes pergis arare modos.
Si tecum cantas meditando et sedulus ungues
Rodis, et egregium mente reuoluis opus.
25 Sique agili sentis calamo succedere uotis:
Et nullo victus coepta labore sinis.
Impertisque dies placitis noctesque Poetis
Et studij comes est prompta Minerua tui.
Si tibi Mantoi sunt grata inuenta Poetae
30 Si stilus, et uocum Schemata pulchra placent.
Et Latiae noua norma Lyrae praecordia pulsat:
Si subeunt Elegi, si subeuntque Ioci.
Concipe fidenter coeli te munere Vatem
Institui, et uentis turgida uela dato.

Elegie an die Jünger der Dichtkunst

Wer zu erklimmen im Geist den Parnass und die delphischen Felsen
Und zu erkennen begehrt, Musen, euch, liederberühmt,
Lese zuerst genau der alten Dichter gelehrte
Schriften mit willigem Sinn, präge sie ein seinem Geist!
5 Dadurch steigert der Hauch, der gleichsam von oben herabweht,
Jeglichen Trieb der Natur, und er bewegt das Talent,
Wenn dir geschenkt ist vom gütigen Himmel natürliche Gabe,
Wirksam in Vielen von selbst, oft ohne Kunsttheorie.
Fehlt dies, und ist dein Talent geneigt zu anderer Übung,
10 Geh diesen Weg, und gelehrt wirst du durch Bildung dann sein;
Wohnt doch verschiedenen Menschen verschiedene Lust zu den Dingen
Inne und lenkt das Gestirn gleiche Gemüter nicht oft.
Hast du gelesen, genügt dies fürs erste, denk noch nicht ans Schreiben,
Durch ein schlechtes Gedicht wirst du nur Choerilus gleich.
15 Bilde mit Versen heran die barbarisch stammelnde Sprache,
So fällt auf diesem Gebiet Ernte der Dichter dir zu.
Jungfrische Dichtkunst verfeinert den Mund, erneuert die Zunge,
Auch dem bescheidenen Leib spendet sie herrlichen Geist.
Doch wenn den munteren Sinn die Lust des Schaffens ergreifet
20 Und in der Kürze des Tags dreimal und viermal sich regt,
Wenn deinem Willen du zutraust Erhabnes nachahmend zu dichten,

Und dich des rauhen Gedichts Weisen zu glätten bemühst,
Wenn du gedankenvoll singst und emsig kaust an den Nägeln
Und das vortreffliche Werk wendend und wälzend durchdenkst,
25 Wenn zu genügen du weisst deinem Vorsatz mit hurtiger Feder,
Nie von der Mühe erschöpft lässest Begonnenes ruhn,
Weihst deine Tage und Nächte den auserwählten Poeten,
Wenn, deines Eifers Genoss, gnädig Minerva dich lenkt,
Wenn dir des Sängers aus Mantua bunte Gesichte vertraut sind,
30 Wenn dich begeistert sein Stil und seiner Worte Figur,
Und das lateinische Lied in neuer Kunstform dich anregt,
Wenn Elegien entstehn, einfällt der lustige Schwank, —
Dann, dass zum Dichter geboren du seist durch die Gnade des Himmels,
Glaube und setze getrost schwellende Segel dem Wind!

Seite aus Pomponius Mela (nach Seite 268)

Seite aus Vadians Scholien zu Pomponius Mela 1518, Fol. 51v (vgl. S. 269). Exemplar Stadtbibliothek St. Gallen, S 651. Verkleinert.

Die Seite gibt den Anfang des zweiten Buches: Melas Text in grösserem Druck, Vadians Scholien, in kleineren Lettern, diesen Text umrahmend. Die Scholien samt Hinweis am Rande nehmen (unten an der Seite) auf Vadians Elegia De Insignibus Bezug.

Titelblatt: De Poetica (nach Seite 284)

Titelblatt von De Poetica (vgl. S. 277 ff). Exemplare der Stadtbibliothek St.Gallen S 589 und der Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg Ge 347 (Sammelband). Originalgrösse.

Unter dem Titel ein Gedicht An den Leser von Vadians Schüler Seb. Reinald, dessen Kollegheft Vadian der Ausarbeitung des Buches zugrundegelegt hatte (S. 245).

Titelblatt: Dialog mit dem Tode (nach Seite 308)

Titelseite von Vadians Gespräch mit dem Tode (vgl. S. 312). Exemplar der Zentralbibliothek Zürich XVIII 293 (Sammelband). Grösse des Originals.

Vers 14 Choerilus: Der Dichter Choerilus aus der Zeit Alexanders des Grossen wird zweimal tadelnd bei Horaz erwähnt (Episteln 2, 1, 233 und Poetik 357). Vadian selbst nennt ihn in einem Briefe an Huldrych Zwingli vom 7. Mai 1513 (Vadianische Briefsammlung VII, Nachträge Nr. 1; Zwinglis Briefwechsel I, Nr. 9a): Der überhebliche Choerilus wird von Ungebildeten oft dem wahren Dichter (Homer) vorgezogen. Nachweis Dr. M. Gabathuler.

Vers 29 der Sänger aus Mantua: Vergil.

Das Blatt gibt den Titel und den Beginn (fünf Disticha) des Gesprächs: Vadians Anrede und die erste Entgegnung des Todes.

Der Holzschnitt zeigt, im Stile der Zeit, die beiden Gesprächspartner: die konventionelle Gestalt eines Gelehrten im faltigen Mantel, mit kleiner Mütze und den Tod, nicht als Knochenmann, sondern als magere Gestalt, nur mit dem Lendentuch bekleidet; in der rechten Hand hält er vermutlich die Klapper der Leprosen; am Boden liegen seine Waffen: Sense, Spiess, Bogen und Pfeil, Fallstrick. Der blätterlose Baum und das dürre Gras kennzeichnen das Absterben der Natur und verstärken den Eindruck der Darstellung.

Wappen der Familie von Watt, 1430 (nach Seite 336)

Das Wappen der Familie von Watt aus dem Wappenbrief vom 6. Dezember 1430. Original Stadtarchiv St.Gallen, Trucke T, Nr. 33a. Reproduktion des ganzen Dokumentes bei *W. Näf*, Die Familie von Watt, nach S. 32. Originalgrösse des Wappens.

König Sigmund hatte den Wappenbrief von Überlingen aus am 6. Dezember 1430 den Brüdern Hug, Hans und Konrad von Watt und ihrem Vetter Peter von Watt verliehen. In seinem Text wird das Wappen wie folgt beschrieben: »einen Schilt mit einem weißen Felde und dorynne eynen swartzen Greiffen habende umb den Hals eine guldene Ketten mit einem guldin Ringe und uff dem Schilde einen Helm mit einer swartzen und wißen Helmdecke und uff dem Helm ein swartzer Greiff biss an die Brust ouch mit einer guldin Ketten und ring als in dem Schilde« (vgl. *W. Näf*, Die Familie von Watt, S. 27).

Von diesem Wappenbild geht Vadians Elegia De Insignibus aus; vgl. S. 315 f und S. 337 ff.


Register



Das Register verzeichnet die Personennamen in der gebräuchlichsten Form mit Hinweis unter einer vorkommenden anderen Namensform (also Collimitius, Hinweis unter Tannstetter; Reuchlin, Hinweis unter Capnio).

Hauptstellen werden durch unterstrichene Zahlen hervorgehoben.

Wenn ein aus dem Text registrierter Name auf derselben Seite in einer Anmerkung vorkommt, wird die Anmerkung nicht mehr gesondert aufgeführt.

Die in den Anmerkungen erwähnten modernen Autoren sind mit der Stelle, die die volle bibliographische Angabe macht, aufgenommen und durch Kursive bezeichnet.

Zwei besondere Register sind als Sachregister ausgebaut:

Unter St. Gallen werden die politischen Ereignisse und die Verfassungsinstitutionen verzeichnet, unter Vadian die biographischen Daten und die Werke. Bei den Schriften Vadians wird zuerst die Stelle vermerkt (kursiv), die den unverkürzten Buchtitel wiedergibt.

St. Gallen

Vadian